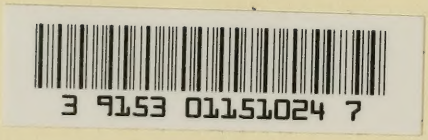
DER FÜRST VON LIGNE

ERINNERUNGEN UND BRIEFE

MANZ VERLAG, WIEN

Please
handle this volume
with care.

The University of Connecticut
Libraries, Storrs



GAYLORD RG

2.00

SCHOENHOF'S
Importers of Foreign Books
1280 Massachusetts Avenue
CAMBRIDGE, MASS.

Emerika 112/3, 202, 209 212

Koalitions Krieg 126

Fahne 130

Histor. grösse 131

Der Freunde 163, 286/7

Ehre 164

Combined operations 255

Homer 296, 306

Geopolitik 303

Jahreskg 33/341

DER FÜRST VON LIGNE

Der Druck dieses Werkes erfolgte in einer
einmaligen Auflage von eintausend
numerierten Exemplaren

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung,
vorbehalten

Copyright 1920 by Manz Verlag, Wien

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/derfrstvonlign00lign

DER FÜRST VON LIGNE

ERINNERUNGEN UND BRIEFE

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
ÜBERSETZT UND HERAUSGEGEBEN
VON
VICTOR KLARWILL

MIT 40 BILDBEILAGEN
UND 2 HANDSCHRIFTEN

1920

MANZ VERLAG, WIEN

DER FÜRST VON LIGNE ALS GARDEKAPITÄN.

DER FÜRST VON LIGNE

ERINNERUNGEN UND BRIEFE

AUS DEM FRANZÖSISCHEN
ÜBERSETZT UND HERAUSGEGEBEN
VON
VICTOR KLARWILL

MIT 40 BILDBEILAGEN
UND 2 HANDSCHRIFTEN

1920

MANZ VERLAG, WIEN

VORWORT

Das so eifrig forschende und schürfende deutsche Schrifttum hat dem Fürsten Karl Joseph von Ligne in den letzten Jahrzehnten recht geringe Aufmerksamkeit geschenkt. Hie und da erinnert sich seiner ein Feuilleton oder ein Aufsatz in einer Zeitschrift, man nennt den Fürsten, wenn vom Wiener Kongreß die Rede ist, man preist ihn als den geistreichsten Mann seiner Zeit... aber der deutsche Leser kennt ihn kaum. Vielleicht ist daran auch der große Umfang seiner Schriften schuld, der jedoch Belgier und Franzosen bis in die allerjüngste Zeit nicht gehindert hat, Teile der allerdings sehr zahlreichen, mitunter ein wenig verblaßten Werke des Fürsten neu zu drucken. Größere Folgen der Briefe Lignes, einzelne seiner Skizzen, wie beispielsweise die militärischen Aufsätze oder seine Abhandlung über die Juden und noch vieles andere, wurden aber stets wieder hervorgeholt und gerne gelesen.

In des Fürsten flandrischer Heimat entstand die Kunst der Gobelinweberei, und der Übersetzer seiner Schriften muß einiges von der Sorgfalt der alten Teppichweber mitbringen, wenn er seine Arbeit zu gedeihlichem Ende bringen will. Freimütig bekennt der Fürst von Ligne, daß er niemals einen seiner Briefe nachgelesen und mit dem Worte gerungen habe. Der Weg vom Kopfe bis zur schreibenden Feder war ihm kein Dornenpfad. Er hat auch gewiß stets ganz genau gewußt, was er sagen wollte; aber er hat dieses Geheimnis leider mit sich genommen und die Aufklärung der vielen unklaren Stellen in seinen Werken den Späteren überlassen. Fast in jedem seiner Briefe, Aufsätze und Gedichte stößt man inmitten der Freude an Liebenswürdigkeit,

Geist, Seelengröße und ungesuchter Herzensgüte auf Stellen, wo ein dichter Nebel von Worten den Schritt hemmt. Diese Knoten zu lösen, diese Wirrnis aufzuhellen kostet oft harte Mühe, denn dem Autor soll Gerechtigkeit werden, und seine Gedanken müssen unverloren bleiben. „Gesprochenen Styl“ hat Frau von Staël Lignes Schreibweise genannt, und Talleyrand hätte gerne geschrieben, wie der Fürst sprach, aber lieber nicht so gesprochen, wie er schrieb. Da eine deutsche Ausgabe der Briefe Lignes seit mehr als hundert Jahren nicht erschienen ist, bleibe jenem alten Buche jeder Vorwurf erspart. Die jüngeren französischen Herausgeber jedoch haben sich ihre Aufgabe herzlich leicht gemacht. Ein Neudruck nach dem anderen wurde veranstaltet, auf teurem Papier und auch auf billigem, aber alle Unklarheiten wurden getrost beibehalten, kein einziger der grausam verstümmelten Personen- und Ortsnamen, keine falsche Jahreszahl wurde richtiggestellt, und dem Fürsten von Ligne blieb es überlassen, seine Leser trotzdem zu fesseln, zu unterhalten, zu belehren und auch zu rühren. Dies alles ist ihm noch stets geglückt.

Ein belgischer Biograph Lignes schließt seine Arbeit mit dem Wunsche nach einer Auswahl aus des Fürsten Schriften, die, befreit von den so lange mitgeschleppten unklaren Stellen und Fehlern, aber versehen mit den entsprechenden Erläuterungen, des Mannes würdig wäre, den die Mitlebenden als einen ihrer Besten liebten. Dieses berechtigte Verlangen wenigstens teilweise zu erfüllen, wurde jetzt versucht. Nach allen jenen, die über den Fürsten von Ligne gesprochen haben, soll nun endlich er selbst das Wort nehmen.

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten von Ligne werden hier zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlicht. Sie erschienen 1846 in der Pariser Revue Nouvelle nach einer Handschrift aus dem Besitze des Fürsten Eugen von Ligne, Präsidenten des belgischen Senates und Enkels des Fürsten Karl Joseph. Einige kleine Aufsätze aus anderen Teilen seiner Werke, die sich in den Rahmen dieser Erinnerungen einfügen ließen, wie die Reise nach Spa, die Begegnungen mit Rousseau und anderes, wurden an der entsprechenden Stelle verwertet. Die Briefe, soweit sie nicht un-

gedruckt waren, wurden nach den verschiedenen im Anhange aufgezählten Ausgaben bearbeitet. Auch auf den Fürsten von Ligne trifft das Wort Kürnbergers zu, daß ein Schriftsteller nur den kleineren Teil seiner Tätigkeit in seinen Werken hinterläßt, und das Meiste, was er geschrieben hat, Briefe sind. Und gerade ein Meister des Briefes war der Fürst von Ligne.

Sein Name hat noch so guten Klang, daß dem Herausgeber eine reiche Schar freiwilliger, gütiger Helfer erstand. Ihrer zu gedenken, ist eine freudig erfüllte Pflicht. Herzlichster Dank gebührt Seiner Königlichen Hoheit dem Herrn Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar, der die Wiedergabe der an Karl August gerichteten Briefe des Fürsten von Ligne gestattete. Nicht minderer Dank sei gesagt dem Nachkommen des Fürsten-Marschalls, Herrn Alfons Clary-Aldringen aus dem Geschlechte der Fürsten von Clary und Aldringen, dessen unerschöpflicher Güte der bisher unbekannte Brief an Friedrich von Gentz und das hier ebenfalls zum ersten Male gebrachte Testament Lignes zu danken sind. Gleicher Herkunft sind die Bilder der Fürstin Clary-Ligne und des sogenannten Ligne-Zimmers im Schlosse zu Töplitz-Schönau, des einzigen noch erhaltenen von Ligne einst bewohnten Raumes, und viele andere wertvolle, aus dem Familienkreise stammende, bei der Arbeit gerne benützte Mitteilungen. Tief verpflichtet ist der Herausgeber auch Herrn Ministerialrat Dr. Oskar Mitis, Direktor des (Haus-, Hof- und) Staatsarchives in Wien, der die Veröffentlichung der an Kaiser Franz und den Grafen Colloredo gerichteten Schreiben Lignes gestattete. Herr Sektionsrat Josef Hardegg aus dem Geschlechte der Grafen Hardegg zu Glatz und im Machlande förderte einige wichtige, hochwillkommene und bisher unbekannte Aktenstücke aus den Beständen des früheren Obersthofmeisteramtes zutage. Aufrichtigster Erkenntlichkeit seien weiters versichert: Die Direktion und die Herren Beamten der Nationalbibliothek in Wien, Herr Direktor Dr. Rudolf Payer-Thurn der Fideikommißbibliothek in Wien und seine ausgezeichneten Mitarbeiter, die Direktion des fürstlich Liechtensteinischen Hausarchives in Wien, die Direktion des Adelsarchives in Wien, Herr Ministerialrat Professor Dr. Kretschmayr und Herr Staatsarchivar

Dr. Kallbrunner vom Allgemeinen Archive der Staatsämter des Inneren und der Justiz in Wien, die Direktion des Kriegsarchives und die an diesem Institute wirkenden Herren Oberstleutnant Alfred Schrötter-Rauhwegen und Georg Sobička und die Herren Beamten des Archives der Stadt Wien. Die unendliche Geduld und Güte, welche alle die Genannten bei Förderung dieser Arbeit bewiesen haben, zeigt, daß der Fürst von Ligne noch unvergessen ist in der Stadt, wo er so lange gelebt hat.

Auch der Bilderschmuck des Buches konnte nur mit weitgehender Unterstützung öffentlicher Institute und hochherziger Sammler so reich werden. Herr Graf Alexandre de Laborde, Mitglied des Institut de France in Paris, dessen Ruf als Gelehrter in Wien ebenso fest begründet ist wie in seinem Vaterlande, hat sich der Aufgabe unterzogen, einige nur aus französischen, schwer zugänglichen Archiven erhältliche Daten beizusteuern, und ihm ist auch das Bildnis der Marquise de Coigny zu danken. Da der österreichische Fiskus teils notgedrungen, teils aus überkommener Neigung so ziemlich der beutegierigste der Welt ist, kann jenen Sammlern leider nicht namentlich gedankt werden, aus deren Schätzen so viele, bisher ungeschaute Bilder stammen. Den Herren Direktor Dr. Josef Meder und Kustos Dr. Anton Reichel von der „Albertina“ in Wien ist das scheinbar Unmögliche gelungen, daß in der vorliegenden Schrift bisher noch nie gezeigte Bildnisse Maria Theresias und des Fürsten Kaunitz, nebst sonstigen unbekannten Kostbarkeiten gebracht werden konnten. Einige Schabkunstblätter aus der Fideikommißbibliothek mögen den so wenigen bekannten und unerreicht hohen Stand erweisen, den diese edle Kunst einst in Wien eingenommen hat. Die Bibliothek und besonders der in den Kreisen der Wissenden zu verdienter Berühmtheit gelangte Zettelkasten des Herrn Max Portheim in Wien haben auch hier, wie in so vielen anderen Fällen, wertvollste Dienste geleistet. Wenn eine der Vollständigkeit nahekommende Bibliographie und Ikonographie des Fürsten von Ligne zustande gebracht werden konnte, so gebührt dieses Verdienst der selbstlos geleisteten Mitarbeit des Herrn Portheim. Der mühevollen Aufstellung des Personen- und Orteregisters hat sich Herr Emmerich

Zenegg-Scharffenstein, Direktionsadjunkt des (Haus-, Hof- und) Staatsarchives mit aller Sorgfalt gewidmet. Ihm sei ebenfalls wärmster Dank gesagt.

Der Fürst von Ligne hat eine Anzahl seiner Werke in der Druckerei seines Schlosses zu Belœil herstellen lassen. Es wurde darnach gestrebt, diesem Buche die Form eines der ungemein selten gewordenen Belœildrucke zu geben.

Mit einem Briefe an die berühmte und berüchtigte Gräfin Cosel beginnt die Reihe der hier wiedergegebenen Briefe des Fürsten von Ligne, mit einem Schreiben an Caroline Pichler endet sie. Daraus sei aber auf keine Sinnesänderung vom Romantischen zum Bürgerlichen geschlossen; ein ungesuchter Zufall hat es so gefügt. Der Fürst von Ligne ist sich stets treu geblieben als einer der feinsten, liebenswürdigsten und anziehendsten Geister einer versunkenen Epoche. Möge der Herausgeber nur den einen Vorwurf vernehmen, daß der Leser den Worten des Fürsten von Ligne gerne länger gelauscht hätte, als es der Umfang dieses Buches erlaubt.

Wien, im Juli 1920.

Je n'écrirais pas tout cela si l'on devait me lire à présent, mais, cent ans après, ces petites choses qui ont l'air d'être des riens font plaisir.

(Mémoires du Prince de Ligne)

BIOGRAPHISCHE EINLEITUNG

In den Tagen vom fünfundzwanzigsten bis siebenundzwanzigsten Juli des Jahres 1914 feierte Brüssel, die festesfrohe Hauptstadt des damals stets zu Festen bereiten Belgien, das Andenken des Fürsten Karl Joseph von Ligne. Noch fehlten zwar ein paar Monate auf das volle Jahrhundert seit seinem Tode, aber man war begierig, der neuen, im französischen Sprachkreise gelegenen belgischen Literatur, dem Schrifttum der Rodenbach, Maeterlinck und Verhaeren endlich einen Ahnen zu finden. Einen Stammvater, nicht so ehrwürdigen Alters wie den Dichter der Historie van Reinhaert de Vos, den Vorfahren des vlaemischen Conscience, aber immerhin einen Ahnen, der sich sehen lassen durfte. Und so huldigte man denn im Fürsten von Ligne dem Adeligen, dem Theaterdichter, Versemacher, fröhlichen Philosophen, Meister der Briefschreibekunst und tapferen österreichischen Feldmarschall. Eine gelehrte Gesellschaft wurde gegründet, die sich eine vollständige Neuausgabe der Schriften des Fürsten zum Ziele setzte.

Die Tage, in denen diese Inthronisation eines längst Verstorbenen vollzogen wurde, sind zu beachten; sie waren die ersten des Weltgolgathas, und kaum eine Woche später zerbrachen die Panzerkuppeln von Lüttich unter den Geschossen der österreichischen Mörser. Die Preislieder zur Ehre des kaiserlichen Feld-

marschalls, fürstlichen Dichters und fruchtbarsten Geistes des Landes verstummten, und der Krieg brüllte über die Erde. So wenig folgerichtig sind oft die Ereignisse.

Uralt ist das Geschlecht der Ligne, das seinen Namen von dem kleinen, an der Römerstraße von Bavay nach Gent gelegenen Dorfe Ligne trägt. Nahe an tausend Jahre, seit dem elften Jahrhundert, sitzen seine adeligen Söhne im Hennegau, und ihr Schloß Belœil an der Bahnstrecke von Ath nach Mons hat über vierzig Generationen des gleichen Hauses blühen und welken gesehen. Auch um diesen Stammbaum haben die Sage und die Fantasie beflissener Genealogen reiche Ranken gesponnen, und der Fürst Karl Joseph von Ligne läßt sich die nie erwiesene, nie erweisbare, aber oft behauptete Herkunft seines Hauses von Karl dem Großen und Wittekind mit zweifelndem Lächeln, aber nicht gerade ungern gefallen. Auch die alten Pergamente waren geduldig, und der Sprung vom elften ins neunte Jahrhundert war nicht allzu gewagt. Sicher ließ so ein großer Herr seiner nicht spotten, wenn man mühselig und spitzfindig die Wurzeln des Stammbaumes bis zu dem alten Frankenkaiser hatte fortwachsen lassen.

Aus dem letzten Drittel des elften Jahrhunderts aber besitzt man sichere Kunde über die Ritter Heribrand und Walter von Ligne. Sie sind die Ahnen des heute noch bestehenden Hauses, dessen Äste die Arenberg, die Chimay und viele andere sind. „Wir waren alle tapfer, das vererbte sich vom Vater auf den Sohn“, sagt der Fürst von Ligne in seinen Denkwürdigkeiten und enthebt damit den Erzähler der Mühe, eine unendliche Reihe eisengepanzerter, reisiger Herren gleichen Namens vorzuführen und ihre Kriegsfahrten zu schildern.

Fast jedes Land in Europa hat innerhalb seiner Grenzen einen oder mehrere der Ligne in Waffen gesehen; kaum ein Krieg ist geführt worden, in dem sie nicht geblutet hätten. Auch im Weltkriege ist ein Ligne im belgischen Heere gefallen. Dem kriegerischen Verdienste des Hauses entsprach sein Aufstieg. Seine Sprossen wurden Pairs und Marschälle des Hennegaus, Barone, Ritter des goldenen Vließes und 1549 Reichsgrafen. Auch die Kunst des Heiratens verstanden die Herren von Ligne. Sie

versippten sich mit dem belgischen, burgundischen, englischen, französischen, deutschen, italienischen und spanischen Adel, und so manche Grafschaft und manch ein Städtchen fügte sich an den ungeheuren Grundbesitz, dessen Kern aber immer Belœil blieb.

Mit Bulle vom zwanzigsten März 1601 erhob Kaiser Rudolph II. den Grafen Lamoral von Ligne in den erblichen Reichsfürstenstand. Dieser erste Fürst von Ligne war Ritter des goldenen Vließes, Grand von Spanien erster Klasse, Staatsrat des Erzherzogs Albrecht von Österreich, Gouverneur und Generalkapitän von Artois. Er war vermählt mit Maria von Melun, der Erbin der Markgrafschaft Roubaix; die Gattin seines vor ihm verstorbenen Sohnes war Luise von Lothringen, die Urenkelin des Herzogs Anton von Lothringen und Bar. Man sieht, das Haus, zu dessen Vorfahren auch Ferdinand Cortez und Maria Stuart zählen, ist jeder Ahnenprobe gewachsen. Ein Enkel des Fürsten Lamoral, Claudius Lamoral, war Feldzeugmeister und General der Reiterei der Niederlande. Ein Chronist schildert ihn als „prachtliebenden, aber auch sparsamen, vom Kriegsglück begünstigten Herrn, stolz auf seine Verwandtschaft mit den Häusern Lothringen und Nassau.“ Dieser Claudius Lamoral wurde 1670 Vizekönig von Sizilien, Gouverneur von Mailand und Staatsrat des Königs in Madrid, wo er 1679 starb. Sein ältester Sohn, Heinrich Ludwig Ernst, war Gouverneur der Provinz Limburg und starb 1702. Aus seiner Ehe mit Johanna Monica von Aragon und Benavidez, Herzogin von Cordova und Segovia, stammten mehrere Söhne, deren in den folgenden Blättern genügend Erwähnung geschieht. Nur einem aus ihrer Reihe soll an dieser Stelle größere Beachtung geschenkt werden, denn er ist der Vater des Fürsten Karl Joseph Lamoral von Ligne, der sein buntes Leben hier später selbst schildern wird.

Claudius Lamoral Fürst von Ligne wurde am siebenten August 1685 geboren. Im spanischen Erbfolgekriege focht er unter den kaiserlichen Fahnen und zog mit dem Prinzen Eugen gegen die Türken. Er war ein echter Ligne, ein tapferer, glänzender Offizier, und wurde schließlich Feldmarschall und Inhaber eines wallonischen Infanterieregiments. Karl VI. und Maria Theresia betrauten ihn wiederholt mit ihrer Vertretung bei feierlichen

Staatsakten in den österreichischen Niederlanden. „Einen verteufelt stolzen Mann“ nennt der Sohn Karl den Vater, und der Anblick des von Claudius Lamoral mit dem Aufwand vieler Millionen brabanter Gulden fast ganz neu erbauten Belœil rechtfertigt dieses Urteil. Es war die Zeit, wo allenthalben die Nachahmungen von Versailles entstanden. Wer es sich nur leisten konnte oder wenigstens aus seinen Untertanen herauszuholen verstand, mußte sein Versailles haben. So wurde auch Belœil, „prächtig und ländlich zugleich“, der stolze Fürstensitz, den alle Reisehandbücher mit ihren Sternchen versehen, und dessen edlen, künstlerischen Prunk der Krieg glücklicherweise unberührt gelassen hat. Inmitten eines ungeheuren, von Schülern Le Nôtres angelegten Parkes mit schnurgerade beschnittenen Alleen steht das Schloß und findet sein Spiegelbild in einem großen, von fließenden Wassern gespeisten Teiche, an dessen Ufern eine gewaltige Marmorgruppe, Neptun von Tritonen und Najaden umgeben, aufgestellt ist. Die Gruppe ist ein Werk Henrions, eines Schülers von Pigalle. — „Meinem Vater gebührt der Ruhm von Belœil. Er ist nicht geringer, als wenn er ein Epos geschrieben hätte. Alles Große, Würdige, Edle, Majestätische gehört ihm zu. Nach seinen großen Gedanken blieben für mich nur mehr interessante und angenehme übrig. Auch ist das Große und die Größe fast immer langweilig. Mir ist ein Gesang Anakreons lieber als die Iliade, und ich ziehe den Chevalier de Boufflers der Großen Enzyklopädie vor.“ — Mit diesem Bekenntnis wird Fürst Karl dem Vater und sich völlig gerecht.

Nicht nur als fast königlicher Bauherr rechtfertigt Fürst Claudius das Wort des Sohnes. Wohl war er ein stolzer, aber auch ein treuer Mann und Diener seiner kaiserlichen Herrin. „Quo res cumque cadant, semper stat linea recta“ (wohin auch alles stürzen mag, immer bleibt die gerade Linie, der rechte Weg). So lautet der Wappenspruch der Ligne. Geradlinig, unbeugsam und rücksichtslos, auch gegen den eigenen Vorteil, war der alte Fürst. Friedrich der Große war in Schlesien eingefallen und führte seinen ersten Krieg gegen Maria Theresia. Der König wollte den Fürsten von Ligne auf seine Seite zwingen und drohte dem Wider-

SCHLOSS BELOEIL IN FLANDERN.

spenstigen mit der Wegnahme seines in Preußisch-Geldern gelegenen großen Besitztums Wachtendonk. Der Fürst verweist darauf, daß die Herrschaft seinem unmündigen Sohne gehöre, daß er nur Sachwalter des Kindes und nicht berechtigt sei, zu dessen Schaden zu verfügen. Friedrich ist nicht minder hartnäckig und verlangt vom Fürsten das Versprechen, den künftigen Herrn von Wachtendonk in preußische Dienste treten zu lassen. Allezeit Mehrer des Reiches! Da schreibt der Fürst von Ligne dem König von Preußen diesen Brief: „Der Fürst von Ligne ist Seiner Preußischen Majestät über alle Worte hinaus dankbar für Seiner Majestät gnädiges Anerbieten. Der Eifer für seine angestammten Herrscher verbietet ihm, irgend etwas für seinen einzigen sechsjährigen Sohn anzunehmen. Die Herrschaft Wachtendonk ist übrigens der Teil eines substituierten Besitzes. Das Haus der Fürsten von Ligne ist daran gewöhnt, dem erhabenen Hause Österreich noch größere Opfer zu bringen. Dank der unwandelbaren Treue, die seine Ahnen seit drei Jahrhunderten dem Herrscherhause bewahrten, hat das Haus Ligne jederzeit allen Versuchungen widerstanden. Das Haus darf sich rühmen, zur Zeit der Wirren und Aufstände in den Niederlanden sozusagen das einzige gewesen zu sein, das seine Haltung nicht geändert hat. Auch als Frankreich in den Kriegen von 1667 und 1700 alles verbrannte und verwüstete, um die Familien gefügig zu machen, sind die Fürsten von Ligne unerschütterlich geblieben. Wenn es daher Seiner Preußischen Majestät gefällt, sich des Ortes und Gebietes von Wachtendonk zu bemächtigen, so schmeichelt sich der Fürst von Ligne damit, daß er durch den Verlust seines Besitzes die Achtung eines so großen Herrschers gewinnen wird. Dies erscheint ihm vorteilhafter und rühmlicher, als die Erwerbung irgend eines Besitzes. Der Fürst von Ligne hofft auch, sich dadurch des gelegentlichen Schutzes Seiner Königlichen Majestät würdig zu machen.“ Männerstolz vor Königstronen, der durch ein besonderes Handbillett Maria Theresias an den treuen Vasallen gelohnt wurde, dessen „löblicher Eifer, vollkommene Anhänglichkeit und unerschütterliche Treue“ belobt wurden. Claudius Lamoral von Ligne war einer von jenen,

die, nach der Kaiserin Wort, die Neigung und Devotion für die Theresia bei keiner Gelegenheit bergen konnten.

Erst im Jahre 1721 — mit sechsunddreißig Jahren, merkwürdig spät für die damalige Zeit — hatte der Fürst mit Alexandrine, der wenig anmutigen siebzehnjährigen Tochter des Fürsten Ludwig Otto zu Salm-Salm, eine Vernunftehe geschlossen. Es galt, das neue Schloß mit neuen Menschen zu bevölkern, und dieser Aufgabe unterzog sich die stille und gedrückte Frau, die ein, allerdings aus weiblicher Feder stammender, Bericht einer stets tränenden Kerze vergleicht. Claudius Lamoral war ein strenger Hausvater, der der Gattin und den Kindern nur selten ein freundliches Gesicht zeigte. Der Kinder waren drei: zwei Töchter und ein Sohn, der nach vierzehnjähriger Ehe der Eltern am dreiundzwanzigsten Mai 1735 zu Brüssel im alten Stadtschloß der Familie, dem Hôtel de Ligne, zur Welt kam. Das Haus war reich an geschichtlichen Erinnerungen und hatte einige Zeit hindurch auch den berühmten Grafen Bonneval, einen der bekanntesten Taugenichtse seiner Zeit, beherbergt. In diesem alten Palaste ward jener Fürst von Ligne geboren, der einst den Namen seines Geschlechtes durch ganz Europa tragen sollte, der sich Unsterblichkeit erwarb und auch das Los vieler anderer Unsterblichen erfuhr und erfährt: Oft und oft richtig und falsch zitiert zu werden, aber nicht gekannt zu sein. Gleich jenem Größten, mit dem ihn in späteren Jahren herzliche Freundschaft verband, vermengt der Fürst Karl in seiner Lebensbeschreibung Dichtung und Wahrheit. Schon im ersten Satz bezeichnet er den Tag seiner Geburt als ungewiß. Das Taufregister von Sankt Gudula in Brüssel ist minder vergeßlich, denn dort heißt es: „23. Majus 1735. De licentia speciali Eminentissimi ac Reverendissimi Domini Cardinalis Archiepiscopi Mechliniensis baptizatus est in domo paterna sine nominis impositione filius legitimus Domini Lamoraldi Principis de Ligne, Sacri Romani Imperii et Amblise, supremi de Fagnolles, magnati Hispaniae primae classis, equitis Aurei Veleris, Suae Sacrae Caesareae ac Catholicae Majestatis a cubiculis, consiliarii status in Belgio Austriaco, generalis exercituum ac tribunus unius legionis pedestris sub

servitio Suae Praefatae Majestatis et Dominae Elisabethae Alexandrinae Mariae Principessae de Ligne, natae Principessae de Salm etc. conjugum. Suscepit in hoc actu Maria Josephina Claudina De Quiré obstetrix"*).

Gute und für den Täufling ehrenvolle Gründe hatten die sofortige Namengebung verhindert: Kaiser Karl VI. war um die Patenschaft gebeten worden und betraute seine Schwester, die Erzherzogin Maria Elisabeth, Statthalterin in den Niederlanden, mit seiner Vertretung bei diesem Gnadenbeweise. Das spanische Zeremoniell war damals noch viel langsamer als später, und so mußte das namenlose Fürstlein warten, bis der Kaiser im fernen Wien sich „Allergnädigst resolvieret".

Niemand ist so berufen, die Schicksale des Fürsten von Ligne zu erzählen, wie er selbst. Deshalb will dieser kurze biographische Abriß nur Irrtümer richtigstellen, die ihm bei der Niederschrift seiner Erinnerungen in späteren Jahren unterliefen. Bloß jene Epochen sollen etwas breiter behandelt werden, die in den folgenden Blättern mit weniger Einzelheiten bedacht sind. In den Memoiren meldet der Fürst, daß ihm die Mutter schon vierzehn Tage nach seiner Geburt gestorben sei. Dies ist unrichtig. Die Fürstin Elisabeth Alexandrine starb erst im Jahre 1739, früh genug, denn der Vater war nicht reich an erzieherischen Talenten. Das Opfer dieser vielfachen pädagogischen Versuche weiß selbst genug davon zu sagen, soviel, daß uns nichts hinzuzufügen übrig bleibt als das Mitleid mit dem mutterlosen Kinde, an dem bald

*) 23. Mai 1735. Mit besonderer Erlaubnis Seiner Eminenz des hochwürdigsten Herrn Kardinals und Erzbischofs von Mecheln wurde im väterlichen Hause ohne Namengebung getauft der eheliche Sohn der Ehegatten, nämlich des Herrn Lamoral von Ligne, des Heiligen Römischen Reiches und von Amblise Fürsten, Herrn von Fagnolles, Granden von Spanien erster Klasse, Ritter des goldenen Vließes, Seiner Heiligen und Katholischen Majestät Kammerherrn, Staatsrates in den österreichischen Niederlanden, Generals und Inhabers eines Infanterieregiments in Diensten Seiner Vorgenannten Majestät und der Frau Elisabeth Alexandrine Maria Fürstin von Ligne, geborenen Fürstin von Salm etc. Den Neugeborenen hielt bei der heiligen Handlung die Hebamme Maria Josefine Claudine De Quiré.

Offiziere, bald jansenistische Priester, dann wieder Jesuiten und Exjesuiten ihre Erziehungskünste übten.

Fürst Karl war ein Ligne, und so gab es für ihn keine andere Laufbahn als die militärische. Mit siebzehn Jahren schon, viel zu spät für sein heißes Sehnen, wird er Fähnrich im Regiment seines Vaters. Weißen Waffenrock mit rosenroten Aufschlägen trug damals Ligne-Infanterie, ein ruhmvolles, aus Wallonen gebildetes Regiment des kaiserlichen Heeres. Dieses Rosenrot hat es dem Fürsten angetan. Ihm ist er sein Leben lang treu geblieben. Wenn auch die Blonden, die Schwarzen und Braunen ihm Auge und Herz nicht wenig erfreuten, das Rosenrot seines ersten Soldatenkleides war und blieb ihm doch die schönste aller Farben. Rosenrot mit Silber trugen seine Diener und Leibhusaren, rosenrot ließ er seine Kutschen malen, rosenrot getüncht war das bescheidene Häuschen auf der Mölkerbastei in Wien, wo er seine Tage beschloß, und durch eine rosenrote Brille hat er die Menschen und Dinge um sich geschaut.

Viel Zeit für Lebensgenuß ward dem jungen Fähnrich nicht gelassen. Vielleicht hatte der strenge Vater aus eigener Erfahrung den Nutzen jungen Freiens erkannt, vielleicht schien ihm auch der fröhliche, zechende, jagende Hof des Herzogs Karl von Lothringen in Brüssel gefährlich für den Erben eines alten Namens, so hoher Würden und großer Güter. Eine oder zwei Reisen nach Wien durfte Fürst Karl unternehmen, und über seine frühen Wiener Tage berichtet außer ihm noch jener vortreffliche, liebenswürdige, ebenso fleißige wie anziehende kaiserliche Obersthofmeister Johann Joseph Fürst Khevenhüller-Metsch, dessen peinlich genau geführten Tagebücher es ermöglichen, Tag und Stunde der Abenteuer des jungen flandrischen „Prince de Ligne, kaiserlichen Cammerherrn“ festzustellen. Maria Theresias Hof, der so viel betete, bei den Schotten, den Barnabiten, den Trinitariern, den Schwarz- und Weißspaniern, den Siebenbüchnerinnen, den Himmelpförtnerinnen, bei der „Saullen auf dem Graben“ und unzählbaren anderen heiligen Orten seine Andacht verrichtete, aber auch um sechs Uhr früh „bei der Mehlgruben den Kehraus danzte“, dieser Hof hat dem jungen Fürsten

gewiß nicht mißfallen. Aber eines Tages, vielleicht nicht ganz so rasch wie er es erzählt, mußte geheiratet werden. Die beiden Brautleute dürften sich der Sitte gemäß nur recht flüchtig gekannt haben. Das aber hinderte den Brautvater, Fürsten Emanuel von und zu Liechtenstein, nicht, in einem an den Wiener Fürsterzbischof gerichteten Gesuche um Bewilligung der Eheschließung ohne vorhergehendes Aufgebot solchermaßen zu schreiben: „Nachdem aus ohnzweifendtlicher Schickung Gottes die Gemüter des Herrn Caroli Josephi Prince de Ligne und meiner Tochter Franciscae Fürstin von Liechtenstein sich dergestalten vereiniget, daß dieselben einander zur Heiligen Ehe zu nehmen entschlossen sind usw.“ — Nebst diesem, der Wahrheit kaum voll entsprechenden Anliegen sind im Liechtensteinischen Archive noch zu finden die Quittung über die Mitgift der fürstlichen Braut vom dritten August 1755 und der Ehevertrag des jungen Paares vom gleichen Tage. Der zehnfache Kindersegen, der dem Fürsten Emanuel beschieden war, erklärt die bescheidene Mitgift dieser Tochter, die ganze zehntausend Gulden als Heiratsgut mitbrachte. Als Vertragszeugen unterschrieben das Paktum: Joseph Wenzel Fürst von Liechtenstein, der berühmte Artillerist, Franz Joseph Fürst von Liechtenstein, Ferdinand Graf Harrach, Leopold Graf Salm-Reifferscheid, Johannes Fürst Salm-Kyrburg, Karl Fürst von Lobkowitz, Leopold Fürst von Löwenstein-Wertheim und der früher schon nach Verdienst gepriesene Johann Joseph, damals noch Graf Khevenhüller-Metsch.

Als le meilleur des mariages dos à dos hat man diese Ehe bezeichnet. Einige Übertreibung liegt gewiß in diesem Wort. Man sollte die Menschen früherer Jahrhunderte nicht immer mit den Augen der Zeit betrachten, in der man lebt. Unser Geschlecht ist um gar nichts treuer oder besser, als irgend ein früheres. Es hat nur die Heuchelei besser organisiert und ihr Myriaden lobredende Zungen verliehen. Fast sechzig Jahre lang ist das Paar de Ligne gemeinsam die gleiche Straße gezogen, auf der es vielen Glanz, aber auch recht trübe, düstere Tage gegeben hat. Mußte auch die Fürstin gewiß oft und fest die Augen schließen, um den auf Seitenpfaden wandelnden Gatten nicht zu sehen, so hat sie ihren

Rang im Hause doch in festen Händen gehalten und die den Liechtensteinen eignende Tüchtigkeit immer erwiesen. Als bloßes Nebeneinanderleben darf eine Ehe wohl nicht angesehen werden, der sieben Kinder entstammen: 1. Maria Leopoldine Christine, geboren zu Brüssel am siebenundzwanzigsten Mai 1757 und vermählt am einunddreißigsten Januar 1775 mit dem Grafen, späteren Fürsten Johann Nepomuk Clary und Aldringen, Kämmerer, Geheimer Rat und Generalhofbaudirektor. Die Fürstin Clary starb 1830. — 2. Karl Joseph, geboren am fünundzwanzigsten September 1759; von diesem Liebling des Vaters wird später noch mehr zu sagen sein. — 3. Franziska Leopoldine, geboren am dritten November 1764, gestorben am neunten Januar 1771. — 4. Ludwig Eugen Lamoral, geboren am siebenten Mai 1766, gestorben 1813. — 5. Adalbert Xaver, geboren 1767, gestorben 1771. — 6. Euphemie Christine Philippine Therese, geboren am achtzehnten Juli 1773, vermählt mit Johann Baptist Grafen Pálffy ab Erdöd, gestorben in hohem Greisenalter in Wien. — 7. Flora, geboren am achten November 1775 und verheiratet im Jahre 1812 mit dem Obersten, späteren Feldmarschalleutnant Freiherrn von Spiegel. Sie starb 1849 in Wien.

Lange durfte das zusammen kaum fünfunddreißig Jahre zählende Ehepaar des neuen Ehestandes sich nicht erfreuen, denn der Siebenjährige Krieg holte den jungen Gatten aus Belgien ins Feld. Endlich, endlich wurde der Traum seiner Kindheit wahr, und er durfte als Hauptmann vor den Feind. Zum schönsten der Feste hätte Ligne nicht freudiger eilen können, als in jene Kämpfe, die er in seinem Tagebuch aus dem Siebenjährigen Krieg so lebendig schildert. Seine erste Schlacht war Kolin, dann folgten Görlitz, Schweidnitz, Breslau, Leuthen, Hochkirch, Dresden, Kunersdorf und Maxen. — Rauflustig wie eine Damaszenerklinge und „tapfer wie ein Wallone“ hat der Fürst überall gefochten und rasch war er zum Obersten vorgerückt. Mitten im Gefecht erscheint ihm der Krieg wie das Hin- und Herfluten der Menge im Opernparterre. Aber er steht über dem Handwerk. Des Nachts im Zelt sucht und findet er den Geist hinter den Schlachten, das lenkende und denkende Gehirn und die ringende Seele der Feldherren.

Nun tritt die große Wendung in seinem Leben ein. Die Österreicher hatten bei Maxen einen großen Sieg erfochten, und der Oberst von Ligne wurde ausersehen, die Kunde vom „glücklichen Finkenfang bei Maxen“ an den verbündeten Hof von Versailles zu tragen. Dem vierundzwanzig Jahre alten Fürsten, dem schönen, tapferen Offizier und Bringer einer frohen Botschaft konnte es an Erfolgen nicht fehlen, und sie stellten sich auch ein. Seitdem Johann von Weerth den Hof Ludwigs XIV. für sich erobert hatte und in unzähligen Liedern besungen worden war, hatte kein fremder Gast, sicherlich kein kaiserlicher Offizier, so offene Türen und wohl auch offene schöne Arme gefunden, wie dieser das Leben aus allen Quellen begierig trinkende Kriegsmann. Versailles, mehr aber noch Paris, taten alle ihre Wunder auf vor ihm, und der Fürst bekennt, daß er fürchtete, nicht alle Wonnen des Lebens auskosten zu können, bevor er wieder zurück mußte in das Blut, das Getümmel und die Gefahren des Kampfes. Diese Furcht hat sein Tun bestimmt, und Paris hat den Fürsten nie mehr wieder losgelassen, wie so viele vor und nach ihm.

Weiter ging Friedrichs des Großen schwerster und längster Krieg, der die Österreicher auf einige Tage zu Herren von Berlin machte. Auch Lignes Regiment zog in die feindliche Hauptstadt ein. Da wurde er zum Beutemacher, aber einer von besonderer Art: eine Feder vom Schreibtische Friedrichs des Großen nimmt er mit. Doch nicht gerne bescheidet er sich damit, und im Tagebuch aus dem Feldzug 1760 malt er aus, wie er in Sans-Souci gehaust hätte: „Da man einmal am Plündern war, so erfaßte mich, ich gestehe es, eine unwiderstehliche Lust, es den anderen gleich zu tun. Man hatte davon gesprochen, selbst Sans-Souci nicht zu verschonen, und ich hatte mich um die Führung dieser Expedition, wenigstens um den Zutritt in das Kabinett des Königs, auf das ich mein Auge geworfen hatte, beworben. Seine Bücher, seine Schriften, seine Kriegskarten, die noch ungedruckten Gedanken über seine Feldzüge, sein ‚Palladium‘, dessen Versteck ich kannte, wären mir zugefallen. Welches Fest wäre es für mich gewesen, alles dies dem Könige zusenden zu können, mit jener Achtung, die ein so hervorragender Autor

und Feind verdient.“ Dieser Wunsch blieb unerfüllt. Bis zum Hubertusburger Frieden hat Ligne seine Wallonen noch oft ins Feuer geführt, immer ganz vorn, immer dort, wo der Tod am nächsten war. Dieser Lebenskünstler hat ihn nie gefürchtet.

Aber jetzt war Frieden. Die sieben Kriegsjahre hatten dem Obersten von Ligne und seinem Tatendurst gehört. Dem Schriftsteller Ligne war die Zeit doch oft recht lang erschienen, denn er trug eine große Sehnsucht im Herzen, die gleiche, die einst den hervorragenden Autor und Feind in Potsdam erfüllt hatte: die Sehnsucht nach Voltaire. Der Alte saß in Ferney in freiwilliger, üppiger Verbannung, umgeben von maßlosen Verhimmelungen, verfolgt von ingrimmigem Haß und verwöhnt von Königen. Nicht Goethe, nicht Bismarck und auch nicht Tolstoi haben so unbeschränkt den Geist ihrer Zeit beherrscht, wie der Mann am Genfersee, der immer vielfältiger, immer rätselhafter wird, je weiter er sich von uns entfernt. Zu ihm nun — wir zitieren Stellen aus seinen Briefen an Ligne — „der alten, unter einer Eiche horstenden Eule“, flog „der junge kaiserliche Adler“. Acht Tage voll der berauschendsten Eindrücke verlebte Ligne in Ferney. Aber nicht einmal er, der Schreibgewandte, wagt festzuhalten, was er da anhören durfte. Er lauschte und lauschte auf die Worte der Gottheit des Ortes, und nur kleine Menschlichkeiten überliefert er uns, als ob er zeigen wollte, daß auch dieser Übermensch aus sterblichem Stoffe war.

Die nächsten fünfundzwanzig Jahre waren für Ligne reich gesegnete. Nach dem Tode des Vaters wird er Herr eines ungeheuren Vermögens, Pair von Flandern, Marschall des Hennegaus, Pair von Namur und Artois, Grand von Spanien erster Klasse, bald auch General und Vließritter. Er hält fürstlich Haus in Brüssel, wo er die ganze Stadt zu Maskenfesten bittet. In Belœil setzt er das Werk des Vaters fort, nur hat inzwischen der englische Gartenstil den französischen verdrängt. So werden denn Tempel errichtet und der Freundschaft geweiht, Haine gepflanzt, Borkenhäuschen gebaut und Rousseaus Schriften über die Rückkehr zur Natur gelesen und befolgt.

Aber Paris ist nahe und Paris lockt stark. Noch lebt Ludwig XV. und wärmt sein Alter an der Schönheit der du Barry. Sogar die strenge Hausmutter in der Wiener Hofburg sucht Annäherung an die allmächtige Favoritin. Sie empfiehlt den Fürsten von Ligne an den kaiserlichen Botschafter in Paris, den Grafen Florimond Mercy-Argenteau. Ligne will nicht zurückhaltender sein als seine Kaiserin, und bald gehört er zu den Getreuen der Schloßfrau von Louveciennes. Die Pariser Salons sind jedoch anziehender als der königliche Hof in Versailles. Bei der Marschallin von Luxembourg, bei der blinden Marquise du Deffand, der Mirepoix, der Geoffrin, kurz in den berühmtesten bureaux d'esprit ist Ligne bald heimisch, und dort trifft er alle Größen des Tages und des Geistes. Mit Marmontel, d'Alembert, Boufflers, Rivarol, Sir Horace Walpole, um nur einige zu nennen und nicht Literaturgeschichte zu treiben, mit allen diesen mißt sich Ligne im Kampf der Worte und Gedanken und besteht in Ehren. Neben den großen Damen hat er nicht minder „diesen Damen" gehuldigt. Marie Favart und Sophie Arnould, die beiden großen Sängerinnen, hatten ebenfalls ihre Salons und ihren Hof. Der Herzog von Chartres, aus dem später Philippe Egalité wurde, der Graf Narbonne-Lara, der Graf von Ségur, der Abbé Delille und der Fürst von Ligne erstrebten und teilten wohl auch die Gunst dieser Künstlerinnen.

„Jetzt genießen und machen Sie die Freuden von Paris," schreibt damals Voltaire an Ligne. Der Schlaue hatte die große Stellung des Fürsten richtig erfaßt und hoffte, durch ihn auch auf dem damals sehr angesehenen Brüsseler Theater aufgeführt zu werden. Vielleicht hatte ihm Ligne geklagt, wie groß der Widerstand gegen seine Pläne gewesen war, in Brüssel etwas wie eine belgische Literatur zu schaffen und zu fördern. Man hatte sogar die grobe Nahrung der Belgier als Hemmnis für jede literarische Tätigkeit in Brüssel angeführt. Ging es nun nicht mit dem belgischen Theater, so hatte vielleicht das französische, besonders das Voltaires, desto bessere Aussichten. Die „gewöhnlichen Schauspieler seiner königlichen Hoheit des Prinzen Karl von Lothringen" standen damals unter der Führung des vor-

trefflichen Edelmannes Jean Nicolas Servandroni d'Hannetaire, der seinen reichen väterlichen Besitz der Liebe zum Theater unaufhaltsam opferte. Auch die Theatergeschichte Wiens ist nicht arm an ähnlichen Schwärmern.

D'Hannetaire besaß drei wunderschöne, natürlich die Grazien genannte Töchter, die er in den weiblichen Hauptrollen beschäftigte. Eine von ihnen, namens Angelica, hatte die Liebe des reichen Kohlengewerken Vicomte de Saudrouin gewonnen, der von ihr zu sagen pflegte: „Sehen Sie diesen reinen Engel an. Trotz seiner Weiße kostet er um zwölftausend Gulden Kohle im Jahr." — Für Angelica d'Hannetaire schrieb Ligne seine zwölf fröhlichen Lettres à Eulalie über das Liebhabertheater. Seine Memoiren beweisen, daß Angelica gewiß sehr schön, aber ebenso unbeständig war, denn noch in späten Jahren dankt er ihr für ihre Liebe.

In jene Zeit fallen Lignes Begegnungen mit Jean-Jacques Rousseau, den er in einem begeisterten Schreiben auf eines seiner Güter zu Gast ladet. Zu einem solchen Briefe gehörte viel mehr Mut, als man heute ahnt, und Lignes Mut fand lauten Beifall. Nur der boshafte Vielschreiber Melchior von Grimm, der literarische Vertrauensmann Katharinas II. in Paris, der sein Lebtag nie recht wußte, ob er Deutscher, Franzose oder Russe sein wolle, nennt die tapferen Worte des Fürsten abgeschmackt. Das Schreiben findet seinen Weg in die Zeitungen, und man horcht allenthalben erstaunt auf den belgischen Edelmann, der es wagt, einem von so vielen Geächteten eine Zuflucht zu sichern. Auch Friedrich der Große liest den Brief. Ein paar Monate später begleitet Ligne Joseph II. zu der berühmten und oft, nie aber so eindrucksvoll wie von Ligne selbst beschriebenen Zusammenkunft der beiden Herrscher; der Brief an Rousseau hat ihn beim Könige so gut eingeführt, daß er den Fürsten wie einen alten Bekannten begrüßt.

Der Friedensdienst eines vornehmen Generals war damals nicht mühselig. Lignes Brigade lag in Mons, nahe seinem geliebten Belœil. Dort pflanzte er Bäume, dort schrieb er auch an seinen militärischen Werken, die heute noch, trotz des nunmehr ganz

bestimmt „für alle Ewigkeit“ geschaffenen Friedens, lesenswert sind und ihrer Zeit in Vielem um Jahrhunderte voraus eilen. Belœil barg in seinen herrlichen Räumen immer viele Gäste. König Christian VII. von Dänemark, Gustav III. von Schweden tragischen Andenkens, der Brüsseler Statthalter Karl von Lothringen, Prinz Heinrich, der in den Schatten gedrängte Bruder Friedrichs von Preußen, der Graf von Artois und der Prinz von Conti waren unter ihnen. Die Besucher aus Paris waren gewiß die willkommensten. Sie erzählten wohl auch, daß an den Hof von Versailles eine fröhliche, leichtlebige Wienerin gekommen war, die Dauphine Marie Antoinette, „die Österreicherin“.

Bald fand der Schloßherr von Belœil einen Anlaß, der Tochter seiner Kaiserin als guter Nachbar zu huldigen. In dem großen Schwarm der Höflinge steht Ligne bald an der Stelle, die ihm gebührt, an der ersten. Als Ludwig XV. an den Blattern stirbt, meidet und flieht alles die schöne du Barry, als ob sie die Seuche selber wäre. Ligne allein erinnert sich der Verlassenen und übernimmt die Rolle ihres Beschützers. „Die Creatur“ wird verbannt, in ein Kloster gesteckt, aber Lignes Fürbitte löst den Bann. Einen Unverschämten nennt ihn einmal Ludwig XVI. — „Sire, die einzige Stelle, die ich an ihrem Hofe anstrebe, müssen Sie mir lassen,“ ripostiert der Fürst. Man fährt in Kutschen, die Martin Carlin lackiert hat, aber ein paar Jahre später genügt ein einfacheres Fuhrwerk zur Fahrt ins „große Vielleicht“. Joseph Guillotin studiert noch Medizin und hat den „einfachen Mechanismus“ noch nicht erfunden. Irgendwo steigen dunkle Wolken auf, irgendwo hungert das Volk. „So mögen sie doch Kuchen essen, wenn sie kein Brot haben“, meint eine der Damen der Königin. „Bei Hofe denkt man nur an sich, die einen haschen nach den Blicken des Königs, die anderen nach denen ihrer Geliebten. Einige setzen strenge Mienen auf und sind schweigsam, als wollten sie ihre Verachtung für das höfische Getue zeigen. Generale, recht demütig im feindlichen Feuer, halten sich stolz und soldatisch stramm. Die Ehrendamen sinnen darüber nach, wie sie ihre Ehre insgeheim verlieren könnten. Alle Frauen denken daran, ein Halsband, eine Kette, einen türkischen Schal, ein

Medaillon, das eine andere trägt, selbst zu besitzen. Sie beneiden die anderen oder kritisieren jene, die sie nicht beneiden. Die Großwürdenträger des Hofes suchen die Tür zu erraten, durch die der König verschwinden wird. Die Ordensritter glätten ihre Bänder, die jungen Kammerherren zeigen sich beflissen, die alten Kammerherren tun wichtig.“ So sieht Ligne seine Umwelt, aber er fühlt sich recht heimisch darin. Er ist nicht schwerblütiger als die anderen. Die junge Königin läßt ihn nicht aus ihrer Nähe, wenn auch die ernste mütterliche Stimme aus Wien mahnt: „Ich will Ihnen nur zu bedenken geben, daß der Fürst von Ligne viel Geist und Liebenswürdigkeit besitzt, daß aber sein Charakter und seine Leichtfertigkeit damit nicht im Einklange stehen. Seiner letzten Reise nach Paris hat er sich sehr gerühmt.“ Mercy-Argenteau, der kaiserliche Botschafter, berichtet nach Wien von dem großen Einfluß des Fürsten auf die Königin, und später weiß er wieder zu melden: „Der Fürst von Ligne hat einen Teil des Monates September in Paris zugebracht und ist dann wieder hieher gekommen, um den ganzen Ausflug des Königspaares nach Fontainebleau mitzumachen. Die Königin hat ihn mit besonderer Güte und Auszeichnung behandelt und ihm die Uniform von Choisy und dann die große Jagduniform verliehen. An den Jagdtagen ist er in den Karossen des königlichen Gefolges gefahren und hat sehr oft im königlichen Kabinett gespeist. Er war auch sichtlich sehr intim mit dem Herrn Grafen von Artois. Der König hat sich ihm aber nur deshalb gnädig gezeigt, weil er so großen Erfolg bei der Königin hatte. Wenn ich auch den guten Eigenschaften des Fürsten von Ligne alle gebührende Gerechtigkeit widerfahren lasse, so kann ich nicht verhehlen, daß seine Leichtfertigkeit und Spottlust mir angesichts der Gunst der Königin Sorge bereiteten. Es hat sich aber während seines Aufenthaltes nichts ereignet, was man dem Fürsten zur Last legen könnte, und ich bin dadurch angenehm enttäuscht worden.“ Die Verleihung der Jagduniform war wohl ein Zeichen ganz besonderer Huld. Dadurch war der Fürst förmlich als Herr des königlichen Hofes eingekleidet worden. Für jedes der königlichen Lustschlösser war eine eigene Tracht vorgeschrieben, die

von den Eingeladenen getragen werden mußte. Nach Trianon fuhr man rot gekleidet, nach Compiègne grün, blau nach Choisy. Die Jagduniform war dunkelblau mit goldenen Schnüren, die, je nach der Art des zu jagenden Tieres, verschieden getragen wurden.

Marie Antoinette hat ihre Gnade an keinen Undankbaren verschwendet. Den „Palladin der Königin" nennen die meisten ihrer Biographen den Fürsten von Ligne, und der Leser seiner Schilderungen aus Versailles wird diese Bezeichnung berechtigt finden. Er hat die Revolution mitunter ganz persönlich aufgefaßt, als eine unverdiente, grausame Heimsuchung einer unschuldigen, verehrten und eine zeitlang, er beichtet es selbst, auch geliebten Frau. Treue und Dankbarkeit bewahrte er der Königin, deren Mutter ihn leichtfertig genannt hatte. Und als er arm, aus seinem Besitz vertrieben, in Wien lebte, tat er alles, um den aus Frankreich Geflohenen hier ein Asyl zu schaffen oder wenigstens ein ruhiges Sterben zu ermöglichen, wie jener Herzogin von Polignac, die neben der Lamballe die vertrauteste Freundin der Königin gewesen war.

Am dreißigsten Januar 1777 war das alte Theater de la Monnaie in Brüssel überfüllt. Da gab es das, was heute eine sensationelle Erstaufführung hieße. Auf dem Zettel stand: „Céphalide ou les autres Mariages Samnites, komische Oper in drei Akten, Musik von Vitzthumb, Text vom Fürsten von Ligne". — Komponist der Oper war der 1723 in Baden bei Wien geborene Ignaz Vitzthumb, der seine Laufbahn als Geiger in der Hofkapelle des Statthalters Karl von Lothringen in Brüssel begonnen hatte. Jetzt führte er gemeinsam mit d'Hannetaire die Direktion des Theaters. Um für Angélique d'Hannetaire eine recht dankbare Rolle zu schaffen, hatte Ligne als Fortsetzung zu der oft gespielten Oper André Grétrys „Les Mariages Samnites" ein Libretto verfaßt und Vitzthumb dazu eine sehr gefällige Musik geschrieben. Dichter und Komponist erzielten großen Erfolg, aber der Theaterbetrieb war für das kleine Brüssel zu kostspielig geworden. Schon am fünfzehnten Februar mußte die Direktion den Kampf mit dem stets wachsenden Defizit auf-

geben. Nicht einmal ein von Ligne verfaßtes Opernbuch vermochte dem Unheil zu begegnen.

Um den Österreichern nicht das verhaßte Preußischblau seiner Uniform zu zeigen, war Friedrich der Große im weißen Waffenrock zu seiner Zusammenkunft mit Joseph II. nach Mährisch-Neustadt gekommen. Ligne ließ sich durch dieses zarte Entgegenkommen nicht täuschen und meinte, daß der König nie zögern würde, bei erster Gelegenheit dieses Weiß durch Pulverrauch zu schwärzen. Bald bot sich diese Gelegenheit durch den Streit um die bayrische Erbfolge. Die Heere rückten ins Feld, und Ligne führte eine Grenadierdivision. Man stand sich gegenüber, es gab ein paar kleine Gefechte, aber keine Schlacht. Der König und die Kaiserin waren alt geworden, es wurde weit mehr verhandelt als gekämpft. Als „Kartoffelkrieg“ oder „Zwetschkenrummel“ ist dieser Krieg in die Geschichte gekommen.

Wenn auch nur wenige Schüsse gefallen waren, so hatten sie doch genügt, um einem jungen Kriegsmanne zur Feuertaufe zu verhelfen. Eines Tages sahen die verblüfften preußischen Vorposten einen österreichischen General auf ihre Stellung losreiten, der vor sich im Sattel einen Leutnant im Arme hielt. Dieser Leutnant war der neunzehnjährige Prinz Karl von Ligne der bei seinem Vater Adjutantendienste versah. Erst als ein paar Kugeln das seltsame Paar umpfiffen hatten, machten die beiden kehrt. „Ich zwang den Preußen ein kleines Vorpostengefecht auf und sagte zu Karl: „„Es wäre hübsch, mein Sohn, wenn wir jetzt gleichzeitig eine kleine Verwundung davontrügen.““ — So erteilte der Fürst seinem Sohne die erste Lehrstunde in der Kunst sich ritterlich zu schlagen. Prinz Karl hatte eben die angesehene Straßburger Artillerieschule absolviert und etwas Tüchtiges gelernt, als der „Kartoffelkrieg“ ausbrach. Kriegsruhm hat es in diesem Feldzuge nicht gegeben, aber Prinz Karl war in den Augen des Vaters dennoch zum Manne geworden, dem man eine Frau suchen durfte.

In dem vornehmsten Damenstifte Frankreichs, der Abbaye-aux-Bois bei Paris, wurde die für den Prinzen geeignete Braut,

PRINZ KARL VON LIGNE.

die 1763 geborene, elternlose, ungeheuer reiche, wunderschöne polnische Prinzessin Helene Massalska gefunden. Als kleines Kind war sie von ihrem Vormund und Oheim, dem Fürstbischof von Wilna, nach Frankreich gebracht und den adeligen Nonnen der Abbaye-aux-Bois anvertraut worden. Das junge Mädchen hätte zwar lieber einen jungen Fürsten Salm-Kyrburg geheiratet, aber es gelang geschickten Ehestifterinnen und dem Glanz des Namens Ligne, den Rivalen zu verdrängen. Am neunundzwanzigsten Juli 1779 hatte Fürst Karl die ersehnte Schwiegertochter und sein heißgeliebter Sohn eine entzückende Frau.

Im Laufe der dem Verlöbnis vorangehenden Unterhandlungen begegnen wir wieder der Fürstin Franziska Ligne-Liechtenstein, die inzwischen das wichtige Amt einer Verwalterin des fürstlichen Vermögens übernommen hatte, das durch den Gemahl einigermaßen in Unordnung geraten war. Ligne räumt übrigens offenherzig seine geringe Begabung für die Rechenkunst ein. — Dichter, Soldat, Hofmann und kühler Rechner, ach, für so viele Seelen war in dieser Brust kein Raum. Deshalb hatte Ligne das Finanzwesen seiner Frau überlassen, und da scheint es in den rechten Händen gewesen zu sein. Der Verwandten, die sich in Paris um die Verlobung des Sohnes bemüht, legt Fürstin Franziska Rechnung wie ein kühler Geschäftsmann. Pünktliche Zahlung der dem Sohne ausgeworfenen Rente sagt sie zu und hofft, daß die Situation des Hauses in einem Jahre wieder geordnet sein wird. „Herr von Ligne muß mir selbst über die Gelder, die er von seinen Gütern bezieht, Quittungen ausstellen. Aber unsere Lage ist lange nicht so schlimm, wie es den Leuten gefallen hat, sie darzustellen," schreibt die sorgende Hausfrau im Fürstenschloß, das zum Empfang der Schwiegertochter rüstet.

Der Ehevertrag zwischen Helene Massalska und Karl von Ligne wird in Versailles geschlossen, Ludwig XVI. und Marie Antoinette unterfertigen als Zeugen. Der bischöfliche Oheim der Braut stellte eine Mitgift von hunderttausend Talern bei. Als weiteres Heiratsgut brachte die Prinzessin ein reiches väterliches Erbe an Gütern, Palästen und Landsitzen in Polen und eine Menge von Schuldbriefen gegen das nahe verwandte Haus

Radziwill und den russischen Hof mit. Ein Zufall hat die Rechnungen der Schneiderfirma Normand & Cie. in Paris erhalten, die für den Bräutigam und seinen Vater die Hochzeitskleider lieferte.

Die Aufstellung lautet:

Für Seine Hoheit den Prinzen Karl:

1 Frack aus matter blauer Seide, das ganze mit Silber und Diamanten sehr reich gestickt und mit Flittern besetzt,
1 Garnitur Knöpfe aus Flittern und Diamanten,
7 Ellen weißer englischer Taft
Zusammen . . . 1.606 Francs 10 Sous

Für Seine Hoheit den Fürsten von Ligne, Vater:

1 Frack aus matter karmeliterfarbiger Seide mit Diamanten gestickt,
6 Ellen weißer italienischer Taft,
1 Garnitur Knöpfe, ganz aus Diamanten, aufgenäht,
8 Ellen schwarzer italienischer Taft
Zusammen . . . 1.126 Francs.

Dem Staate der Herren haben wohl die Toiletten der Damen entsprochen. Nach der Trauung führte eine mit sechs Pferden bespannte Chaise, Postillone und Diener in das Rosenrot der Ligne gekleidet, die zwei jungen Leute nach Belœil und ihren weiteren romantischen Schicksalen entgegen.

Als am Morgen nach ihrer Ankunft die junge Fürstin in Belœil ans Fenster trat, war der ganze große Park durchflutet von zierlich gekleideten Schäfern und Schäferinnen. Die Bauern des Ortes waren für den einen Tag in Gestalten Lancrets verwandelt worden. Auf dem Rasen saßen an langen Tafeln, singend und zechend, die Grenadiere von Ligne-Infanterie. Puppen-

theater, Seiltänzer und anderes Gauklervolk waren aufgeboten, die Menge zu erfreuen. Fahrende Sänger priesen die Schönheit der jungen Fürstin in Versen, die der galante Schwiegervater ersonnen hatte. Der fürstliche Pegasus hat an diesem Tage überhaupt nicht gefeiert. Auf dem Schloßtheater wurde das einaktige Singspiel des Hausherrn „Colette et Lucas" aufgeführt; die geschichtliche Treue verpflichtet jedoch festzustellen, daß es noch mißratener war, als Gelegenheitsstücke sonst zu sein pflegen. Die Freunde des Hauses aber, der Brüsseler Adel und die zahlreichen Gäste aus Versailles, fanden sicher Gefallen an dem dramatischen Hochzeitskuchen, der noch lange nicht den Schluß des Festtages ausmachte. Ein Feenmärchen gab es noch zu schauen: Den Park von Belœil in strahlender Beleuchtung. Als einen silberglänzenden Tag schildern die Zeitgenossen diese Nacht.

Der Fürst von Ligne hat sich nicht damit begnügt, der Hausdichter seines Haustheaters zu sein, er wollte auch den Erzeugnissen seines regen, erfinderischen Talentes ein dauerhaftes Gewand geben, und so entstand in Belœil die Druckerei des P. Charles de ——. Diese Linie (Ligne) ist einer der unzähligen meist unübersetzbaren Wortwitze, die dem Fürsten beliebten. Betrat er beispielsweise ein Schiff, so wurde es zum vaisseau de Ligne, zum Linienschiff, und so fort ins Unendliche. Druckereien für den häuslichen Bedarf waren im achtzehnten Jahrhundert nicht allzu selten. In Lissa in Böhmen hat Franz Anton Graf Spork in einer eigenen Druckerei eine Unmenge von Büchern herstellen lassen, die er und seine Töchter schrieben. Allerdings unterscheiden sie sich durch ihren frommen, auferbaulichen Inhalt von der leichteren Ware, die in Belœil gedruckt worden ist. Diese zierlichen, mit allen Künsten französischer Pressen ausgestatteten Bände sind ungemein selten geworden, ja einzelne von ihnen kennt man überhaupt nur in einem einzigen Exemplar. Da keine Frage gelehrten Zweiflern zu unbedeutend erscheint, ist das Bestehen der Ligneschen Druckerei oft angezweifelt worden, und auch jetzt noch wird behauptet, daß der Verleger und Drucker Hayez in Brüssel die Herausgabe der sogenannten

Belœildrucke besorgte. Eine Liste dieser Schriften, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, soll später gegeben werden.

Man könnte versucht sein, den Fürsten von Ligne für leichtfertiger in Geldsachen zu halten, als er wirklich war. Wie schon berichtet, bestand ein beträchtlicher Teil der Mitgift der Prinzessin Helene aus Schuldforderungen an den russischen Hof. Nun sollte endlich die Ordnung dieser Angelegenheit ernstlich betrieben werden, und der Fürst machte sich auf die Reise nach Petersburg. Sein Weg führte über Berlin, wohin er von Friedrich dem Großen in der gnädigsten Weise eingeladen worden war. Diesen Besuch erzählt er selbst, und davon sei auch nicht ein Wort vorweggenommen. Von Berlin nach Petersburg ging es über Warschau, wo Ligne mit allen Ehren empfangen wurde, die seinem Range und vor allem seinem Rufe gebührten. In aller Eile erhält er von dem eben tagenden polnischen Landtage das Indigenat zugesprochen und bekommt zu seinen vielen Vaterländern noch ein weiteres.

Aber jetzt pocht Ligne als Mahner an die Tore von Petersburg. Die Schuldbriefe müssen endlich eingelöst werden, und er ist Manns genug, das durchzusetzen. Am Hofe Katharinas II. ist sein Schicksal das gleiche wie in Paris und Potsdam. Man kennt ihn ja seit langem, und aus diesem „Vulkan des Geistes“ sind schon manche Funken bis an die Newa gesprüht. Außerdem ist er ein Freund und Bewunderer Voltaires, und das allein genügt, die Kaiserin für ihn einzunehmen. Vor allem aber ist Ligne einer der ersten Kavaliere des kaiserlichen Hofes, Maria Theresia ist alt und krank, und Joseph II. wäre ein willkommener Bundesgenosse. Katharinas Blick reichte ja weit über den Tag hinaus. So fand der Fürst in Petersburg gnädigste Aufnahme, und beinahe verblaßten darob die Erinnerungen an Paris. Vier Monate verlebt Ligne in Petersburg, und überhäuft mit Gnadenbeweisen und Geschenken — Katharina verstand diese Kunst — verläßt er die Eremitage. „Hoffentlich ist der Fürst von Ligne, mit dem Eure Majestät von mir zu sprechen die Güte hatten, von hier so zufrieden abgereist, wie wir es mit ihm sind“ schreibt Katharina an Joseph II. am siebenundzwanzigsten August 1780,

und Joseph antwortet am dreizehnten November: „Eure Majestät haben, wie ich weiß, den Fürsten von Ligne mit Gnadenbeweisen überhäuft, er ist dadurch hoch beglückt. Er ist noch nicht eingetroffen, weil ihn die Ordnung oder Verwirrung seiner Angelegenheiten in Polen zurückhält. Ich bin ungeduldig ihn zu sehen, um mit ihm lange und nach Herzenslust über alle ihm erwiesenen Auszeichnungen sprechen zu können.“ — Lignes Reise wurde überall als geheime diplomatische Sendung aufgefaßt; es wurde auch erzählt, daß unter den Gnadenbeweisen der Zarin keiner, gar keiner, gefehlt hätte. Doch das ist Legende und wird immer Legende bleiben. Ein Triumphzug war Lignes Reise nach Petersburg, aber an eine Kleinigkeit hat er inmitten seiner Triumphe nicht gedacht. Die Mappe mit den Schuldbriefen wurde nicht aufgemacht, oder er verschob vielmehr die Öffnung der kostbaren Tasche von einem Tage zum andern. Bei der Heimkehr brachte er goldene Dosen, brillantenbesetzte Miniaturporträte, wundervolle Uhren, Kästchen aus Malachit und Bernstein, herrliche Zobelpelze und alles Erdenkliche mit, aber die Schuldscheine blieben uneingelöst. Wäre es nicht doch klüger gewesen, die Fürstin Franziska mit auf die Reise zu nehmen?

Maria Theresia war gestorben, und Joseph II., der alles selbst sehen, alles nach seinem Willen gestalten wollte, bereiste die österreichischen Niederlande. Was er dort vorfand, erschien ihm veraltet, längst überholt von der Zeit. Auch in den Niederlanden blieb seinen guten Absichten der schließliche Schiffbruch nicht erspart, aber einstweilen wurde er überall freudig begrüßt. Ligne als Gouverneur von Mons und Großer des Landes war viel in der Umgebung des Kaisers, der auch in Belœil seinen Besuch machte.

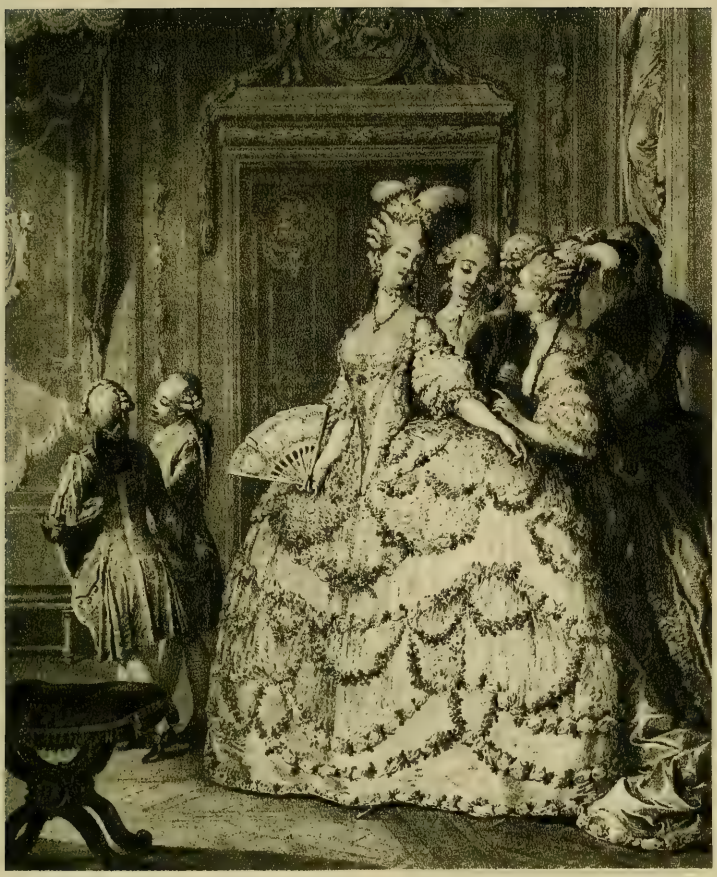
Dort hat Ligne in diesen Jahren seine Druckerpresse nicht rasten lassen und eine recht ansehnliche Reihe von Schriften herausgebracht. In seinen „Phantaisies militaires par un Officier autrichien“ stecken so viele gute Gedanken, daß sie noch im Jahre 1876 von dem Verleger Dumaine in Paris neu gedruckt wurden. Eine einzige Stelle sei daraus zitiert. — „An die Anfänger! Wäret Ihr selbst vom Stamme der Helden, wäret Ihr,

falls es welche gibt, selbst vom Blute der Götter, wenn Euch der Ruhm nicht fortwährend berauscht, so scharet Euch nicht unter seine Fahnen. Liebet den kriegerischen Beruf über alles bis zur Leidenschaft. Ja, Leidenschaft ist das rechte Wort. Wenn Ihr die Bücher, die vom Kriege handeln, und die Schlachtenpläne nicht verschlingt, wenn Ihr die Spuren alter Soldaten nicht küßt, beim Anhören ihrer Taten nicht weint, nicht vor Sehnsucht fast vergeht, Kämpfe zu sehen, und nicht aus Scham darüber gestorben seid, noch keine Schlacht geschaut zu haben, so leget rasch einen Rock ab, den ihr entehrt. Schmach den Gleichgültigen! Die Begeisterung muß Euch den Kopf erhitzen. Die Ehre, (wenn dies nicht ein wenig geziert klingt), muß Eure Herzen elektrisieren, das Feuer des Sieges in Euren Augen glühen. Beim Anblicke der ehrwürdigen ruhmvollen Feldzeichen muß Begeisterung Eure Seelen erfüllen, und man verzeihe mir, daß die meine in diesem Augenblick davon zu voll ist und mich widerwillig zu einigem Pathos hinreißt.“ — Pathos wohl, aber echtes und darum erlaubtes. War dieser Flandrer nicht ein entfernter Vetter Cyranos?

Auf einen ähnlichen Ton gestimmt sind die zwei Bände „Préjugés militaires par un Officier autrichien“, die mit einer gewissen Koketterie Králova Lhota als Erscheinungsort aufweisen, das vorgebliche böhmische Winterquartier Lignes im bayrischen Erbfolgekrieg. Ligne hat offenbar an dem unharmonisch klingenden Namen des Dörfchens Králova Lhota bei Neustadt a. d. Mettau großen Gefallen gefunden. Es ist aber nicht anzunehmen, daß er in dem heute kaum siebenhundert Einwohner zählenden Orte wirklich einen Winter verbrachte.

Im „Coup d'œil sur Belœil“ meldet sich nach dem Kriegsmann der Gartenkünstler zu Worte. Diese mehrmals gedruckte sentimentale Reise durch die großen Gärten Europas ist durchtränkt von Rousseau und läßt den farbenreichen Sprachkünstler ahnen, der zum Glücke für die Nachgeborenen ein paar Jahre später die Krimreise Katharinas mitmachen durfte.

Die stets wachsenden Nöte Frankreichs waren auch der scharfen Sehkraft Lignes nicht entgangen. Reformgedanken und



EINE PALASTDAME DER KÖNIGIN MARIE ANTOINETTE.

Staatsretter waren damals nicht seltener als später. Einzelne Teile von des Fürsten „Mélanges de littérature“, in Philosophopolis (Belœil) 1783 gedruckt, ragen aber weit über das Mittelmaß des Tages hinaus, besonders die sichtlich an Ludwig XVI. gerichteten Stellen über Paris und Frankreich. Wenn Ligne auch den leichten Versen des Chevalier Stanislas de Boufflers vor der großen Enzyklopädie den Vorzug gab, so hat er das vielbändige Werk doch mit Nutzen gelesen, die Mélanges zeugen dafür.

In manchen Büchern sind die ungeschriebenen Kapitel die interessantesten; in dem zuletzt genannten Werke Lignes fehlt leider eines über einen Gegenstand, der ihm gewiß mehr am Herzen lag, als alle Pläne zur Rettung Frankreichs. Paris hatte eine Königin bekommen, und die wirkliche Königin in Versailles hatte ihr neidvoll scherzend diesen Titel verliehen. Die Nebenkönigin hieß Louise Marthe Marquise de Coigny. Schön und geistvoll war die Marquise, frondierend gegen den Hof, den Ideen des Palais Royal ergeben und unnahbar kühl gegen das heiße Werben ihrer Gefolgsleute, denen sich der Fürst von Ligne zugesellt hatte. Ihm und seinen Briefen dankt die Marquise de Coigny ihr Fortleben, er hat den bedeutenden Hintergrund für dieses anmutige Frauenbild gemalt. In den letzten Jahren vor der Revolution hat Ligne seine Pariser Zeit nicht allein in Versailles verbracht. Marie Antoinette mußte teilen, teilen mit der Königin von Paris.

Fast — dieses Fast spielt eine große Rolle in der späteren Soldatenlaufbahn Lignes — schien es nun, als ob er ein kaiserliches Heer gegen Holland führen sollte. Aber dieser Herzenswunsch sollte ihm nicht erfüllt werden. Der sogenannte Barrièrestreit mit Holland wurde in den Kanzleien geschlichtet. Josephs Politik suchte andere Wege, und auf diese Wege nahm er Ligne als Begleiter mit.

Des Fürsten erste russische Reise und das von ihm in Petersburg zurückgelassene gute Angedenken sollten jetzt ausgenützt und der Orientpolitik des Kaisers dienstbar gemacht werden. Das Programm des Prinzen Eugen, die imperialistische Hausmachtpolitik der Habsburger, wurde wieder aufgenommon. Am

sechsundzwanzigsten Februar 1787 schreibt Joseph II. an die Zarin: „Der Fürst von Ligne wird also das Glück haben, Eure Majestät früher zu sehen als ich. Vor sieben Jahren war ich sein Vorläufer in Petersburg, nun wird er dort der meine sein.“ — Darauf antwortet Katharina aus Kiew, wo die Zurüstungen für ihre Reise an das Schwarze Meer schon im Gange sind: „Der Fürst von Ligne war berechtigt, als Überbringer des teuren Briefes Eurer Majestät und als alter Bekannter auf einen guten Empfang zu rechnen.“

Mit dieser Sendung nach Kiew hebt Lignes größte Zeit an. Unter den vielen, die begierig gewesen wären, Nachrichten über die Märchenfahrt der Zarin in ihre neu eroberten Provinzen und über ihre Begegnung mit dem Kaiser zu vernehmen, wählt der Fürst keinen Diplomaten, keinen Minister oder General. Der Marquise de Coigny allein gehören seine Briefe, die so oft schon, allerdings immer nur französisch, gedruckt und stets als Meisterwerke bezeichnet wurden.

Nur die Marquise darf hineinblicken in das Werden der Begebnisse in jenen Gegenden, die heute noch einer von Europas vielen Hexenkesseln sind. Vielleicht ist es nicht ganz verfehlt, Katharinas Dnjeprfahrt mit Watteaus Reise nach Kythera zu vergleichen. Potemkin hatte ja die Regie des Zauberspieles inne, und auf den Galeeren der neuen Kleopatra fuhr so mancher mit, der des allmächtigen Fürsten von Taurien Stelle einzunehmen wünschte, wenigstens zeitweilig. War Katharinas Zug eine Reise nach Kythera, so hatte man auch des Watteau nicht vergessen, der sie in Worten malen konnte, und dieser Meister war der Fürst von Ligne. So trugen denn die Kuriere der Marquise de Coigny aus Ländern Briefe zu, wohin ihr geographisches Wissen gewiß nicht reichte, wohl aber ihr Zauber. Denn jedes dieser Schreiben enthält ein hohes Lied auf ihre Schönheit, und ihre Schuld ist es, wenn den Fürsten eines einsamen Abends am Ufer des Schwarzen Meeres ein starker Anfall von Wertherfieber schüttelt.

Uns Lebenden sind die Namen der Städte und Ströme in Lignes Briefen durch die Geschehnisse von heute und gestern

so vertraut, daß wir, verwöhnt durch soviel miterlittene Weltgeschichte, kaum staunen, wenn wir die noch immer unbeantwortete Frage Josephs II. an Katharina vernehmen: „Was Teufel, wird man mit Konstantinopel anfangen?“ Die beiden Herrscher haben sich mit dieser Frage so lange beschäftigt, bis ein österreichisch-russisches Bündnis und ein Krieg mit den Türken daraus wurde. In Cherson hatte sich Joseph II. als Reisegefährte zu Katharina gesellt, und die auf Lignes diplomatisches Geschick gebauten Hoffnungen des Kaisers erwiesen sich als wohl begründet. Am neunzehnten Mai 1787 schreibt der Monarch an Lacy: „Ligne ist hier wunderbar auf seinem Platze und dient meinen Interessen vortrefflich. Stellen Sie sich vor, daß ich durch den größten Zufall gezwungen war, der Kaiserin in dem lächerlichen Wagen entgegenzufahren, den sich der Fürst in Wien hat bauen lassen.“

Die Stellung des Fürsten von Ligne im russischen Heere während des Türkenkrieges würde man jetzt als die eines Militärbevollmächtigten bezeichnen. Koalitionskriege waren immer voll Mühseligkeiten und Reibungen, und der Kampf gegen die hinterhältige Lässigkeit Potemkins konnte nur von einem Manne geführt werden, der über die kluge, liebenswürdige Schmiegsamkeit und vielleicht auch über den leichten Sinn Lignes gebot. Er war das ruhelose Schiffchen an dem träge arbeitenden Webstuhle der Zeit, er allein verstand es, in seinen Briefen an Kaiser Joseph, den Grafen Ségur und Kaunitz dem Mißmut und der Enttäuschung selbst dann ein rosenfarbenes Gewand umzutun, wenn ihm Sorge und Zorn die Feder führten.

Wie gern muß er endlich das Russenlager verlassen haben, wo es weit mehr schöne Frauen, als Heerführer gab. Die kaiserliche Armee hatte schweres Unglück erfahren, und Ligne mußte untätig in Potemkins, des Alleruntätigsten, Hauptquartier weilen. Vor Belgrad wurde ihm Erlösung; die Eroberung der Festung brachte ihm hohe Ehren, sie war aber auch sein letzter Waffengang.

Schon in die stolzen Tage der Krimreise war der Lärm des belgischen Aufstandes gedrungen; jetzt stand das Land in hellem Aufruhr. Die Generalstatthalter, Herzog Albert von Sachsen-

Teschen und seine Gemahlin Erzherzogin Maria Christine, die Minister Trauttmansdorff und Belgiojoso, die kaiserlichen Generale waren nur die Opfer der Politik Josephs II., die zwischen Zaudern und Kraft die Wahl nicht zu treffen verstand. Zu diesen Opfern zählte auch Ligne. Sein zweitgeborener Sohn Ludwig Eugen hatte sich der belgischen Patriotenarmee angeschlossen und soll bei der Erstürmung von Gent als erster den Wall erstiegen haben. Den Vater, den kaiserlichen Feldzeugmeister, hatten die Führer des belgischen Aufstandes aufgefordert, ihre Streitkräfte zu führen. Man droht mit der Konfiskation seiner Güter. Schon ist ein großer Teil davon, die in Frankreich gelegenen Besitzungen, verloren. Nun geht es um das geliebte Belœil. Selbst in dieser Lage findet der Fürst ein Scherzwort und erklärt seinen rebellischen Landsleuten, daß er im Winter grundsätzlich nie Revolution mache. Das Journal de Bruxelles bringt den unter Nr. 51 hier mitgeteilten Brief des Fürsten an seine Gemahlin, der auch als Flugblatt verbreitet worden ist. In dieser Gestalt verwahrt ihn die Wiener Nationalbibliothek. Das Schreiben wurde als Fälschung bezeichnet; wenn es eine war, dann war sie gelungen, gelungen bis in die kleinsten Details des Stils.

Kaiser Joseph stirbt; auf dem Totenbett mahnt er den Fürsten, nach Belgien zu gehen, um seiner Kinder willen dem Lande zu dienen, das für die kaiserliche Herrschaft ohnedies verloren ist. Aber nicht bloß der alte Fritz hatte den stolzen Absagebrief des Fürsten Claudius Lamoral gelesen, auch für den Sohn war er geschrieben worden. — „Wenn alles in Trümmer geht, immer bleibt die gerade Linie, der rechte Weg.“ — Vorüber war die Zeit, wo Ligne sich scherzend seiner vielen Vaterländer gerühmt hatte, sich einen Franzosen in Frankreich, einen Russen in Rußland nannte. Jetzt blieb ihm nur noch eine Heimat, die Fahne, zu der er als Fähnrich mit rosenroten Aufschlägen geschworen hatte. Die Habsburger haben das — nicht immer verständliche — Glück gehabt, viele solche Diener zu finden. Die beiden Habsburger, denen Ligne bisher gedient hatte, waren seiner Treue wert gewesen. Auch Leopold II., dessen Klugheit es gelang, die österreichischen Niederlande noch auf wenige Jahre

zu erhalten, wußte Ligne zu schätzen. Wieder wird er Gouverneur von Mons und müht sich in Worten und Taten, das Land zu beruhigen. In der kleinen Politik ist er aber weniger glücklich als in der großen. Noch sind dem Fürsten ein oder zwei Jahre in Belœil vergönnt, dann greift der in Frankreich wütende Brand auf Belgien über, und mit den kaiserlichen Truppen muß auch der Fürst von Ligne die Heimat verlassen — für immer.

„Es gibt eine furchtbare Art, sich über die Ereignisse zu erheben. Sie erkauft sich durch eine unheilbare Wunde in unserem Innersten. Ist die Seele ihres teuersten Besitzes beraubt, so ist sie gefeit gegen jeden anderen Kummer. Verlorenes Vermögen, gänzlicher Ruin, Verfolgung, Ungerechtigkeit, alles erscheint dann nichtig.“ So bittere, in Schmerzen geborene Weisheit klingt doppelt herb, wenn ein Fröhlicher sie lehrt. Wie heiter hatte einst der Fürst von Ligne den geliebten Ältesten zur Feuertaufe geführt! So übermütig als ob beide, Vater und Sohn, kugelfest wären. Und nun war dieser Sohn als dreiunddreißigjähriger Oberst gefallen. Bei Croix-aux-Bois in den Argonnen hatte Prinz Karl von Ligne am vierzehnten September 1792 den Franzosen eine Schlappe beigebracht, diesen Erfolg aber nicht überleben dürfen. Ein Schuß ins Herz warf ihn tot vom Pferde. Die französische Kugel riß keinen Glücklichen aus dem Leben. Soldatenglück war dem Prinzen zwar beschieden, denn bei Schabatz hatte er sich den Maria-Theresien-Orden, während einer kurzen Dienstzeit im russischen Heere das Georgskreuz erfochten. Aber dem glänzenden Einzuge der Prinzessin Helene in Belœil war eine recht trübe Ehe gefolgt. In den ersten Jahren schien sich die junge schöne Polin auf flandrischer Erde wohl zu fühlen. Es wurde fleißig Theater gespielt — natürlich auch „Figaros Hochzeit“ — und Helene gab die Susanne. Prinz Karl stach recht artig in Kupfer und sammelte eifrig und verständnisvoll Handzeichnungen alter Meister. Er hinterließ eine der bedeutendsten Sammlungen ihrer Zeit. Nach dem Tode des Prinzen wurde die Sammlung versteigert und zum Teil von der Wiener Hofbibliothek erworben. Der von Adam Bartsch verfaßte Katalog zählt die reichen Schätze dieses Kabinettes auf.

Mit dem Schwiegervater verstand sich Prinzessin Helene vortrefflich, weniger gut mit der Mutter ihres Mannes. Noch weniger gefiel ihr der kleine Hof zu Brüssel, und sie gab sich erst zufrieden, als sie in Paris in ihrem neuerworbenen kleinen Palais nahe dem Hofe und inmitten ihrer Freundinnen aus der Abbaye-aux-Bois leben konnte. In Paris gebar sie auch am achten Dezember 1786 eine Tochter, Sidonie. Diese Tochter war nicht das erste Kind des Prinzen Karl. Ein Dokument aus dem Adelsarchive in Wien wird dies beweisen: „Am vierten Januar 1786 wurde durch den Gefertigten getauft Fanni Christine Claudine, die am gleichen Tage um acht Uhr morgens geborene Tochter des Fräuleins Adelaide genannt Delligni. Zur Vaterschaft hat sich bekannt durch hier aufbewahrten Akt vom dreizehnten Dezember 1785 Karl von Ligne, Rittmeister im Regimente Arberg-Dragoner. Paten: Charles Joseph Depret in Stellvertretung und namens des Generalleutnants Ligne und Maria Franziska Lenoir in Stellvertetung und namens der Declari, geborenen Christine von Ligne; beide Stellvertreter sind in hiesiger Stadt wohnhaft. Gefertigt J. J. Roland, Kaplan an der Pfarrkirche zu St. Germain in Mons.“ — Die amtliche Abschrift dieses Taufscheines erfolgte am zweiten Messidor des Jahres Zehn der französischen Republik und, wie besonders hervorgehoben wird, nach erfolgter Säuberung von den durch das Gesetz verbotenen Adelstiteln. Trotzdem sind die Namen ohneweiters zu erkennen bis auf den der Patin Declari. So schrieb eben die französische Republik den Namen der Fürstin Christine Clary, der ältesten Schwester des Prinzen Karl.

In ihren etwas breit geratenen, sauertöpfischen, aber für die Zeitgeschichte sehr wichtigen Memoiren erzählt die Gräfin Lulu Thürheim, daß die Mutter dieser unehelich geborenen Ligne, die später unter dem Kosenamen Titine der muntere Hausgeist des Großvaters wurde, eine Brüsseler Schauspielerin namens Fleury gewesen sei. Für diese Behauptung muß der Thürheim die Verantwortung überlassen bleiben.

Nicht alle Ehen werden im Himmel geschlossen, und die Ehe zwischen Helene Massalska und Karl von Ligne war ein recht

THERESE GRÄFIN KINSKY-DIETRICHSTEIN.

gebrechliches, vergängliches Menschenwerk. Die Unruhen in Belgien hatten die Familie Ligne im Winter 1787 nach Wien geführt. In Wien erfaßte den Prinzen von Ligne jene große Leidenschaft, die seine Seele erfüllte bis zu seinem Tode. Alle Vermutungen weisen auf Maria Theresia Gräfin Kinsky, geborene Dietrichstein, eine Schwiegertochter jener Fürstin Marie Sidonie Kinsky, die als eine der „fünf Damen des Kaisers Joseph" so bekannt geworden ist. Helene Ligne wäre keine Frau gewesen, wenn sich ihr die Geheimnisse ihres Mannes nicht bald entschleiert hätten. Zur Dulderin fühlte sie sich nicht geboren. Kaum war Prinz Karl zur Armee abgegangen, die in den Türkenkrieg marschierte, als seine Gattin auf Reisen ging. Ihre kleine, eben eineinhalbjährige Tochter Sidonie wurde in der Obhut der Großmutter zurückgelassen, und Prinzessin Helene begab sich nach Warschau. Die endliche, immer dringender gewordene Regelung ihrer Vermögensverhältnisse gab den Vorwand für diese Schicksalsfahrt der schönen Frau. In Warschau rüstete eben das Königreich Polen fröhlich und glänzend sein Sterben. Der sogenannte vierjährige Landtag hatte den ganzen Adel in die Hauptstadt geführt, und Prinzessin Helene geriet in den tollsten westöstlichen Wirbel von Vergnügungen. Jetzt fühlte sie sich wirklich in ihrer Heimat; die Polin siegte über die Pariserin.

Tirso de Molina hat zuerst den Don Juan auf die Bühne gestellt. Aber Don Juan ist viel älter, er hat immer gelebt, lebt heute, wird morgen und bis ans Ende aller Zeiten leben. Überall hat er sein Vaterland, und so ein liebenswürdig unheimliches Rätsel gab es auch am Hofe des letzten Polenkönigs. Es war der Großkämmerer der Krone Polens, Graf Vinzenz Potocki. Der Graf war achtunddreißig Jahre alt, als ihm Helene von Ligne zuerst begegnete. Eine kurze, kinderlos gebliebene Ehe mit Gräfin Ursula Zamoiska, einer Nichte des Königs Stanislaus, war geschieden worden. Jetzt war Graf Potocki mit einer Gräfin Micielska verheiratet, die ihm zwei Söhne geboren hatte. Kaum war er in den Kreis der Prinzessin Helene getreten, als er mit kluger Taktik seine Künste gegen die ohnedies nur wenig Widerstandswillige spielen ließ. Ein rascher Erfolg lohnte bald die

leichte Mühe. Der Prinzessin Helene widerfährt kein Unrecht mit der Behauptung, daß sie sich dem Großkämmerer ohne Bedenken an den Hals warf. Nach der Vernunftehe war eben die große Leidenschaft über sie gekommen. Immer länger zog sich Helenens Aufenthalt in Polen hin. Mit jenem Mute, den nur eine liebende Frau aufbringt, ertrug sie alle Widerwärtigkeiten und Kränkungen, die ihr aus den offenkundigen Beziehungen mit dem Grafen Potocki erwuchsen. Wenn sie sich jemals nach einem Roman gesehnt hatte, so fand sie nun Gelegenheit, seine ersten traurigen Kapitel zu durchleben. Selbst das tiefste Gefühl der Frau, die Mutterliebe, war in ihr erstorben. Immer dringender, immer schärfer klingen die Briefe, die sie an die Heimkehr zu ihrem Kinde mahnen. Wie bitter liest sich der Brief des Fürsten von Ligne (Nr. 59), wo er Helene gestorben nennt, gestorben auch für die kleine Sidonie. Ein hartes Nein war die Antwort auf ihre Bitte um Scheidung ihrer Ehe gewesen. Fast vier Jahre verlebte Prinzessin Helene um ihrer Liebe willen in einer Situation, der eine weniger Starke erlegen wäre. In völliger Abgeschiedenheit, auf einem Schlosse in der Ukraine, bringt sie diese schier endlose Zeit hin. Nicht einmal die kleinlichsten Geldsorgen bleiben ihr erspart, denn in einem ihrer Briefe klagt sie, daß sie dringend neue Hemden brauche, daß aber die Leinwand so teuer und ihr Vermögen noch immer in Belgien sei. Da dringt in ihre Einsamkeit die Nachricht von dem Tode ihres Mannes: „Eine Kugel hat den Prinzen Karl niedergestreckt. Ich bin frei. Das ist Gottes Wille. Diese Kanone war seit der Ewigkeit geladen“, schreibt sie an den Grafen Potocki. Drei Monate später ist sie am Ziele. Um Mitternacht wird Helene de Ligne in der Klosterkirche der Bernhardinermönche bei Werky dem Grafen Potocki angetraut. Das Leben baut die kühnsten Romane, und es wäre verlockend, die weiteren Schicksale der Prinzessin Helene zu erzählen. Auch in ihrer zweiten Ehe fand sie wenig Glück. Demütigung, Qualen, Kränkungen und schwerster Kummer waren auch ferner ihr Los. In ihrem eigenen Hause mußte sie gegen die Untreue ihres Mannes kämpfen. Don Juan altert nicht. Dreimal hat sie noch geboren, aber die Kinder aus

ihrer Verbindung mit dem Grafen Potocki starben alle in frühester Jugend. Nur das eine, so leichten Herzens verlassene Kind, die kleine Sidonie von Ligne, blieb am Leben, aber erst nach langen Jahren sollten Mutter und Tochter sich wiederfinden.

Die stoischen Worte, die der Fürst von Ligne bei dem Tode seines Sohnes sprach, hat er wahr gemacht. Die unheilbare Wunde in seinem Innersten ist immer offen geblieben; nie konnte er ohne Tränen des Toten gedenken, und sein Gemüt war wirklich gestählt gegen alle weiteren Schicksalschläge. Ein armer, entwurzelter Mann kommt er 1794 nach Wien, und der Schloßherr von Belœil, der so oft und so lange in kaiserlichen Palästen und Königsschlössern zu Gast gewesen war, findet Unterkunft in einem kleinen, schmalen Häuschen auf der Mölkerbastei, einem schmächtigen Bau, der in jedem Stockwerk nur für je ein Zimmer Raum bot. Es war das mit Konskriptionsnummer 96, später 88 versehene Haus. Hier muß eine Überlieferung zerstört werden, die merkwürdigerweise in allen Biographien Lignes vorkommt, obwohl sie schon in einem Schreiben des Fürsten an seinen früheren Güterdirektor Legros aus dem Jahre 1810 ihre Widerlegung findet. Der Fürst hat in Wien niemals ein Haus besessen. Aus dem Totenprotokolle der Stadt Wien geht hervor, daß er Nr. 96 bewohnte, und das Haus wird als dem Fürsten gehörig bezeichnet. Das Bastey-Urbar der Stadt Wien IX/11 Fol. 73 ist aber verläßlicher. Dort sind die wirklichen Eigentümer des Hauses zu finden. Das oft und oft Hôtel de Ligne genannte Häuschen gehörte nämlich von 1761 bis 1802 dem Johann Hanauska und von 1802 bis 1844 dem bürgerlichen Schneidermeister Anton Kienast.

Der Fürst von Ligne zur Miete bei einem Schneider! Aber selbst das gibt ihm Gelegenheit, sich treu zu bleiben. Vor allem mußte das Haus einmal einen passenden Namen bekommen, und der fand sich: „Der Papageienstock“ wird es wegen seiner Engbrüstigkeit genannt. Und dann sollen auch die Spaziergänger auf der Bastei es merken, daß ein Weiser, ein Künstler des Frohmutes jetzt unter ihnen wohnt. Rosenrot wird der „Papageien-

Käfig“ angestrichen, rosenrot, wie die Aufschläge von Ligne-Infanterie. Zwei alte, schlecht genährte Schimmel ziehen eine in den Federn ächzende, aber rosenrote Kalesche durch die Stadt. Darin sitzt der Fürst von Ligne, der sich an seinen „Zufluchtsort“ auf dem Kahlenberg begibt.

Dort war es schon anders als in der Stadt. Dort war der Fürst wirklicher Herr und Besitzer von Grund und Boden. Im Gewährbuche 69 der Stadt Wien, lit. B, Fol. 29 und 30, ist am dreiundzwanzigsten März 1791 eingetragen worden: „Der Durchlauchtigst-Hochgeborene Herr, Herr Karl, des Heiligen Römischen Reiches Fürst de Ligne, kauft von Johann Meydinger und dessen Hauswürthin Christine die Behausung in Josephsdorf am Kahlenberg Nr. 6 mit Gartengrund.“ Davon waren zu zahlen an die Herrschaft Ober-Sievering und Kahlenberg jährlich zu Michaeli oder zur Lesezeit an Grunddienst- und Robottgeld drei Gulden und neunzig Kreuzer; ferner besaß der Fürst auf dem Kahlenberg unter Nr. 6 zweihundertfünfundzwanzig Quadratklafter und einen Quadratschuh Grund, auf denen eine jährliche Abgabe von zehn Kreuzern lastete, und schließlich hatte er auf dem Kahlenberg noch um sechshundert Gulden von Johann und Katharina Schneider das Grundstück Nr. 7 erstanden, für welches jährlich sechs Gulden und zehn Kreuzer an die Grundherrschaft zu entrichten waren. Diese recht bescheidenen Parzellen hatte der Fürst schon drei Jahre vor seiner dauernden Niederlassung in Wien erworben. Gewohnt hat er aber wahrscheinlich in der 1782 aufgelassenen Camaldulenser Eremie, die jetzt dem Hotel auf dem Kahlenberg als Meierhof dient. Überdies besaß Ligne noch ein ganz kleines, ganz geheimes Schreibstübchen auf dem Leopoldsberg, dem Nachbar des Kahlenberges.

Kaiser Franz I., der unheilvollste Hofrat seines Staates, hatte keine Verwendung für den Fürsten von Ligne. Sein Sohn war als kaiserlicher Oberst gefallen, sein Vermögen hatte ihm die Revolution genommen, aber der treue Mann blieb pensioniert, und wahrscheinlich war er auch politisch verdächtig. Man hatte soeben die k. k. Polizei-Hofstelle errichtet und den Grafen Johann Pergen zum Polizeiminister ernannt. Die Jakobinerfurcht be-

herrschte die Seelen, und da saß in Wien dieser belgische Fürst, dem man den gewissen an seine Frau gerichteten Brief über die belgische Revolution sicher noch nicht vergessen hatte. Alle französischen Emigranten, die ruhelos umherirrenden Trümmer des Glanzes von Versailles, gingen bei Ligne ein und aus. Im Archiv der ehemaligen k. k. Obersten Polizei-Hofstelle liegt noch ein Brief des Fürsten an Pergen, in dem er sich für eine junge Französin verwendet, die aus einem „von allen Greueln besudelten Lande geflohen ist und in Wien eine Zuflucht sucht". Aus den ersten Wiener Jahren des Fürsten fließen die Nachrichten nur spärlich. Er war wirklich, wie er an Katharina die Große schreibt, mit Joseph II. gestorben. Die natürliche Tochter des Prinzen Karl, Titine, war ins Haus der Großeltern nach Wien gekommen, während die kleine Sidonie bei ihrer Tante, der Fürstin Clary in Töplitz erzogen wurde. Zwischen Wien, dem Kahlenberge und Töplitz spielte sich das Leben der fürstlichen Familie ab. Als in Italien Napoleons junges Genie die alten österreichischen Generale hinwegfegte, hätte man Ligne fast ein Kommando anvertraut. Es blieb aber wieder bei dem „Fast". Die Schuld an dieser Kränkung schreibt er dem allmächtigen Thugut zu, dem vielleicht einzigen Menschen, den er wirklich, aber gründlich haßte.

Ein Beweis für die bedrängte Lage des Fürsten in jener Zeit ist auch in den Akten der Wiener Nationalbibliothek zu finden: eine abweisende, von dem Präfekten des Institutes, Gottfried van Swieten, ziemlich unwirsch gehaltene Antwort auf ein Bücherangebot Lignes. Der Fürst mußte wirklich trachten, irgend einen Erwerb zu finden, und mußte sein Degen ruhen, so war seine Feder umso eifriger. Von 1795 bis 1811 arbeitete er an der Herausgabe seiner sämtlichen Schriften, die unter dem Titel: Mélanges Militaires, Littéraires et Sentimentaires (A mon Refuge sur le Leopoldsberg près de Vienne, et se vend a Dresde chez les Frères Walther), in vierunddreißig Duodezbänden erschienen sind. Den wichtigsten dieser Schriften sind wir schon begegnet. Wißbegierige finden im Anhange ein vollständiges Verzeichnis der Werke Lignes.

Auf Wien lastete noch immer der unglückliche Krieg mit Frankreich, und Ligne hat sich nur schwer in die geistige Enge der Stadt geschickt. Aus seinen Denkwürdigkeiten läßt sich dies leicht herauslesen. Freier geatmet hat er in Töplitz, wo er im Kreise des böhmischen Adels viel Bildung und geistiges Streben vorfand. Als die festlichsten der schönen in Nordböhmen verbrachten Tage haben ihm aber jene gegolten, wo er mit dem Verwalter der gräflich Waldsteinischen Bibliothek in Dux, mit Casanova, zusammentraf. Das Casanova gewidmete, „Aventuros" überschriebene literarische Porträt ist eine der feinsten Federmalereien Lignes. Casanova und Ligne im Gespräch, Casanova und Ligne Erinnerungen austauschend machten wohl alle guten und frohen Geister des achtzehnten Jahrhunderts lebendig. Von Töplitz aus unternahm der Fürst häufig kleine Reisen nach Dresden. Auch dorthin folgte ihm das zärtliche Auge der k. k. Polizei. Das Wiener Polizeiarchiv, aus dem später noch ergiebiger geschöpft werden soll, enthält über eine dieser Reisen einen Bericht vom zehnten September 1801. „Der Fürst von Ligne ist in Dresden im Graf Salmourschen Hause abgestiegen und unterhandelt fortwährend mit dem französischen Agenten Laroche wegen seiner belgischen Besitzungen." Der Fürst war und blieb einmal verdächtig, und selbst seine nach jahrelangen Mühen erfolgreichen Versuche, seinem einzigen noch lebenden Sohne, dem Prinzen Ludwig Eugen, einen Teil seiner Güter zu sichern, wurden pünktlich nach Wien gemeldet. Auch Thugut verzeichnet in einem seiner Briefe an den Grafen Joseph Colloredo die Bemühungen Lignes, seinen Nachkommen das einst so reiche väterliche Erbe teilweise zu retten, und nennt bei dieser Gelegenheit den Fürsten einen boshaften Kläffer. Treffende Witze werden oft schwerer verschmerzt als Degenstiche, und Ligne erzählt, wie er sich Thuguts Haß durch einen Scherz zugezogen hat.

Das Jahr 1802 brachte dem Fürsten von Ligne eine tragische Erinnerung an seine russischen Tage. Der Chevalier de Saxe, ein Sohn des Prinzen Franz Xaver von Sachsen aus einer morganatischen Ehe, hatte als Oberst in russischen Diensten in Petersburg den Fürsten Subow im Duell verwundet und auch

GRÄFIN PÁLFFY UND BARONIN SPIEGEL, DIE TÖCHTER DES FÜRSTEN VON LIGNE.

Auf Wien lastete noch immer der unglückliche Krieg mit Frankreich, und Ligne hat sich nur schwer in die geistige Enge der Stadt geschickt. Aus seinen Denkwürdigkeiten läßt sich dies leicht herauslesen. Freier geatmet hat er in Töplitz, wo er im Kreise des böhmischen Adels viel Bildung und geistiges Streben vorfand. Von den köstlichsten der schönen in Nordböhmen verbrachten Tage waren ihm aber jene gegolten, wo er mit dem [illegible] Waldsteinischen Bibliothek in Dux, mit Casanova [illegible]. Das Casanova gewidmete, „Aventuros" überschriebene literarische Porträt ist eine der feinsten Federzeichnungen Lignes. Casanova und Ligne im Gespräch, Casanova und Ligne Erinnerungen austauschend machten wohl alle guten und frohen Geister des achtzehnten Jahrhunderts lebendig. Von Töplitz aus unternahm der Fürst häufig kleine Reisen nach Dresden. Auch dorthin folgte ihm das zärtliche Auge der k. k. Polizei von Wien. Im Polizeiarchiv, aus dem später noch ergiebiger geschöpft werden soll, enthält über eine dieser Reisen einen Bericht vom zehnten September 1801. „Der Fürst von Ligne ist in Dresden im Graf Salmourschen Hause abgestiegen und unterhandelt fortwährend mit dem französischen Agenten Laroche wegen seiner belgischen Besitzungen." Der Fürst war und blieb einmal verdächtig, und selbst seine nach jahrelangen Mühen erfolgreichen Versuche, seinem einzigen noch lebenden Sohne, dem Prinzen Ludwig Eugen, einen Teil seiner Güter zu sichern, wurden pünktlich nach Wien gemeldet. Auch Thugut verzeichnet in einem seiner Briefe an den Grafen Joseph Colloredo die Bemühungen Lignes, seinen Nachkommen das einst so reiche väterliche Erbe wenigstens zu retten, und nennt bei dieser Gelegenheit den Fürsten einen boshaften Kläffer. Treffende Witze werden oft schwerer verschmerzt als Degenstiche, und Ligne erzählt, wie er sich Thuguts Haß durch einen Scherz zugezogen hat.

Das Jahr 1802 brachte dem Fürsten von Ligne eine tragische Erinnerung an seine russischen Tage. Der Chevalier de Saxe, ein Sohn des Prinzen Franz Xaver von Sachsen aus einer morganatischen Ehe, hatte als Oberst in russischen Diensten in Petersburg den Fürsten Subow im Duell verwundet und auch

Euphemie tombesse de Palffy
née Princesse de Ligne

Flore Baronne de Spreyer
née Princesse de Ligne.

mit einem Fürsten Scherbatow Streit gehabt. In einer eisigen Winternacht wurde der Chevalier de Saxe von einigen Männern überfallen, in einen Schlitten geworfen und an die Grenze gebracht. Nun lebte der Chevalier de Saxe in Wien, war ein eifriger und willkommener Gast im Hause Lignes und galt als Verlobter der Prinzessin Flora, der jüngsten Tochter des Fürsten, der in der Bedrängnis seiner ersten Wiener Jahre die ihm einst von Katharina der Großen geschenkten Güter in der Krim an den Fürsten Subow verkauft hatte. Ligne war redlich bemüht, den alten Streit zu schlichten, und ein hessischer Gesandtschaftsbericht aus Wien vom neunundzwanzigsten Mai 1802 meldet darüber: „Der ehemalige Günstling der Kaiserin Katharina, Fürst Subow, ist vor einigen Tagen hier angekommen. Der Zweck seiner Hieherkunft ist die Ausgleichung in einer Ehrensache mit dem ebenfalls in Wien anwesenden ehemaligen russischen Oberst Chevalier de Saxe. Die Auszeichnung, welche dieser von der verstorbenen Kaiserin eine Zeitlang genoß, hatte die Eifersucht des Günstlings erweckt. Auch behauptet der Chevalier de Saxe, daß seine durch die sehr auffallenden Umstände bezeichnete Entfernung von Petersburg Subows Werk sei. Beide miteinander zu versöhnen, wird hier versucht. Dies geschieht hauptsächlich durch den Fürsten Ligne, da der Hof auf diese Sache nicht eingeht. Subow ließ durch Ligne erklären, daß er bei der Entfernung des Chevaliers de Saxe nicht mitgewirkt habe. Dieser aber will das nicht anerkennen, äußert jedoch, daß er aus Veneration für Seine Majestät den Kaiser bereit sei, seine Genugtuung nicht auf österreichischem Gebiete zu verfolgen.“ Ein Brief des Grafen Johann Cobenzl an den Grafen Colloredo vom Mai 1802 beschäftigt sich ebenfalls mit diesem Ehrenhandel und lobt die friedlichen Bemühungen des Fürsten von Ligne, versäumt aber nicht, die weniger anerkennende Bemerkung beizufügen, daß ein so arger und unvernünftiger Mensch, wie der Fürst, wenigstens einmal in seinem Leben etwas Vernünftiges geleistet habe.

Das Duell des Chevalier de Saxe mit dem Fürsten Scherbatow wurde aber dennoch ausgefochten. Sterbend, mit einer tödlichen Schußwunde in der Brust, sank der Chevalier de Saxe

in die Arme seines Sekundanten, des Fürsten von Ligne, der so zum zweitenmal einen ihm teuren Menschen durch einen gewaltsamen Tod verlor.

Vergebliche Mosaikarbeit auf der Karte Europas nennt der Fürst von Ligne die bei Friedensschlüssen aufgewendete Mühe der Diplomaten. Nun brachte ihm dieses Geduldspiel aber doch eine Entschädigung für den großen eingebüßten Besitz. Im Frieden von Lunéville war die einst ihm gehörige Grafschaft Fagnolles Frankreich zugefallen. Als Ersatz erhielt Ligne vom Reichsdeputationsausschuß das reichsunmittelbare freiweltliche Damenstift Edelstetten als souveräne Reichsgrafschaft mit einer Stimme im Reichsfürstenrate zugesprochen. Die deutsche Kleinstaaterei mit ihrem spaßigen Elend haben viele geschildert, niemand aber mit so gütigem Humor und so milder Weisheit wie Ligne in seinen aus Edelstetten an die Fürstin Clary gerichteten Briefen. Das wackere Edelstetten in Franken war wohl ein kurioses souveränes Fürstentum. Senat und Volk von Edelstetten mögen es verzeihen — es ist noch heute ein wahres Nest, das auf einer Ansichtskarte bequem Platz findet. Wie mag das erst vor über hundert Jahren ausgesehen haben! Aber Edelstetten hat dem Fürsten von Ligne ein paar seiner besten Briefe eingegeben, in denen der stets nach Tiefe forschende Deutsche auch einen reichen Schatz an Gemüt finden wird. Dafür sei dem Orte heute noch gedankt, und des Himmels reichster Segen sei seiner Flur beschieden. Ligne war zu geschmackvoll, um das Possenspiel eines souveränen Reichsfürsten lange mitzumachen. Im Jahre 1803 bestieg er sein Thrönchen und ein Jahr später hat er sein Reich gegen eine „ewige“ Rente von jährlich elftausend Gulden dem Fürsten Nikolaus Esterházy verkauft. Zur gleichen Zeit ungefähr gab Frankreich seine belgischen Güter frei, und Prinz Ludwig, der Gründer des jetzt noch blühenden Geschlechtes, zog wieder in Belœil ein.

Die schöne Frau Marianne von Eybenberg hat Ligne dem Kreis Goethes zugeführt. Diese hochbegabte Tochter des reichen jüdischen Berliner Kaufmannes Meyer hatte in ihrer Vaterstadt mit dem dort seit 1785 beglaubigten österreichischen Gesandten

Fürsten Heinrich XIV. von Reuß, Grafen und Herrn von Plauen, eine heimliche Ehe geschlossen. Bis zum Tode ihres Gatten wahrte sie das Geheimnis dieser Heirat, blieb im väterlichen Hause wohnen und behielt ihren Mädchennamen bei. Erst als sie 1799 Witwe geworden war, nahm sie den Namen Eybenberg an und wohnte seither meist in Wien. Ihr Lebensinhalt war Goethe, und nachdem sie den Dichter im Sommer 1795 in Karlsbad kennen gelernt hatte, stand sie mit ihm in regem Briefwechsel. Goethe hat nach seinem eigenen Bekenntnis „die letzten Kapitel der Wahlverwandtschaften für sie zusammengeschrieben, damit das Werk ihr keinen fragmentarischen Eindruck hinterlasse". Am sechsten Januar 1804 schreibt Frau von Eybenberg an Goethe: „. . . . . in der Stimmung, in der ich mich befinde, sollte ich Ihnen vielleicht nicht schreiben, allein ich muß Ihnen ein Geistesprodukt des Prince de Ligne schicken; um es nicht länger zurückzuhalten, expediere ich es heute und kann es mir nicht versagen, es mit einigen Worten zu begleiten. Der alte Herr geriet in einen wahren Enthusiasmus, als er hörte, die Zeichnung über meinem Kanapé sei von Ihnen, er stand auf und küßte sie und den anderen Tag schickte er mir das Gedicht. Sie würden ihn gewiß sehr beglücken, wenn Sie nur etwas Schmeichelhaftes für ihn sagten; wenn auch das Gedicht an und für sich ohne Wert wäre, so verdient doch ein französischer Prinz dadurch, daß er sich bestrebt, zu zeigen, wie sehr er den Genius eines deutschen Dichters ehrt, einige Aufmunterung. Sein Jammer, daß er Sie nicht zu verstehen imstande ist, macht ihm Ehre; aufrichtig gesagt, glaube ich, er schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß Sie ihm ein verbindliches Wort sagen werden. Gestern war eine Comédie beim Fürst Clary. Er saß hinter mir und frug mich: ‚Vous n'avez rien reçu du favori d'Apollon?' Sie sehen, er erwartet etwas. Täuschen Sie ihm seinen Wunsch nicht, guter, prächtiger Goethe." Mit diesen empfehlenden Worten gingen Lignes Verse an Goethe ab. Sie waren wohlgemeint; gut und prächtig dürfen sie aber gleich ihrem Empfänger nicht genannt werden. Lignes Verskunst erhebt sich nur in seltenen Fällen über das bescheidenste Mittelmaß,

und einer seiner wohlwollendsten französischen Kritiker behauptet, überhaupt keinen einzigen guten Vers von ihm zu kennen. Ihren Zweck hat aber Lignes Huldigung erreicht, denn schon um die Mitte Januar 1804 sandte ihm Goethe einen gereimten Gegengruß, das bekannte Gedicht:

„In früher Zeit noch froh und frei
Spielt ich und sang zu meinen Spielen
— — —“

Darüber äußert sich Frau von Eybenberg am dreiundzwanzigsten Juli 1804, und fast scheint es, als ob sie dem Fürsten die Freude nicht gegönnt hätte, von Goethe so schnell und so liebenswürdig bedacht worden zu sein: „. . . . . Das Gedicht an Ligne ist wieder einzig in seiner Art, wie alles, was aus Ihrer Feder kömmt, mir, auch wenn ich den poetischen Wert davon abrechne, äußerst lieb, weil es den Gang Ihrer Empfindung so süblime einfach zeigt. . . . . Auf Ligne hat es nicht den nämlichen Eindruck gemacht. Er wollte nur seine Eigenliebe befriedigt sehen, wollte besungen sein, vom ersten Dichter unserer Zeit (für mich ersten aller Zeiten), sonst fühlte, dachte er nichts dabei; es ward gleich ins Französische für ihn übersetzt, damit er doch ungefähr wußte, de quoi il était question, indessen fand er es ganz unnötig, nahm das Original mit zu einem großen Dîner beim Finanzministre und produzierte es; dort ward es, wie mir berichtet ward, nach Wert und Gebühr gewürdigt und alles war entzückt, nahm Abschriften etc. Ligne trug mir auf, Ihnen den schönsten, tiefstempfundenen Dank zu sagen und noch viele Worte, die ich vergessen habe, und an die (!) Ihnen übrigens wohl nicht viel liegen wird.“ Dieser Brief bestätigt Goethes Urteil über Marianne von Eybenberg, deren zarte Lippen und spitze Zunge er gerühmt hat.

Wieder war die Welt erfüllt von Waffenlärm und Kriegsgefahr. Einen Besuch am preußischen Hof benützte Ligne zu dem vergeblichen Versuche, einem gegen Napoleon gerichteten Bündnis mit Österreich das Wort zu reden. Dieser viel später ausgeführte Plan wurde damals nicht allein von Ligne betrieben,

aber Preußen sollte erst ein Jahr nachher sein hartes Schicksal erfahren. Das österreichische Heer war schon im Aufmarsch gegen die Franzosen begriffen, als der Fürst von Ligne, damals siebzigjährig, an den Kaiser Franz die flehentliche, unerhört gebliebene Bitte richtete, ihn, den General aus Laudons und Lacys Schule, bei der Armee zu verwenden. Vielleicht hoffte Ligne, jetzt endlich den so heißersehnten Rang eines Feldmarschalls zu erreichen, den man ihm schon vor fünfzehn Jahren versprochen hatte. Aber das kühle Herz des Kaisers vermochten auch die wärmsten Worte nicht zu rühren. Bitter beklagt sich der Fürst über die schnöde Behandlung, die ihm widerfährt. Und doch war es eine gütige Fügung, die es ihm ersparte, in die Katastrophen von Ulm und Austerlitz hineingezogen zu werden.

Mit einer durch die erzwungene Untätigkeit nur noch erhöhten Leidenschaft folgte Ligne den Ereignissen der beiden Kriegsjahre 1805 und 1806. Kurz bevor das Unheil von Jena über Preußen hereinbrach, weilte er in Dresden, und von dort aus schrieb er dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, mit dem er im Hause der Fürstin Clary in Töplitz schon zehn Jahre vorher Freundschaft geschlossen hatte, seine Sorgen über die kommenden Tage. Mit dem Prinzen Louis Ferdinand hat er die letzten frohen Stunden verbracht, die diesem wirklich genialen Romantiker unter den Hohenzollern noch vergönnt waren. Das unveröffentlichte Tagebuch des jungen Grafen Karl Clary, des Enkels des Fürsten von Ligne, weiß von den tollen Festen zu erzählen, die in jenen Herbsttagen in Töplitz und Eisenberg gefeiert wurden, und schildert, wie der dem Tod geweihte preußische Prinz und seine Gastgeber, darunter auch Ligne, die flüchtigen Augenblicke zu genießen verstanden. Friedrich von Gentz sagt darüber in seinen Tagebüchern: „An diesem Tage (dreiundzwanzigster September 1806) fuhr ich mit dem Prinzen Louis von Dresden nach Töplitz und von dort am fünfundzwanzigsten September nach Eisenberg, wo der Fürst Lobkowitz eine Jagd gab und uns herrlich aufnahm. Der Fürst Karl Schwarzenberg (nachmaliger Feldmarschall), sein Bruder Ernst, Fürst von Ligne, die Fürstin Bagration und die Gräfin

Schulkow waren die Hauptpersonen der Gesellschaft. Am sechsundzwanzigsten September, abends um acht Uhr, nachdem wir unter den Bäumen gespeist hatten, stieg der Prinz Louis zu Pferde und ritt das Gebirge hinunter nach Freiberg, um dort sein Kommando zu übernehmen. Seit dieser Stunde sah ich ihn nicht wieder.“ Schöne Frauen und frohe Männer, einer der frohesten sicherlich der Fürst von Ligne, blieben zurück, während Louis Ferdinand durch die Nacht dem Tod entgegenritt.

Mit 71 Jahren darf selbst ein ewiger Jüngling wie der Fürst von Ligne den Übergang in das Fach der Großväter wagen. Das Jahr 1806 hatte der fürstlichen Familie ein großes Ereignis gebracht. Fast zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem Helene von Ligne, jetzt Gräfin Potocka, die kleine Sidonie verlassen hatte. Beide Töchter des Prinzen Karl, Sidonie und Christine, hatten alle Sorgfalt und Liebe gefunden, sie waren wie echte Schwestern erzogen worden. Furchtbare Stürme hatte die zweite Ehe der Prinzessin Helene von Ligne mit dem Grafen Potocki gesehen. Alle Schmach einer schamlos Betrogenen mußte Helene Potocka erfahren, und als sie die Schande nicht mehr zu ertragen vermochte, verließ sie das Schloß in Brody, wo ihr Unglück die häßlichste Form angenommen hatte. Da fand sie in Lemberg im Gasthofe, wo sie Rast hielt, den Fürsten von Ligne, der auf einer Reise in Galizien weilte. Der Fürst ist ein Weiser. Selbst tief erschüttert, tröstet er die unglückliche Frau, richtet sie auf, lehrt sie vielleicht ein wenig von der Kunst, das Leben rosenrot zu sehen, und bewegt Helene zur Rückkehr. Wieder vergehen ein paar Jahre. Das Ehepaar Potocki hat jede Hoffnung auf Nachkommen aufgegeben; aber noch lebt ein Sohn des Grafen aus zweiter Ehe, der junge Graf Franz. In ihm erblickt Helene den künftigen Gatten ihrer Tochter, und alsbald gehen die ersten Briefe zwischen Wien, Töplitz und Brody hin und her. Die Antworten des Fürsten von Ligne beweisen, daß er auch in der Kunst des Verschweigens ein Meister ist. Denn die schroffe, unversöhnliche, das Ganze nur duldende Haltung seiner Frau zeigen die kühlen förmlichen Stellen am Schlusse seiner Briefe, wo er die unerläßlich notwendigen Grüße der Fürstin beifügt. Und klingt

es nicht wie ein leiser Seufzer, wenn er sagt, daß die Prinzessin Sidonie sich in einer Schule befindet, die den Charakter zu bilden vermag? Am achten September 1807 wurde in der Wallfahrtskirche zu Mariaschein bei Töplitz die Ehe Sidoniens mit dem Grafen Franz Potocki eingesegnet. Im Claryschen Schlosse gab es ein großes Fest, wieder spielte man, wie einst in Belœil, ein vom Fürsten von Ligne geschriebenes Gelegenheitsstück, das eine vom Verfasser gesprochene feierliche Anrede an das Brautpaar enthielt, die Tränen der Rührung aber auch lautes Lachen begleiteten. Der zwischen Töplitz und Schönau aufsteigende, Mont de Ligne genannte Hügel war, eine besondere Aufmerksamkeit des als Kurgast anwesenden Herzogs Karl August, prächtig beleuchtet. Die Hochzeitsreise des jungen Paares ging nach Paris über Wien, wo die Fürstin von Ligne zurückgeblieben war. Sie hatte es nicht vermocht, den Schwiegervater ihrer Enkelin zu sehen, den Mann, für den einst Helene von Ligne Kind und Gatten verlassen hatte. Am dreiundzwanzigsten Oktober 1807 traf das junge Paar in Paris ein; nach zwanzig Jahren sahen sich Mutter und Tochter wieder, denn auch Helene Potocka war der Hochzeit Sidoniens ferngeblieben.

Bei der Vermählungsfeier in Töplitz trug der Fürst von Ligne den scharlachroten Frack der kaiserlichen Trabantenleibgarde. Endlich hatte sich Kaiser Franz des treuen Dieners seiner Vorfahren erinnert und am dreizehnten Juni 1807 aus Laxenburg an den Grafen Schaffgotsche ein Handbillett erlassen: „Um dem Feldzeugmeister Fürsten de Ligne ein auszeichnendes Merkmal meiner vollkommenen Zufriedenheit seiner mir und meinem Hause durch eine so lange Reihe von Jahren stets bewiesenen treuen Anhänglichkeit zu geben, verleihe ich demselben die durch die Resignation des Feldzeugmeisters Grafen Mitrowsky erledigte Stelle eines Kapitäns meiner Trabanten-Leibgarde und bewillige ihm nebst demjenigen, was er bisher an Gage, Inhabergebühren und sonstigen Emolumenten bezogen, den gewöhnlichen Genuß eines Garde-Hauptmannes. Franz.“

Sehr beträchtlich waren diese Gage, Inhabergebühren und sonstigen Emolumente nicht. Eine noch vorhandene Gagenrechnung gibt sie an:

Die halbe Gage eines Feldzeugmeisters. .	4000 fl.	—	x
Inhabergebühr nach Abzug der Arrha*) und des Invalidenkreuzers	3478 „	24	„
für das ehemalige Gouvernement von Mons	1071 „	42	„
an Tafelgeldern	1142 „	$51^3/_4$	„
	9692 fl.	$57^3/_4$	x
künftig mit Einschluß des Gardegenusses von	2000 „	—	„
	11691 fl.	$57^3/_4$	x

Für einen fast ganz ruinierten Mann, der einst zu den reichsten Großen des kaiserlichen Hofes gezählt hatte, eine zahlreiche Familie erhalten mußte, und einen Fürsten, der nie zu rechnen verstand, war dies ein recht kärgliches Einkommen.

Man versteht den Fürsten, wenn er stets über seine bedrängte Lage klagt und sich bemüht, das „ihm von seinem Geist noch Verbliebene“ durch seine Verleger in Dresden möglichst gut zu verwerten. Geist aber war dem Fürsten noch genug verblieben, um alle zu entzücken, die in seinem Hause aus- und eingingen. Was noch an alten Getreuen des französischen Hofes in Wien lebte, scharte sich um Ligne. Der Prinz Karl Eugen von Lothringen, nun Prinz von Lambesc genannt, und sein Bruder, der Prinz von Vaudemont, die zwei letzten Lothringer, die Gräfin von Brionne, einst eine der schönsten Frauen am Hofe Ludwigs XV., der witzige Herr von Bonnay, der für den lebenden Ligne eine boshafte, aber treffende Grabschrift verfaßt hatte, und der alte Waffengefährte des Fürsten aus der Türkenzeit, Graf Roger de Damas, waren die Intimen des kleinen Hauses auf der Mölkerbastei. In dieser Gesellschaft mögen Ligne die Gedanken gekommen sein, die sich anhören wie eine Elegie: „Erinnerung! Man nennt sie süß und zart. Sei sie wie immer, ich heiße sie hart und bitter. Das Bild der unschuldigen Freuden unserer Kindheit zeigt uns die Zeit, wo wir uns jener nähern, da wir nicht mehr sein werden. Krieg,

*) Die Arrha war eine Art von Besoldungsteuer, die alle k. k. Beamten und Offiziere zu entrichten hatten.

Liebe, Erfolge von einst, die Orte, wo wir euch erlebten, ihr vergiftet uns die Gegenwart. Welcher Unterschied, sagt man; wie die Zeit vergeht! Ich war siegreich und jung und wurde geliebt. Man sieht sich dann so weit von diesen schönen, so rasch vergangenen Augenblicken. Ein Lied von damals, ein Baum, unter dem man gesessen ist, mahnen uns daran und bringen uns zum Weinen. Dort war ich, sagt man, am Abend nach dieser berühmten Schlacht, hier hat man mir die Hand gedrückt, von hier bin ich in ein reizendes Winterquartier gereist. Ich dachte noch Gutes von den Menschen. Die Frauen, der Hof, die Stadt, die Geschäftsmänner hatten mich noch nicht betrogen. Meine Soldaten (eine weit verläßlichere und zartfühlendere Gesellschaft, als die Herren von Welt) schwärmten für mich, meine Bauern segneten mich, meine Bäume grünten, und noch lebte oder gab es für mich, was mir teuer war. Oh Gedächtnis, Gedächtnis! Als der Herzog von Marlborough schon kindisch geworden war und mit seinen Pagen spielte, kehrte mitunter sein Gedächtnis zurück. Als er eines Tages in einem solchen Augenblick sein Bildnis erschaute, schlug er die Hände vors Gesicht und netzte sie mit seinen Tränen."

Allzulange dürften so trübe Stimmungen den Fürsten nicht erfüllt haben, der, wie diese Schilderung zeigt, in seinem Patriarchenalter noch glänzende Figur machte: „Die Gestalt des Fürsten ist groß und kräftig und seine Erscheinung imposant. Weiße, gelockte und kaum gepuderte Haare umgeben sein schönes Antlitz, das fast keine Runzeln aufweist. Sein Lächeln ist reizend, sein Gesichtsausdruck verkündet Güte, Feinheit des Geistes und Schelmerei. Sein Mund ist groß, aber anmutig, seine breite Stirne birgt Klugheit und Heiterkeit. Sein Blick ist lebhaft, und manchmal sprüht Feuer aus seinen Augen. Alles an ihm spricht für seine Offenherzigkeit. Er wird von seinen Freunden nicht geliebt, aber vergöttert, und seine Familie hegt für ihn eine wahre Verehrung. Niemand vermag sich dem verführerischen Zauber seines Geistes zu entziehen. Er trägt stets die Uniform der Trabanten-Leibgarde, und auf seiner Brust verschlingen sich die Bänder des goldenen Vließes und des Maria Theresien-Ordens."

Auf ihrer Reise durch Deutschland, die den von Napoleon so gehaßten deutschen Ideologen galt, kam Frau von Staël auch in das schmale Haus auf der Mölkerbastei. Bei Ligne und Caroline Pichler, die mit der rechten Hand Romane schrieb, während ihre Linke den Kochlöffel führte, versammelte sich das kleine Häuflein jener, die genug Entsagung und Mut aufbrachten, in Wien literarisch zu schaffen. Ligne und Frau von Staël waren überdies von Paris her alte Bekannte. Einem geistvollen Ballspiel glich die Unterhaltung des Fürsten mit der von Napoleon vaterlandslos gemachten Dichterin, ja man brachte sogar das Kunststück zuwege, in den engen Räumen des Hôtels de Ligne Theater zu spielen. Die „Gelehrten Frauen" waren eine nicht ganz harmlose Wahl für einen zu Ehren der Staël veranstalteten Theaterabend. Bei der Gräfin Zamoiska wurde ein kleines Stück des berühmten Gastes „Hagar in der Wüste" gespielt. Die Dichterin gab die Titelrolle. Der Fürst von Ligne lauscht andächtig, bis er sich plötzlich an seinen Nachbar wendet und nach dem Titel des Stückes fragt. — „Hagar in der Wüste" lautet die Anwort. — „Nein, nein, Sie irren, das Stück heißt ‚Abrahams Rechtfertigung'." Ob die Staël diese Bosheit erfuhr, ist nicht überliefert, aber jedenfalls gebührt ihr das Verdienst, eine Auswahl der besten Briefe und Gedanken des Fürsten von Ligne in Paris herausgegeben zu haben. Sie schrieb dem Buche ein begeistertes Vorwort, in dem sie Ligne als den einzigen Fremden bezeichnet, der in der französischen Literatur zum Vorbild, nicht zum Nachahmer geworden ist. Der große Erfolg des Werkes ist sicher auch dem berühmten Namen der Herausgeberin zu danken gewesen, und der Fürst hat es gerne und dankbar anerkannt, daß sie ihn so erfolgreich „zusammengetragen" habe.

Im September 1808, gleichzeitig mit zwei anderen Generalen, wird der Fürst von Ligne „zum Beweise der Allerhöchsten Huld und Gewogenheit für die Armee" zum Feldmarschall ernannt. So hatte denn der Sohn nach vielen Enttäuschungen doch die gleiche Würde erreicht, auf die der Vater so stolz gewesen war.

Wenn in Österreich jemals wirkliche Kriegsbegeisterung geherrscht hat, so war es im Jahre 1809. Wie ein Heldenepos

klingen heute noch die Stimmen dieser Zeit, die so groß begann, um so klein zu enden. Das noch immer nicht aufgeklärte Spiel dunkler Kräfte machte aber alle Opfer vergeblich, und Bitterkeit erfüllte die Gemüter, die so freudig gehofft hatten. Die Franzosen rückten vor Wien, und auch Lignes Zufluchtsort auf dem Kahlenberge geriet in die Hand des plündernden Feindes. Der Hof verließ die Hauptstadt, und der Gardekapitän Fürst von Ligne mußte dem Kaiser folgen. Auch er hatte einen anderen Ausgang des Krieges erwartet und gehörte zu den vielen Enttäuschten. Er wäre nicht er selbst gewesen, wenn er zu dem Gesehenen und Gehörten geschwiegen hätte, und so erleichterte er sein Herz in mehreren Briefen an den Feldmarschalleutnant Grafen Grünne, der einige Zeit Generaladjutant des Erzherzogs Karl gewesen war. Das kaiserliche Hoflager befand sich in jenem Herbst in Ofen, und dort schrieb Ligne seine scharfen aber richtigen Kritiken der österreichischen Politik und Kriegführung, die Graf Grünne zustimmend und nicht minder scharf erwiderte. Ligne beging die Unvorsichtigkeit, die Entwürfe seiner Briefe und die Antworten des Grafen Grünne weiterzugeben, und zwar an eine Person, der schon von Amts wegen Vorsicht und Verschwiegenheit Pflicht gewesen wäre. Diese Person war Friedrich von Gentz. Es ist sicher, daß Gentz die Briefe abschrieb und weitergab. Sein Tagebuch sagt darüber: „Ofen, Oktober 1809. Ich habe meine alten Beziehungen zu dem Fürsten von Ligne wieder aufgenommen. Dieser Greis, ‚dieser alte Schwätzer', wie unsere großen Diplomaten ihn zu nennen beliebten, hat die Lage richtiger gesehen und beurteilt, als wir andern. Ich schäme mich, ihn dem Tratsche der Coterien geopfert zu haben. Trotzdem hat er mich empfangen, wie wenn zwischen uns niemals eine Entfremdung bestanden hätte, und wir verstehen uns besser als je. Der Fürst von Ligne hat mir etwas sehr Interessantes übergeben: eine Reihe von Briefen, die er an den General Grünne über einige Kriegsereignisse geschrieben hat. Diese Briefe sind wertvolle Quellen zur Geschichte dieses unglücklichen Krieges. Ich habe sie sorgfältig abgeschrieben."

An der Sorgfalt der Abschriften ist nicht zu zweifeln, wohl aber an der Sorgfalt bei der Behütung dieser Schriftstücke. Sie gingen in Ofen so lange von Hand zu Hand, bis sie in jene Hand kamen, die sie über die Grenzen und in die Druckerei des Journal Officiel du Département des Bouches de l'Elbe in Hamburg brachte, wo die Briefe alsbald erschienen. Das war ein Fang für die stets vortreffliche Preßleitung Napoleons, die sich den Braten gut munden ließ. Weniger schmackhaft fand man ihn in Wien, und der Briefwechsel zwischen Ligne und Grünne wuchs zu einer riesengroßen, höchst peinlichen Staatsaffaire heran. Der abgedankte Minister des Äußern, Graf Johann Philipp Stadion-Warthausen, und der ebenfalls in Ungnade gefallene frühere Generalstabschef des Erzherzogs Karl, Feldmarschalleutnant Karl Anton Freiherr von Mayer, griffen in die Polemik ein, die immer weitere Kreise zog. Das mußte dem Kaiser Franz zustoßen, der kein lautes, noch viel weniger ein wahres Wort hören mochte! Der vierundsiebzigjährige Feldmarschall Fürst von Ligne erhielt einen Tag Zimmerarrest zudiktiert, und sein Schreiben an den Kaiser Franz (Nr. 81) liest sich wie der im alten österreichischen Dienstreglement vorgeschriebene gehorsamste Dank für die gnädige Strafe. Grünne aber, der freilich nur Graf, nicht Fürst und bedeutend jünger war, wurde für immer von jeder maßgebenden Stelle im Heere entfernt und als Obersthofmeister des Erzherzogs Karl kaltgestellt. Die Verzeihung des Kaisers hat er nie erlangt.

Der Briefwechsel Ligne-Grünne hat die österreichischen Behörden noch lange nicht zur Ruhe kommen lassen. Wieder ist es das Archiv der k. k. Polizeihofstelle, das sehr genauen Aufschluß über die leidige Angelegenheit gibt. Die Briefe der beiden Generale nahmen im Jahre 1810 ihren Weg durch die ganze deutsche und französische Presse. — Der „Korrespondent von und für Deutschland" brachte sie in Nr. 169, die „Neuwieder Zeitung" in Nr. 47, das „Nürnberger Journal" in Nr. 144 und 145, der „Fränkische Merkur" in Bamberg am neunzehnten Juni, die „Augsburgische Allgemeine Zeitung" am zwölften Juli; das „Journal de l'Empire" in Paris, der „Publiciste" und das „Journal de

l'Europe" und noch viele andere Zeitungen druckten die Briefe ab. Besonders perfid ist die Haltung der französischen Blätter, die aus voller Brust betonen, daß Frankreich und Österreich sich ja längst wieder der Segnungen des Friedens erfreuen, daß aber die Korrespondenz doch zu interessant sei, um den französischen Lesern vorenthalten zu werden. Auch müsse man sich wundern, meint der „Publiciste", daß derlei in einem geordneten Staatswesen überhaupt möglich sei. In Frankreich würde es niemandem einfallen, seine Bedenken einem andern anzuvertrauen, als dem Lenker der Geschicke des glücklichen französischen Volkes, dem Kaiser.

Ein dicker, dicker Akt enthält zahllose Anfragen der Gubernien in Prag, Graz, Lemberg, Laibach, Brünn usw. an die Regierung in Wien, ob die Blätter mit den gefährlichen „Grünne-Briefen" dem Publikum ausgefolgt werden dürfen. Besonders scharf geht der Oberstburggraf von Böhmen, Graf Wallis, ins Zeug. In einem Berichte an den Präsidenten der Obersten Polizei- und Zensurhofstelle, Franz Freiherrn von Hager, meldet er am einundzwanzigsten Juni 1810 „mit tiefster Entrüstung", daß die Korrespondenz Grünne-Ligne in Prag im französischen Original zirkuliert und Sensation erregt habe. Gentz, Fürst Lobkowitz und Graf Lützow waren im Besitz von Abschriften, und Lützow hat die Korrespondenz beim Grafen Sternberg vorgelesen. Aus einem weiteren Berichte des Grafen Wallis geht übrigens hervor, daß von Prag aus der Versuch unternommen wurde, Abschriften der Briefe nach Deutschland zu verkaufen. In diese Angelegenheit waren ein Graf Lanius, ein verarmter ehemaliger Offizier, und der Prager Buchhändler Tempsky verwickelt. Tempsky wurde sogar noch im September 1810, also ein volles Jahr, nachdem die Briefe geschrieben worden waren, während eines kurzen Aufenthaltes in Wien einem sehr eingehenden Verhör unterzogen, welches aber nichts Belastendes ergab. Kurz, es wurde relationiert, inhibiert, inquiriert, protokolliert, und so manches arme Schreiberlein mag dem Fürsten von Ligne und dem Grafen Grünne ob ihrer Briefe alle Höllenpein gewünscht haben. Wie schön wäre es gewesen, wenn man damals schon nach Art der Karls-

bader Beschlüsse die deutsche Presse mit einem Winke hätte verstummen lassen können!

Der Fürst von Ligne aber war ein Schalk und hatte noch eine Kugel geladen. Urplötzlich erschien im Jahre 1810 bei Michaud Frères in Paris ein Büchlein unter dem Titel „Vie du Prince Eugène de Savoie, généralissime des armées autrichiennes, écrite par lui-même et publiée pour la première fois en 1809". Das sah ganz harmlos aus. Wenn man aber diese Selbstbiographie etwas genauer betrachtete, zeigte sie so viele verwandte Züge mit einer gewissen, eben erst allgemein besprochenen Korrespondenz, daß man — in Paris nämlich — bald herausbekommen hatte, daß dieser Prince Eugène eigentlich Prince Charles de Ligne hieß, der da einen österreichischen Feldherrn die harte Bürde seiner Würde erzählen ließ, der jedoch nicht Prinz Eugen, wohl aber der Erzherzog Karl war. In Wien brauchte man etwas länger zu dieser Demaskierung. Der brave Feldmarschalleutnant Moriz Gomez de Parientos, Direktor des k. k. Kriegsarchives, war anfangs besonders begeistert über diese zweifellos echten Denkwürdigkeiten des Prinzen Eugen. Die viel geschmähte Polizei des Kaisers Franz aber wußte auch hier richtigen Bescheid, und in einem Alleruntertänigsten Vortrage vom neunundzwanzigsten Juli 1810 meldet Hager: „Lignes Vie du Prince Eugène écrite par lui-même wird eben in Paris zum drittenmal abgedruckt. Dort hat man die Schrift sehr richtig auf den Feldzug 1809 bezogen und den Verfasser auf den ersten Blick erkannt." — Wie gesagt, in Paris wohl, aber nicht in Wien.

Nur langsam versickerte der Tintenstrom, den Ligne zum Fließen gebracht hatte, aber er blieb weiterhin unbehelligt, ja der Fürst wagte es, trotz seiner jüngsten Missetat ein Gnadengesuch, welches ebenfalls im Wiener Adelsarchiv liegt, an Kaiser Franz zu richten: „Euer Majestät! Der Sohn des Unterschriebenen, Karl Fürst zu Ligne, welcher als k. k. Oberster am vierzehnten September 1792 vor dem Feinde geblieben ist, hat außer der Ehe eine Tochter namens Fanni Christine Claudine erzeuget und solche nach dem anliegenden Taufschein für seine leibliche Tochter anerkannt. Dieselbe erhielt in dem fürstlich Claryschen Hause

DAS LIGNE-ZIMMER IM FÜRSTLICH CLARYSCHEN SCHLOSSE
ZU TÖPLITZ.

eine vollkommene Erziehung, und ihre Talente, gute Aufführung und vortrefflicher moralischer Charakter lassen hoffen, es werde derselben nicht an einer Versorgung fehlen. Um nun zu ihrem zukünftigen Glück den Grund einigermaßen zu legen, bittet Unterzeichneter — um den Wunsch ihres seligen Vaters zu erfüllen — hiemit alleruntertänigst, Eure Majestät wollen Allergnädigst der gedachten Fanni Christine Claudine die Legitimation ad honores unter dem Zunamen de Ligne angedeihen zu lassen geruhen. Feldmarschall de Ligne m. p. — Wien, den fünfundzwanzigsten April 1810."

Mit Allerhöchster Entschließung aus Prag vom achtzehnten Mai 1810 willfahrte der Kaiser dieser Bitte. Ligne quittierte diese Gunst mit dem Witzwort: „Titine est une Ligne, mais pas une Ligne droite."

Den Sommer dieses Jahres verlebte Ligne wieder bei Clary in Töplitz. Schon 1807 hatte der Fürst durch die schöne Fürstin Bagration Goethes persönliche Bekanntschaft gemacht, der damals über Ligne schrieb: „Seine Gegenwart bestätigte seinen Ruf. Er zeigte sich immer heiter, geistreich, allen Vorfällen gewachsen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zuhause." — Nun weilte Goethe wieder in Töplitz, und der Fürst feierte seine Ankunft in begeisterten Versen. „Er ist in seinem achtundsiebzigsten Jahre noch so Hof- und Weltmann, noch so heiter und leichtsinnig als jemals. Er belebt durch seine Anmut jede Gesellschaft, in der er sich befindet", so schildert Goethe den Fürsten dem Urfreund Knebel. Auch Karl August war wieder in dem böhmischen Kurorte. Der Herzog war ja schon seit langen Jahren ein großer Schätzer der Ligneschen Einfälle. Das großherzogliche Hausarchiv in Weimar besitzt eine ganze Anzahl von Gelegenheitsschöpfungen, die der Fürst offenbar für Karl August abschrieb. Unter diesen Stücken ist das merkwürdigste ein glühendes Liebesgedicht an eine schöne Jüdin, die dem Fürsten ein Stelldichein auf dem Mont de Ligne gegeben hatte, aber nicht erschienen war.

Immer inniger gestalteten sich die Beziehungen des Ligne-Claryschen Hauses zu Goethe und Karl August. Im Oktober

1811 verbringt der Fürst ungefähr eine Woche in Weimar als Gast des Hofes, und dort schließt er noch Freundschaft mit dem greisen Wieland. Die Rückreise nach Töplitz macht Ligne gemeinsam mit Karl August, der die Nachricht von der Verlobung Titines mit dem Grafen Moriz O'Donell nachhause bringt. Goethe sendet am zehnten November 1811 seinen Glückwunsch. „. . . . . Nun da kommt vor einiger Zeit glücklicherweise der Dechant aller Prinzen und das Muster aller Großväter (und wovon nicht alles noch Muster) unser kleines Weimar durch seine Gegenwart zu beglücken und mich besonders, indem er mir keinen Zweifel läßt, daß er mir seine unschätzbare Huld beständig erhalten wolle und daß ich dem verehrten Kreise des Schlosses in Töplitz noch in günstigen (sic!) Andenken stehe.

Die Tage des Hierseins dieses erfahrenen, geistreichen einzigen Fürsten entflohen schnell vorüber, wie denn die Zeit in seiner Gegenwart gar nicht verweilen kann und beim Abscheiden verwundert, betäubt, daß er uns unseren Fürsten entführte, ob wir dies gleich ganz natürlich fanden, denn wer mag sich gerne von ihm trennen. Herrn (!) von Spiegel übernahm gefällig, mich in Töplitz aufs dringendste zu empfehlen. Nun bei unseres teuren Fürsten Rückkunft höre ich vom bevorstehenden Feste, bei welchem man sich freudig glückwünschend einfinden muß. Zugleich vernehme ich, daß Sie, schöne Freundin, einigen Wert auf ein Blatt legen wollen, auf welchem ich der lieben Natur mit ungeübter Hand etwas abzugewinnen versuchte, ja, daß Sie es sogar in das Büchlein der Erinnerung aufzunehmen gedenken. Beschämt von dieser Güte sende ich gerne mehrere zur beliebigen Auswahl und völliger Disposition. . . . . .

. . . . . .

In dem hohen Claryschen Hause bitte mir eine gnädige Aufnahme bei meiner Rückkehr nach Töplitz gütig zu bereiten und mein Andenken in dem Herzen des großväterlichen Fürsten nicht ersterben zu lassen."

Titine hatte sich am sechsten November 1811 mit dem Grafen Moriz O'Donell, einem Sohne des im Jahre 1810 verstorbenen Präsidenten der k. k. Allgemeinen Hofkammer Grafen Joseph

O'Donell, vermählt. Dieser hatte in zweiter Ehe die Gräfin Josefine Gaisruck geheiratet, die nach dem Tode ihres Gatten zur Hofdame der Kaiserin Maria Ludovica ernannt wurde. Für die Kaiserin hat Goethe stets größte Verehrung gehegt. Seine Karlsbader und Töplitzer Gedichte an diese geistvolle Fürstin sind allbekannt. Die schöne Frau im Gefolge der Kaiserin war Goethes empfänglichem Auge nicht entgangen, und so übertrug er einen Teil seiner Zuneigung für Titine auf deren jugendliche Stiefschwiegermutter, mit welcher er viele Jahre lang in regem Briefwechsel stand. Die letzten im Jahre 1816 an Titine O'Donell gerichteten Verse Goethes werden hier zum erstenmal in der Handschrift gezeigt.

Unmittelbar nach der in Wien durch Prokuration vollzogenen Trauung Marie Louisens mit Napoleon entsendete Kaiser Franz den Enkel des Fürsten von Ligne, den Kammerherrn Karl Grafen von Clary und Aldringen, mit einem Glückwunschschreiben an den kaiserlichen Schwiegersohn nach Paris. Über seinen dreimonatlichen Pariser Aufenthalt hat der Graf, vom Großvater zärtlich „Lolo" genannt, ein ganz reizendes, mit köstlichen Federzeichnungen und Karikaturen versehenes Tagebuch geschrieben, das des Verfassers direkte Abstammung von dem „frohesten Mann des Jahrhunderts" auf jeder Seite verkündet. Bei der ersten Audienz, die Napoleon dem jungen Clary gewährte, erkundigte er sich nach dem Fürsten von Ligne, obwohl er sicher ganz genau wußte, daß Ligne zu seinen unversöhnlichsten Feinden zählte. Der Fürst hat Napoleon stets wie ein interessantes, aber verabscheuungswürdiges Ungeheuer angestaunt. Für die Charakterschilderung des Fürsten von Ligne ist das Clarysche Tagebuch deshalb so wertvoll, weil der Enkel wiederholt betont, daß ihm der Name des Großvaters ein weit besserer Geleitbrief gewesen ist, als der eigene. „Es war sehr klug, daß ich mir die Aufschrift anheftete: ‚Ich bin ein Enkel des Fürsten von Ligne', berichtet Clary nachhause, und an einer anderen Stelle sagt er: „Ich ergötze mich an dem Stimmungswechsel, der sich bei meinem Eintritt vollzieht. Man stellt mich vor: ‚Der Graf von Clary'. Die Leute sind höflich und kalt. Man fügt hinzu: ‚Der Enkel des Fürsten von Ligne', da wird alles freundlich,

und man überhäuft mich mit Fragen nach dem Tage der Ankunft des Fürsten.“ Das kaiserliche Paris hat aber Ligne nie gesehen; er fürchtete die Schatten der Vergangenheit und hat wohl daran getan, die Bilder seiner Erinnerung nicht zu zerstören. „Ich bin der Marquise de Coigny begegnet, die bis in die Augen hinein rot geschminkt ist“, meldet Graf Clary. Die Wangen, deren Glätte und Schönheit Ligne in der Krim so begeistert gepriesen hatte, waren jetzt rot geschminkt!

Ruhig und gemächlich verbrachte der Fürst die letzten zwei Jahre seines Lebens, über die man nicht viel wüßte, wenn sich nicht auch hier das Archiv der k. k. Obersten Polizeihofstelle mit seinen reichen Gaben hilfreich erwiese. Denn aus den Augen hat man Ligne nie mehr gelassen. Er war ein unruhiger Geist, dessen man nie recht sicher sein konnte.

Es ist schnöder Undank, die Geheimpolizei des Kaisers Franz immer nur zu schmähen. Nur ein vollkommener Griesgram, der nicht weiß oder nicht wissen will, daß Fouché und Savary, Napoleons Polizeiherzoge, noch weit schlimmere Methoden angewendet haben, wird der vielen fruchtbaren Stunden vergessen können, die ihm das Arbeiten im Polizeiarchiv oft und oft bereitet hat. Wie schön ist es, plötzlich ein mächtiges Kuvert in den Händen zu halten, dem ein Stoß über und über mit roten Siegellacktupfen zusammengehaltener, zerissener oder halbverbrannter Briefe entquillt. Das sind die sogenannten Chiffons, die von diensteifrigen „Vertrauten“-Fingern aus Papierkörben und Kaminen der Gesandtschaften und Gasthöfe gesammelten Briefe der Überwachten. Wie fröhlich, wie offenherzig und wie selbstverständlich wurde das Briefgeheimnis gebrochen, so offenherzig, daß selbst Angehörige regierender Häuser sich in ihren Briefen einer Chiffrensprache bedienen müssen, um wenigstens einigermaßen unbehindert schreiben zu können. Für die Abschriften der im schwarzen Kabinett geöffneten Briefe erfand man das hübsche Wort „Intercept“, und aus Chiffons, Intercepten und den sonstigen Akten des Polizeiarchivs werden noch viele spätere Generationen reiche Belehrung schöpfen über die Zeit Metternichs und seines kaiserlichen Herrn.

Zu Anfang des Jahres 1813 wurde Louis Graf Narbonne-Lara zum französischen Gesandten in Wien ernannt. Der Graf, der schon unter Ludwig XVI. Kriegsminister gewesen war, hatte sich mit Napoleon versöhnt und in der kaiserlichen Armee eine glänzende Karriere gemacht. Mit Ligne verband ihn eine fast vierzigjährige Freundschaft, die aus den fernen Tagen des Königshofes zu Versailles herstammte. Kaum wird die Ernennung Narbonnes zum französischen Gesandten in Wien bekannt, so bemächtigt sich seiner auch schon der mit ** zeichnende Konfident. Dieser, ein in den besten Kreisen eingeführter Agent, dessen Inkognito nicht einmal Fournier in seiner „Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß“ zu lüften vermochte, war Spezialist in „Wahrnehmungen aus diplomatischen und höheren Zirkeln“, die drei- bis viermal wöchentlich bei der Polizeihofstelle einliefen und sofort dem Kaiser unterbreitet wurden*). Schon am sechzehnten Februar 1813 warnt er vor Narbonne-Lara, „dessen Ambassade liederlich, strepitos und intrigant ausfallen dürfte. Narbonne war 1809 sterblich in Titine de Ligne, jetzt verheiratete O'Donell verliebt. Die bisher irréprochable Gräfin Rosalie Rzewuska, deren Cicisbeo der Fürst von Ligne ist, freut sich unendlich auf Narbonne.“ — Auch dieser Bericht trägt, wie alle übrigen Wahrnehmungen des vortrefflichen **, den Vermerk: „Dient zur Wissenschaft. Franz.“ — Wie schade, daß Ligne das nicht lesen konnte! Wie stolz wäre er darauf gewesen, daß man ihn, den Achtundsiebzigjährigen, dem Kaiser als Cicisbeo denunzierte, als Cicisbeo der schönen, geistreichen Gräfin Rzewuska, die eine der umworbensten Frauen der Wiener Gesellschaft und später des Kongresses war. Narbonne und der russische Gesandte Gustav Graf Stackelberg blieben die erklärten Lieblinge der Wiener Polizei im Jahre 1813. Der eine als Gesandter des künftigen Feindes, der andere als Vertreter des Bundesgenossen. Narbonne und Ligne scheinen unzertrennlich gewesen zu sein, denn pünktlich meldet **, daß

*) Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Hofrates Dr. Karl Glossy war der Berichterstatter der k. k. Hofkriegs-Vizebuchhalter Michael von Neustädter.

Narbonne allabendlich bei Ligne zu Besuch erscheine. Der Kaiser muß alles wissen, und seine Späher begleiten Ligne und Narbonne auf ihren allergeheimsten Wegen. Da Ligne ohnedies schon so manchen schwarzen Punkt in seiner Vergangenheit aufzuweisen hat, erspart man es ihm nicht, gelegentlich auch die Rolle des Kupplers für seinen Freund Narbonne spielen zu müssen. Auch darüber läßt ** seinen obersten Chef in der Hofburg nicht im unklaren und verschweigt weder die Namen der Auserwählten Narbonnes noch sonst ein Detail. „Dient zur Kenntnis. Franz.“ Der Botschafter Graf Stackelberg gibt einen Tee, und der Meldung an den Kaiser liegt eine offenbar von Domestikenhand geschriebene Liste der Eingeladenen bei, in der der Fürst und die Fürstin „Delin“ vorkommen. Im August soupiert Narbonne wiederholt bei Ligne auf dem Kahlenberg, und im September gibt Graf Vaugemont in Hietzing ein Frühstück zu Ehren Lignes, der einige boshafte Bemerkungen über den neu ernannten österreichischen Oberbefehlshaber, den Fürsten Schwarzenberg, macht, dessen Feldherrntalent er geringer einschätzt als die Führungskunst des Erzherzogs Karl. „Überhaupt gehört der Fürst zu den begeisterten Karlianern“, seufzt **. Nur nebenbei sei bemerkt, daß Erzherzog Karl der leibliche Bruder des Kaisers war; gleichwohl galt es damals für eine Art von Hochverrat, ihm ergeben, Karlianer, zu sein.

Wieder führt Österreich Krieg, und das Schlachtenglück ist wetterwendisch. Vielleicht gab es wieder eine Niederlage, und vielleicht schrieb Ligne am Ende wieder verfängliche Briefe. Das wäre fast schlimmer gewesen, als ein verlorener Krieg. Aber der fürsorgliche Polizeipräsident Baron Hager denkt an alles und meldet am dreißigsten September 1813 zu Allerhöchsteigenen Händen: „Zugleich bemühe ich mich zu erforschen, ob General Graf Grünne mit dem Fürsten de Ligne wirklich wieder eine der über den Feldzug im Jahre 1809 ähnliche ärgerliche Korrespondenz führe und sie zu verbreiten vorhabe.“ Offenbar hatte irgend ein Konfident ein solches Gerücht vernommen und an die entsprechende Stelle weitergegeben. Alsbald gerät der gesamte Polizeiapparat in Bewegung, und am fünften Oktober

schon berichtet der „gehorsamste Diener Josef Schmid“, daß er nichts erfahren konnte, daß er aber sich seines Ortes bestreben werde, mehr zu erfahren. Der bewährte C-i, hinter welcher Chiffre sich der ebenfalls in Polizeidiensten stehende sanfte Lyriker Josef Carpani aus Brianza bei Mailand verbirgt, hat wohl etwas reden hören, aber nichts herausbekommen. Der Tüchtigste aber war ein Dritter in diesem edlen Bunde, der französisch meldet. „Um mein Ziel zu erreichen, habe ich mich an den Arzt des Fürsten von Ligne, den Herrn Puttermans, gewendet, der das vollste Vertrauen Seiner Hoheit genießt. Er hat mir sofort zugesagt, sich zu erkundigen und versprach, mir die Briefe zu verschaffen, wenn es solche gäbe. Als ich aber nach einigen Tagen wieder zu ihm kam, bedeutete er mir, daß er nichts dergleichen habe erfahren können, und daß er auch nichts habe reden hören, und daß die einzige, den Krieg betreffende Korrespondenz des Fürsten von Ligne mit dem russischen General Grafen Langeron gepflogen werde. Er (P.) hat jedoch versprochen, mich zu verständigen, falls der Fürst sich noch mit anderen, den Krieg betreffenden Briefen beschäftigen sollte. In diesem Falle werde ich mich beeilen, es zur Kenntnis zu bringen.“

Der Freiheitskrieg war vorüber. Die Völker Deutschlands und Österreichs hatten sich die Freiheit erkämpft, auch weiterhin unfrei zu bleiben. Napoleon saß auf Elba, und Ligne gönnte seinem „Robinson Crusoe“ dieses Schicksal. Wieder einmal begann die große vergängliche Mosaikarbeit auf Europas Landkarte, die Fürsten und Diplomaten begaben sich nach Wien zum Kongreß. Ligne hat den Kongreß die Ferienzeit der Könige genannt, und diese glanzvolle Atempause der Weltgeschichte, die in die letzten Lebensmonate des Fürsten fiel, hat so zahlreiche gewissenhafte Schilderer gefunden, daß neues kaum noch zu sagen übrig bleibt. Besonders der Graf de La Garde hat in seinem Gemälde des Wiener Kongresses Ligne in den Vordergrund seiner Bilderfolge gestellt und eine Unzahl von Erzählungen und Aussprüchen des Fürsten liebevoll überliefert. Mit zu viel Liebe sogar, denn vieles, was de La Garde aus dem Munde des Fürsten vernommen haben will, stammt aus den Schriften Lignes.

Um nicht oft Geschriebenes zu wiederholen, seien nur einige weniger bekannte Episoden berichtet.

Unter den zum Kongreß erschienenen Regenten war auch Herzog Karl August, der mit großen Hoffnungen nach Wien gekommen war und schließlich auch als Großherzog die Kongreßstadt verließ. Um ihn vor der in Wien herrschenden Teuerung zu schützen, lud ihn Ligne ein für allemal zum Mittag- und Abendessen ein. Karl August war ein naher Verwandter des Zaren, und so war Ligne in steter Kenntnis von dem unendlichen Spiel der politischen, aber auch der galanten Intriguen des Tages. Der dicke König von Württemberg, Talleyrand und fast alle anderen hervorragenden Teilnehmer am Kongreß fanden ihren Weg zu Ligne auf den Kahlenberg oder in das Häuschen auf der Mölkerbastei, dessen Bewohner in seinen letzten Lebenstagen, ohne Amt und Bestallung, aber kraft seines Geistes vielen zum Vertrauten und Orakel wurde. „Der Kongreß tanzt, aber er kommt nicht vorwärts", sagt Ligne angesichts der unzähligen Feste, die fast keine Zeit für die Lösung so vieler unlösbarer Fragen übrig lassen. Der Kaiser von Rußland vernimmt das treffende Wort und bezieht es mit Recht auf sich; seine Verstimmung verzeichnet ebenfalls ein Geheimbericht der Polizei, die uns auch hier verläßliche Aufschlüsse gibt. Fourniers schon früher genanntes Buch zählt aus gleicher Quelle viele Aussprüche Lignes auf, die alle sorgfältig verzeichnet und gemeldet werden. Besonders der Zar wird vom Fürsten noch wiederholt recht unsanft behandelt, und die Wirkungen von Lignes richtigen, aber oft recht unehrerbietigen Worten gelangen pünktlich zur Kenntnis des Kaisers.

Wenn Ligne auch die Überfülle der Bälle, Redouten, Gastmähler, Konzerte und sonstigen Feste verspottet hatte, so war er doch überall zu finden, wo sich die große Welt versammelte, ohne deswegen die halbe Welt zu verschmähen. Die Polizei Franz I. verfolgt ihn auf seinen häufigen Gängen zur schönen Madame Morel, der Freundin des Großherzogs von Baden. Wenige Tage vor seinem Tode war der Fürst noch bei der Morel, die den Ruhm für sich beanspruchen darf, die schönste Kurtisane des Kongresses gewesen zu sein. Und eine Stelle in den

Denkwürdigkeiten Lignes aus der Kongreßzeit spricht von Geschenken für eine schöne Frau W. Dieses W. ist recht verdächtig; denn es gab damals in Wien ein sehr bekanntes, sehr beliebtes, sehr gastfreundliches Fräulein Wolters, dem nebst vielen anderen auch der Generaladjutant des Zaren, Wolkonsky, seine Huldigungen darbrachte. Auf Lebensfreuden hat Ligne eben nie verzichtet. Auch darin war er der echte Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Eine unbekannte Hand hatte einmal an die Mauer seines Gartens auf dem Kahlenberg den gut gemeinten Wunsch geschrieben:

„Des Fürsten Leben
Sei süß wie Weinbeerln und Zibeben."

An diesen Spruch hat sich der Fürst bis ans Ende gehalten.

Über die Ursachen seiner Todeskrankheit lauten die Berichte verschieden, aber in einem Punkte stimmen sie überein. Die einen erzählen, daß sich Ligne bei einem Stelldichein auf der Bastei eine tödliche Erkältung zugezogen habe, die anderen berichten, daß er in einer Redoutennacht, der Kälte nicht achtend, eine schöne Frau zum Wagen begleitet und dadurch sich den Tod geholt habe. Sei dem wie immer — eine Frau stand im Hintergrunde seines Todes. Am achten Dezember des Kongreßjahres erkrankt der Fürst, und am dreizehnten Dezember verzeichnet Gentz in seinem Tagebuch: „Heute morgens um zehn Uhr ist der Fürst von Ligne gestorben." „Bösartiges Rotlauffieber" lautete die Diagnose seines Arztes, des berühmten Malfatti. So lange der Fürst noch bei Bewußtsein war, trachtete er, die Seinen, und vielleicht auch sich selbst, über den Ernst der Stunde zu täuschen. Von ihm darf gesagt werden, daß er lächelnd gestorben ist.

Wenn der Fürst von Ligne wirklich scherzend geäußert hat, er wolle mit seinem Begräbnis den Teilnehmern am Kongreß das ungeschaute Bild größten militärischen Pompes bieten, so hat er sein Wort gehalten. Die Zeremoniellakten des ehemaligen k. k. Obersthofmeisteramtes enthalten die Begräbnisordnung für den Fürsten von Ligne. Unter dem Kommando des Prinzen Ferdinand von Württemberg begleiteten vier Bataillone Grenadiere, darunter auch die Grenadierdivision von Ligne-Infanterie,

sechs Bataillone Linieninfanterie, zwei Schwadronen Ulanen, vier Schwadronen Kürassiere, achtzehn Geschütze und die Trabantenleibgarde den toten Feldmarschall zuerst zur Schottenkirche und dann durch die Stadt bis zur Nußdorferlinie, wo die Fußtruppen und die Artillerie drei Ehrensalven abgaben. Eine ungeheure Volksmenge erfüllte die Straßen, und von den Basteien sahen der König von Preußen und der Zar dem endlosen Zuge nach. Auf dem Kahlenberge wurde Ligne bestattet.

Ligne hat mit seiner Armut nicht kokettiert und sich mit Recht als sehr wenig begüterten Mann bezeichnen dürfen:

„Meine Eigenschaft als Soldat berechtigt mich, ohne weitere Förmlichkeit als die gegenwärtige, über mein Vermögen zu verfügen. Deshalb lege ich mein Testament in die Hände des Fürsten von Clary. Da mein Sohn Ludwig auf seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche verzichten mußte, ebenso wie ich auf die meine zu Frankreich und Belgien, wo ich ihm alle meine Besitzungen abgetreten habe, ordne ich an, daß nach meinem Tode der Fürstin von Ligne, meiner Gemahlin, ein jährlicher Witwengehalt von achttausend Gulden Wiener Währung und der Prinzessin Flora, meiner Tochter, eine Jahresrente von dreitausend Gulden ausbezahlt werde, und zwar auf Grund der gleich hohen, ewigen Rente, die mir aus dem Vertrage mit dem Fürsten Nikolaus Esterházy zufließt. Nach dem Ableben meiner Gattin geht diese Rente auf den zweitgeborenen Sohn meines Sohnes über, ebenso wie meine Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche als Mitglied des westphälischen Grafenkollegiums. Sollte mein Sohn keinen zweitgeborenen Erben besitzen, oder ginge dieser mit Tod ab, so gehen die Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche und die Rente von achttausend Gulden auf meinen Schwiegersohn, den Fürsten von Clary und seine Erben über. Da ich weder ein Majorat noch ein Fideikommiß besitze, auch keine Schulden oder eine Mitgift zu bezahlen habe, ist das Vorstehende mein unabänderlicher Wille. Ich wünsche die Durchführung dessen, was ich ohne jede Beiziehung von Zeugen und ohne sonstiges Testament anzuordnen berechtigt bin. Trotzdem habe ich meinen Agenten für das Deutsche Reich, Herrn Pillgramm, als Zeugen zugezogen und betraue ihn

mit der Überwachung der Vollstreckung meines letzten Willens. Karl Fürst von Ligne. — Wien, am sechzehnten Mai 1804."

„Da ich weder ein Majorat noch ein Fideikommiß besitze", klingt das nicht wie der muntere Ruf: Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt? — Der Fürst hat wie wenige das Leben geliebt und auch genossen, aber er hat es verstanden, seine Seele freizuhalten von dem Haften an irdischen Gütern. Genauer Einblick in die Vermögensumstände Lignes bei seinem Tode war nicht möglich, da die ihn und seine Frau betreffenden Nachlaßakten im Archive des Wiener Landesgerichtes unauffindbar sind. Die Papiere dürften an ihrem einstigen Aufbewahrungsorte, den Kasematten am Burgtor, vermodert sein.

Groß und aufrichtig muß die Trauer um den Fürsten gewesen sein, denn selbst die Österreichische Kaiserliche Privilegierte Wiener Zeitung, die zu jener Zeit noch unpersönlicher und blutloser geschrieben war, als später, brachte an der Spitze ihrer Nummer vom sechzehnten Dezember 1814 einen Nekrolog, der, an den damaligen Gewohnheiten gemessen, geradezu erstaunlich warm und schwungvoll klingt: „Am dreizehnten dieses Monates verstarb allhier Herr Karl Fürst von Ligne, Ritter des goldenen Vließes, Kommandeur des militärischen Maria Theresien-Ordens, Seiner k. k. Majestät Wirklicher Geheimer Rat, Kämmerer und Feldmarschall, Hauptmann der k. k. Trabanten-Leibgarde und der Hofburgwache, auch Inhaber eines k. k. Infanterie-Regiments, im neunundsiebzigsten Jahre seines Alters. In zwei ganz verschiedenen Beziehungen, als mutvoller Krieger und geistreicher Schriftsteller gleich berühmt, hat sich der Hochselige eine seltene Heiterkeit des Geistes, verbunden mit einer Offenheit des Gemütes und einer unerschöpflichen Güte des Herzens, bis in seine Sterbestunde erhalten. Der Regent und der Staat verlieren an ihm einen der treuesten Diener und seine Familie den zärtlichen Vater, seine Umgebung den liebenswürdigsten Gesellschafter. Gestern um Mittagszeit ward des Hochseligen Leiche, mit allen seinem Range gebührenden Ehren, von einem feierlichen Militärzuge begleitet, durch einen Teil der Stadt nach der Schottenpfarrkirche geführt, daselbst eingesegnet und dann nach

dem Kahlenberge gebracht, wo der Hochselige der Fröhlichkeit und den Musen ein Haus erbauet und wo er begraben zu werden den Wunsch erklärt hatte."

Der Regent verlor an Ligne wirklich einen treuen Diener. Wer aber versucht hat, sich in die Seele dieses Regenten ein wenig hineinzufühlen, der hört Franz I. einen Seufzer der Erleichterung über diesen Verlust ausstoßen und vernimmt in biederem Wienerisch den Ausspruch: „Unser Herrgott laß' ihn ruhen, den Ligne; war ein braver Mann, aber alleweil hat man aufpassen müssen auf ihn!"

Konnte sie, die Getreue, die nie Ruhende, die Allwissende und Allgegenwärtige, Franzens Polizei, sich ferne halten von der Totenklage um den Fürsten, dem sie so viel anregende Tätigkeit zu verdanken hatte? Nein, sie konnte es nicht, und sie tat es auch nicht. Am dreizehnten Dezember schreibt der hurtige Anonymus **: „Es wurde gesagt, in ganz Europa wird der Tod des Prince de Ligne eine sehr tiefe Sensation machen; er war in ganz Europa persönlich bekannt, consideriert und geliebt. Er war foncièrement gut. War er nicht gut, so war es par plaisanterie, um eine plaisanterie zu machen par travers d'esprit. Wien degeneriert für die gute Société, wie für die Künste, wie für das Theater, für die Musik und für die Literatur und die Wissenschaft. Zu dergleichen Diskursen und zu Vergleichungen gibt der Tod des seligen Prince de Ligne Anlaß, besonders zu Vergleichungen mit Fürst Metternich. Sie sagen: Der selige Prince de Ligne war auch seinerzeit äußerst liederlich, aber er hatte mit allen seinen Travers eine gewisse persönliche considération und amabilité und dignité, die nie ein anderer haben wird."

Franz Graeffer, der um die Wiener Lokalhistorie so verdiente Antiquar und Schriftsteller, hat viel Wertvolles aus dem Leben Lignes überliefert und ihm liebevoll nachgerufen: „Die letzte Blume der Wallonen". In keinem der vielen Memoirenwerke aus der Zeit des Wiener Kongresses fehlt Lignes Name, der ja unzertrennlich ist von der Geschichte seiner Zeit, zu deren feinsten Geistern er gehörte.

Aus der nächsten Umgebung des Fürsten, vom Grafen Moriz O'Donell, dem Gatten Titines, stammt eine kurz nach Lignes

Tod veröffentlichte biographische Skizze, die, weit entfernt von allem Überschwang, in edlen, schlichten Worten den Toten preist und sich anhört wie der Dank der Mitlebenden, denen Lignes begnadetes Wesen den Weg zur Überwindung des Tages gezeigt hatte:

„. . . . . Mit seinem Rufe griff er in die entfernteste Welt. Mit der unerschöpflichen Anmut seines Umganges erfreute er, was in seiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit seines Humors und mit der Fülle seines Herzens liebend umfaßte und erwärmte, fühlte man es mit Rührung — er war der Widerhall einer schon verklungenen Zeit . . . . . Ihm anzugehören war schon ein Gewinn — sich seiner Liebe zu erfreuen, ein günstiger, man möchte sagen, ein bequemer Stand im geselligen Leben. Die ganze lebende Generation war unter seinem Schatten aufgewachsen und gereift. So war er für die Jugend ein erfreuliches Bild der Vergangenheit und für das Alter ein schonungsvoller Sachwalter der Jugend — ein Mittler zwischen beiden!“ Auch der treue Freund in Weimar gesellte sich zu den Klagenden. Blieb Goethes „Requiem“ auch nur ein Fragment, so ist das Lorbeerblatt, das er für den Fürsten brach, ein solches, das nie verwelken wird. Lignes langes reiches Leben, seine Kriegszüge, seine Reisen nach Rußland, sein geliebtes Belœil in Flandern, die Türkenkriege, die Zeiten Maria Theresias und Josephs, seine Tapferkeit im Unglück, alles, alles wollte Goethe zu einem Denkmal für den verlorenen Freund verschmelzen. Er läßt einen Genius bei Lignes Geburt sprechen:

„Wem hoher Ahnen Geist im alten Sange
Das Kinderhaupt umschwebt,
Wem früh vom Waffenklange
Die Erde bebt,
Er wird sich nie Gefahren beugen,
Und Heiterkeit, sie bleibt sein eigen.

Holder Knabe froh gesinnet,
Alles sei dein Eigentum!
Zwar die brave Faust gewinnet,
Doch der Geist bewährt den Ruhm.“

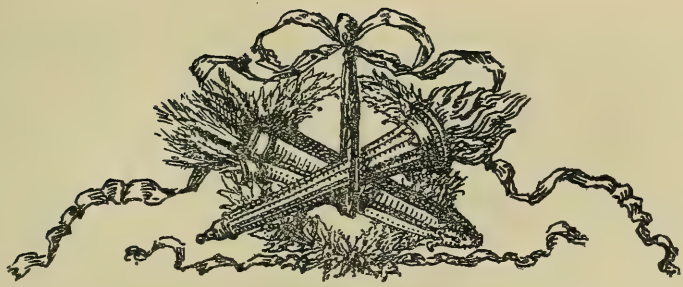
Drei Grabsteine schmiegen sich enge aneinander auf dem kleinen, in grünem Dickicht verborgenen Friedhofe des Kahlenberges. Der eine deckt den Fürsten von Ligne, der andere seine Gemahlin, die ihn noch um sieben Jahre überlebte, und unter dem dritten liegt neben den Großeltern Sidonie Potocka, die Tochter des Prinzen Karl von Ligne. Von den Tausenden, die an dem stillen Orte vorübergehen, wissen recht wenige, daß dort ein Mann ausruht, der neben Beethoven, Haydn, Mozart, Fischer von Erlach, Daniel Gran und Füger zu den Berühmtesten ihrer Stadt gezählt hat. Auch er war einer von den vielen, vielen, die aus der Fremde kamen, um Wiener zu werden. Ihn wieder lebendig zu machen, ihn mit eigenen Worten sprechen zu lassen, ist der Zweck dieses auf sein Grab gelegten Ehrenkranzes. Der Fürst von Ligne soll aber nicht nur von seiner Zeit und seinen Taten erzählen. Er soll uns auch unterweisen in seiner Kunst, fest, ungebeugt und frohgemut zu bleiben im Ungemach, einer Kunst, deren wir so sehr bedürfen. Der Fürst von Ligne sei beschworen als einer der vielen guten Schutzgeister dieser Stadt, die so ungerecht büßen muß für das, was andere verdarben.

Der Graefinn Titinne Odonel
die eine meiner Schreibefedern verlangte

Als der Knabe nach der Schule
Das Pennal in Händen ging,
Und mit stumpfer Federspule
Lettern an zu kritzlen fing,
Hofft' er endlich schon zu schreiben
Als den herrlichsten Gewinn;
Doch daß das Geschriebne bleiben,
Sollte sich durch Länder treiben,
Gar ein Werth der Federspule,
Kam ihm in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemmel-Stule,
Warlich niemals in den Sinn.

W. d. 9 Octb.
1816

ALBUMBLATT GOETHES FÜR GRÄFIN O'DONELL-LIGNE.



ERINNERUNGEN

Das Jahr meiner Geburt erscheint mir ungewiß. Der Feldgeistliche von meines Vaters Regiment hat mich ohne Zeremonie getauft. Ein Prozeß, dessen Ausgang von meinem Taufschein abhängig war, ging mir verloren, da das Dokument unauffindbar blieb. Ich weiß nur, daß ich vor 1740 geboren wurde. Als ganz kleines Kind hörte ich von dem eben erfolgten Tode des Prinzen Eugen[1]) erzählen; trotz meiner Jugend träumte ich davon, an seine Stelle zu treten. Dies ist der erste Gedanke, dem ich mich hingegeben habe. Meine zweite Erinnerung gilt dem damaligen Kriege, der mir zu Kopfe stieg. Ich entsinne mich, daß man vor mir von der Schlacht von Dettingen[2]) sprach, wo Ligne-Infanterie und Ligne-Dragoner Wundertaten verrichtet hatten. Ein Mann aus meiner Kanzlei, mein deutscher Sekretär namens Leygeb, sagt (und in Wahrheit behaupte dies auch ich), daß er in einem alten Pergament unsere Abstammung von einem Könige Böhmens gefunden habe. Er will auch einen Grabstein kennen, der unseren Ursprung über einen gewissen Theodorich d'Enfer[3]) bis auf Karl den Großen zurückführt. Leygeb sagt weiter, daß die Genealogen uns von dem Stamme des Hauses Lothringen ableiten, und daß andere uns für einen Zweig des Hauses Baden ausgeben. Irgend etwas wahres muß daran sein, denn mein Vater war verteufelt stolz. Für die Blutsverwandtschaft mit Karl dem Großen oder Wittekind spricht auch, daß wir seit vierhundert Jahren Ritter des goldenen Vließes[4]) und seit zwei Jahrhunderten Reichsfürsten sind.

Wir waren immer — dies vererbte sich vom Vater auf den Sohn — tapfer; selbst die Bastarde unseres Hauses, die den Rang von Edelleuten besaßen, waren tapfer und auf ihren Namen stolz. Ich habe ein Grab mit folgender Inschrift gesehen: „Bastard von Ligne, gefallen in Afrika". Viele meiner Vorfahren sind im Kriege gestorben. Mein Urgroßvater[5]), ein ziemlich verdienstvoller Mann, war in spanischen Diensten Präsident des Kriegsrates von Castilien, Vizekönig von Sizilien und Generalgouverneur im Mailändischen. Er hat oft Schläge ausgeteilt, mitunter auch solche empfangen, und ward nach heldenhaften Taten gefangengenommen. Meine Urgroßmutter, eine Prinzessin von Nassau, Schwiegertochter des Herzogs von Lothringen, Nichte Heinrichs III., und mein Großvater sind auf der Jagd im Walde von Baudour plötzlich gestorben, als sie auf dem Anstande ein Wildschwein erwarteten.

Mein Vater[6]) hat mich nicht geliebt. Ich weiß nicht warum, denn wir haben uns eigentlich nicht gekannt. Es war eben damals nicht üblich, ein guter Vater oder Ehegatte zu sein. Meine Mutter hat ihren Mann sehr gefürchtet. Bei meiner Geburt trug sie einen großen Reifrock, und einige Wochen später starb sie im gleichen Aufzuge, weil mein Vater Zeremonien und würdevolles Auftreten sehr liebte... Ich erhielt oft Zeichen seiner Aufmerksamkeit in Gestalt von Schimpfworten und Voraussagungen einer sehr argen Zukunft. Sein Tod jedoch, den ich später erzählen werde, machte mir einen tiefen Eindruck; er hatte mich vom Hause weggejagt und lebte auf dem Lande. Ich kam aus dem Krieg zurück und hatte ihn inzwischen nur zwei- oder dreimal wiedergesehen. Nach dem Tode eines Menschen denkt man aber nur noch an seine guten und großen Eigenschaften. Er war sehr hochsinnig und ebenso stolz nach außen wie nach innen. Er hielt sich für einen Ludwig XIV. und tat es diesem Könige auch fast gleich durch seine Gärten und sein prunkvolles Leben, das er hie und da mit kleinem, spaßigem Geiz vermengte. Er, der Millionen ausgegeben hatte, um Belœil zu erbauen und in Belœil für prachtvolle Feste und einen königlichen Haushalt weitere Millionen opferte, tadelte seine Leute, wenn sie dem

Pfarrer oder dem zur Fastenpredigt erschienenen Kapuziner ein Glas Wein kredenzten. Dann sagte er ganz laut: „Für solche Leute ist Bier auch gut genug.“ — Das waren Eigenheiten, denn er besaß wirklich Adel im Gehaben und Tun. Er hatte im Erbfolgekrieg, in der Schlacht von Belgrad[7]) und bei der Belagerung[8]) dieses Platzes hervorragenden Mut bewiesen. Sehr jung zum Obersten ernannt, hatte er die Kapitulation von Antwerpen[9]) mitgemacht. Bei dieser Gelegenheit sagte er zum Kommandanten: „Meine Fahnen wenigstens wird der Feind nicht haben.“ Damit nahm er sie auf die Schulter und versteckte sie in seinem Packwagen.

Der Prinz Ferdinand[10]), mein Onkel, war ebenfalls Feldmarschall wie mein Vater und hatte sich bei Ramillies[11]), Oudenarde, Malplaquet usw. ausgezeichnet. Überdies war er sehr fromm und genau. Er besaß einige gute Eigenschaften und hat nicht wenig zu meiner Liebe für den Soldatenstand beigetragen. Er sprach mir oft davon, schickte mich immer zu seinen Dragonern oder ließ einige von ihnen, die Standarten genommen oder sich sonst besonders hervorgetan hatten, zu mir kommen. Ich sage besonders hervorgetan, denn sein Regiment war damals schon ein Regiment von Helden und ist es heute noch. Er hatte mir seinen Haß gegen die Franzosen so gründlich eingeprägt, daß ich sie lange Zeit verabscheute. Er war aber ein trauriger Hamilkar und ich ein trauriger Hannibal. Der Herzog von Croy[12]) war der erste französische Offizier, der nach der Einnahme von Brüssel[13]) zu uns kam. Ich konnte ihn nicht kalten Blutes betrachten.

Ohne es zu wissen, besaß ich noch einen Onkel. Er war der ältere Bruder meines Vaters[14]), schön wie der Tag, tapfer wie Cäsar, verliebt wie ein Kater; er war offenbar auch treu wie ein Hund, denn er wollte die Dame seines Herzens heiraten. Sie war ein entzückendes Geschöpf, wie ich glaube, sogar ein wenig vom Stande, aber nicht hochgeboren genug für die Ansprüche unserer Großeltern. Man widersetzt sich seinen Plänen, er ärgert sich und scheidet aus dem Kriegsdienst, in dem er sich ausgezeichnet hatte. Man überwirft sich mit ihm, und er flieht die

Welt. Man mißbilligt ihn noch mehr, und er zieht sich ins Kloster zurück. Man tobt, er übergibt meinem Vater alle Güter und behält für sich nur das dritte Stockwerk des kleinen Hôtels de Ligne, einen Beichtvater, einen Kammerdiener und als Möbel einen Sessel und ein Kruzifix. Das große Hôtel de Ligne hatte während der Belagerung von Brüssel im Jahre 1746 einige Bombenschüsse abbekommen; deshalb ließ mein Vater, der trotz seiner Marschallswürde in der Stadt eingeschlossen und überrascht wurde, seine ganze Familie und Dienerschaft in das kleine Hôtel übersiedeln, welches der Beschießung etwas weniger ausgesetzt war. Trotzdem fanden eines Tages drei Kugeln ihren Weg durch das Haustor. Ich beobachtete dies aus einem darüber befindlichen Fenster. Damals zählte ich sieben oder acht Jahre, und ich weiß nicht, was mich dazu bewog, immer auf dem von meinem Onkel, dem Unbekannten, bewohnten Gange herumzuspielen. Man verwehrte mir dies, und ich verlegte meine Spiele an einen anderen Ort, ohne dabei etwas zu denken. Sechs oder sieben Jahre später sagte ich eines Morgens beim Aufwachen zu meinem Erzieher, Herrn de la Porte, daß ich vom Tode meines Oheims geträumt hätte. Ich kannte nur den, der Prinz Ferdinand hieß, und so sagte ich: „Der Prinz Ferdinand ist heute früh um fünf Uhr gestorben.“ Zwei Tage später erfuhr ich die Existenz und gleichzeitig den Tod des Einsiedlers. Ich verbürge mich für die volle Wahrheit dieser Erzählung.

* * *

Eines Tages sagte mein Vater zu meiner Schwester[15]): „Mein Sohn wird im Kriege fallen, denn Sie haben das Gesicht einer Erbin.“ — Ich habe diese Schwester kaum besser gekannt als eine andere[16]), nicht minder häßliche, die Äbtissin in Essen ist. Man lobt ihre große Herzensgüte.

* * *

Mein Vater hat vermutlich die Prinzessin C... geliebt. Die Verse, die unser Hausgeistlicher auf sie dichtete, enthielten meinem Vater unverständliche Allegorien, machten ihn aber

eifersüchtig. Er entließ den Mann. Nun errate man, in welche Hände ich im Alter von neun oder zehn Jahren geriet, bevor sich ein anderer Hauslehrer fand! Die Wahl fiel auf die Pagen meines Vaters, zwei Freiherren von Hayden, die als Stabsoffiziere gestorben sind. Sie wußten, daß sie mir nur das Exerzieren beibringen konnten, denn sie dienten schon beim Regiment. Trotzdem kamen sie immer aus Mons zu uns.

Der oben geschilderte Abbé Verdier wurde schließlich durch einen anderen Geistlichen ersetzt, den einzigen meiner Erzieher, der an Gott glaubte. Er war ein richtiger Landpfarrer, las sein Brevier, zeichnete und ging Wachteln schießen. Er ließ mich sein Pulver und Blei tragen und das erlegte Wild aufheben. Ich balgte mich darum mit seinem kleinen Wachtelhund, aber ich wurde flink und großgewachsen. Man fand, daß mich mein Hauslehrer nur das Apportieren lehre und schickte ihn wieder weg.

* * *

Meinen nächsten Erzieher, Herrn Dutertre, beschuldigte man bei meinem Vater, daß er in unserem Dorfe Schriftsteller heranziehen und Schäferspiele aufführen wolle. Er hatte nämlich einige ihm zusagende Schäferinnen gefunden. So kam ich wieder in andere Hände, und zwar in die des Chevalier des Essarts, eines sehr beschränkten Edelmannes und tapferen Offiziers, der den Krieg in Böhmen und Bayern mitgemacht hatte. Er sprach immer vom Kriege und beschäftigte sich damit, mir eine Erziehung zu geben, die er selbst nötig gehabt hätte. Seine Erzählungen entfachten meinen militärischen Eifer. Die Belagerung von Prag[17]), der Ausfall, die Erstürmung der Stadt verdrehten mir den Kopf. Mein Erzieher ahnte kaum etwas vom Leben Alexanders und Cäsars, ich aber verschlang Quintus Curtius[18]) und die Kommentare Cäsars, die ich in einer alten Bibliothek des Schlosses Baudour gefunden hatte. Ich hoffte einst das zu werden, was jene gewesen waren. Mein Lehrer besaß ein einziges Buch, die Fabeln des Phaedrus[19]); diese ließ er mich auswendig lernen, während er spazieren ging. Eines Tages wollte er mich wegen

meines schlechten Gedächtnisses prügeln. Da sprang ich ihm ins Gesicht und eilte nach meinem kleinen Degen, da ich mich mit ihm schlagen wollte. Man trennte mich von diesem armen, unwissenden und jähzornigen Mentor. Nach meinem zweiten geistlichen Erzieher war er mir am gleichgültigsten. Da die Jesuiten und die Kavallerie den Absichten meines Vaters, ein Wunderkind aus mir zu machen, so schlecht entsprochen hatten, warf er sich einer ganz entgegengesetzten Richtung in die Arme. Ein Nachfolger der Arnauld[20]), der Pascal[21]), ebenso erleuchtet, ebenso begeistert, ebenso beredt und ebenso erhaben wie die Zierden von Port-Royal[22]) wurde auserkoren, die letzte Hand an meine Erziehung zu legen. Man dachte, es wäre die letzte, aber wie viele Hände haben sich noch an mir betätigt! Dieser Mann hieß Renauld de la Roche-Valain und war ein großer Kampfhahn und Gelehrter. Den Dorfprediger schalt er einen in der Kirche Gottes krächzenden Raben. Dieser aber war bei meinem Onkel, dem kleinen, ziemlich beschränkten Marschall, sehr beliebt. Mein Lehrer wurde des Jansenismus[23]) bezichtigt. Heute noch sehe ich hinter dem Guardian des nahen Klosters zwei Esel ankommen, beladen mit den Schriften des heiligen Augustinus, den Werken einiger anderer Kirchenväter und der Bibel. Der Mönch wollte meinen Erzieher ins Unrecht setzen und behielt auch Recht, aber er hätte ebenso gut auch Unrecht behalten können. Diese Mönchskabale beraubte mich eines wirklich erleuchteten Lehrers. Durch meine beiden Jesuiten war ich unbewußt Molinist[24]) gewesen. Sie hatten mir von Madame Guyon[25]), Fénelon[26]) und über Quietismus gesprochen. Vorher war ich aber mit meinem Ex-Oratorianer Jansenist gewesen. Er sprach mir nur von Bossuet[27]) und ließ mich den Katechismus von Montpellier, das alte Testament von Mésengui[28]) und die Geschichte der Variationen[29]) lesen. Die ersteren hatten mich über Molinos belehrt. Der andere, früher genannte Geistliche, der wirklich an Gott geglaubt hatte, fütterte mich mit Maria d'Agredas[30]) und Maria Alacoques[31]) Schriften. Bei aller theologischen Bildung wußte ich nicht ein Wort aus der Religionslehre. Man merkte dies, denn ich zählte nun vierzehn Jahre und

sollte zur ersten Kommunion gehen. So mußte ich nun alles, von der Schöpfung angefangen bis zu den Mysterien, beim Dorfpfarrer lernen. Er gestand mir, daß er die Schrift ebensowenig verstünde wie ich. Ich glaubte an das Christentum, von dem man mir niemals gesprochen hatte, und war vierzehn Tage lang fromm. Mein Vater fürchtete, daß mir diese vielen Gegensätze den Verstand verdreht hätten und griff zur Weiterbildung meiner Sitten und meines Glaubens wieder auf die französische Armee zurück. Er erinnerte sich, daß der Chevalier des Essarts gläubig gewesen war und ich mit ihm. Ein St. Moriz-Ritter, Rittmeister bei den la Morlière-Husaren, wurde auf seine Gläubigkeit erforscht und bekannte offenherzig seinen Unglauben. Dennoch ward er mein Erzieher; der Rittmeister hatte nicht gelogen, er war wirklich Atheist, und so waren wir denn beide Ungläubige und dachten überhaupt nicht mehr an Religion.

* * *

So war ich also wieder einmal ohne Erzieher. Sie waren alle sehr beschäftigt gewesen, hatten mich aber an gar keine Beschäftigung gewöhnt. Dem Studium der Geschichte jedoch galt mein unablässiger Eifer, ich schwärmte furchtbar für das Heldentum; Karl XII.[32]) und Condé[33]) raubten mir den Schlaf. Ich meinte, daß ich beide übertrumpfen müsse, war begeistert von Polybios[34]) und kommentierte die Kommentare Folards[35]). Man sprach damals vom Krieg, und ich hatte einem Hauptmanne das Versprechen abgenommen, mich in seine Kompagnie aufzunehmen. Dann wäre ich meinem Vater durchgegangen, und ich weidete mich schon an dem unaussprechlichen Glück, erst nach unerhörten Taten wieder erkannt zu werden. An Stelle dieses schönen Planes trat ein leider viel vernünftigerer Hauslehrer, der mir unglücklicherweise gar keine Angriffspunkte bot. Er nahm mich in die Zucht, unterstützte meine Vorliebe für das Studium und machte meine Arbeit fruchtbringend. Zur Zerstreuung ließ er mich militärische Schriftsteller lesen, in deren Reihen auch ich damals schon meine heutige, sehr bescheidene

Stelle einzunehmen begann[36]). Herr de la Porte, so hieß mein Erzieher, war der dritte Ex-Jesuit, der mich unterrichtete. Er brachte mir aus dem Collège Louis le Grand in Paris die reiche Blüte der Humanistik, der Literatur und der feinen Sitten jener Anstalt mit, die heute noch mein Leben verschönen. Er bildete meine Seele und meinen Geist und erwarb sich umso größere Ansprüche auf meine Dankbarkeit, als ich glaube, daß ich ihm meinen geringen Wert schulde.

Übrigens, auch die erlesensten Erzieher hätten mir doch nur das beibringen können, was mich interessierte. Man merkte die Unmöglichkeit, mich Chemie, Mathematik (die Befestigungslehre ausgenommen), die Astronomie und selbst Arithmetik zu lehren. Ich war darin so ungeschickt, daß ich niemals Karten-, Schachspielen oder auch nur Trictrac recht erfassen konnte.

* * *

Die Jagd und die Sparsamkeit erlernte ich auf eigentümliche Weise während der fünf bis sechs Sommermonate in Belœil. Die Knauserei meines Vaters, der mein Pulver nicht auf Sperlinge verschwendet sehen wollte, verlangte, daß ich meinen Schießbedarf selbst kaufe. Dagegen zahlte er mir für jedes erlegte Stück Kleinwild vier Sous, einen kleinen Taler für einen Fuchs oder ein Reh und einen großen Taler für ein Wildschwein oder einen Wolf. Bis zu meinem Hochzeitstage habe ich kein anderes als derart verdientes Geld besessen.

* * *

Mein Vater teilte seine Theaterloge mit der jungverheirateten, ebenso schönen wie liebenswürdigen Prinzessin von Horn. Er fürchtete, daß ich mich in sie verlieben könnte und duldete mich nicht in der Loge. Mein Erzieher liebte aber das Theater. „Sie können sich", sagte ihm mein Vater „auf irgend eine der Bänke im Saale setzen". Diese gab es damals überall, und so sah ich

KAISERIN MARIA THERESIA

entzückende Schauspielerinnen aus größter Nähe. Von dem Belehrenden, das die hübschen Singspiele jener Zeit enthielten, ist mir sicher nichts entgangen. Eines Abends verlasse ich unter einem Vorwande den Zuschauerraum und bleibe in den Kulissen stehen, wo ich eine Tänzerin, ein Fräulein Grégoire, finde. Ich war damals schon eitel und glaubte, daß die Dame öfter ihre schönen Augen auf mir hatte ruhen lassen. Ich erklärte ihr meine Liebe und wurde verlacht. Betroffen und verwirrt sagte ich mir, daß dieser Auftritt in den Kulissen mir doch zu irgend etwas dienen müßte. Das Duell des neunjährigen Turenne[37]) hatte mir den Kopf verdreht. Ich bin dreizehn Jahre alt, sprach es in mir, und habe mich noch nicht geschlagen! Ein mindestens dreißig Jahre alter Offizier will über die Bühne in den Zuschauerraum hinuntergehen, um dort Platz zu nehmen. Ich trete ihn auf den Fuß. „Teufel, Prinz," sagt er mir, „Sie sind ungeschickt". — „Nein, mein Herr", erwidere ich, „das habe ich absichtlich getan, denn Sie haben mich in einer Weise angesehen!" Er beginnt zu lachen, wie Fräulein Grégoire, und so ward ich im Verlaufe einer Viertelstunde zweimal beschämt wie ein Kind.

* * *

Bei unserer Ankunft in Wien führte mich mein Vater zu Hof. Während er bei der Kaiserin weilte, rief mich der Kaiser[38]) zu sich, behandelte mich ungemein gnädig und geleitete mich in den Vorraum, den mein Vater eben betrat. Mein jähzorniger Vater schalt mich darob, weil nur Kammerherren das Recht hatten, sich dort einzufinden. „Das ist er ja schon", sagte Franz I., „ich wollte Ihnen diese Überraschung bereiten"[39]).

In diesem Alter ist man mehr oder weniger dumm und kommt sich daher sehr wichtig vor. Damals verfertigte ich keine Zeichnung und schrieb keinen Brief ohne die Unterschrift: „Karl von Ligne, Kammerherr". Kurz, meine Freude war unendlich. Mit fünfzehn Jahren ein Hofmann! Und dann sagte ich mir, daß mein sonst sehr geliebter Herr de la Porte nicht Kämmerer werden konnte. Ich würde also bei Hof und in der Kirche ohne

ihn erscheinen, welche Freude, welches Glück! Aber, ach, bei meiner Rückkehr nach Belœil und Baudour hinderte es meine Kämmererwürde nicht, daß ich noch als Kind behandelt wurde.

* * *

Mein Vater sprach niemals mit mir. Er heißt mich einen Wagen besteigen, führt mich nach Wien und verheiratet mich. Ich komme in ein Haus voll verheirateter und heiratsfähiger hübscher Frauen. Ich war ganz ahnungslos. Bei Tisch setzt man mich neben die jüngste Dame. Erst von meinen Leuten erfahre ich, daß es sich um meine Verheiratung handelt. Beim Verlassen der Tafel wußte ich nicht, ob meine Nachbarin meine Schwiegermutter, eine Tante oder das mir zugedachte junge Mädchen wäre. Acht Tage später heiratete ich[40]); ich zählte achtzehn Jahre und meine kleine Frau fünfzehn. Wir hatten noch kein Wort gewechselt. So vollzog sich jene Handlung, die man für die ernsteste des Lebens ausgibt. Einige Wochen lang fand ich die Ehe spaßig, dann aber gleichgültig.

* * *

Am Tage nach meiner Hochzeit verließ mich mein Erzieher, Herr de la Porte. Dies bereitete mir unaussprechliches Herzleid. Er kehrte mit meinem Vater zurück, der ihn in Frankreich mit einer für mein Gefühl allzu bescheidenen Pension zurückließ. Damals machte ich zum erstenmal in meinem Leben Schulden. Ich entlieh zwölfhundert Dukaten, um Herrn de la Porte in seiner Heimat, in der Nähe von Agen[41]), ein kleines Gut zu kaufen, wo er kurz nachher starb.

* * *

Bei der Einsegnung meiner Ehe durch den Dorfpfarrer in Österreich oder Mähren hatte man Litaneien gebetet. Bei dieser Gelegenheit pflegte man im Hausgewande zu erscheinen. Das meine war, mitten im Sommer, aus feuerfarbigem Satin, bestickt

mit goldenen Papageien, die sich auf einer Menge kleiner grüner Bäume schaukelten. Wie groß war meine Verblüffung, als mein Vater mit zufriedener Miene und mein Erstaunen sichtlich genießend mich dieses alte Kleid anziehen ließ, in dem ich ihn mehr als fünfzig Gichtanfälle überstehen gesehen hatte! Er dagegen sah wie der Hochzeiter aus und trug nur reichgestickte Röcke. Aber ich will eingestehen, daß er bei meiner Verlobung einen Silberregen und bei meiner Vermählung einen Goldregen hatte niedergehen lassen.

Ich weiß nicht mehr, ob ich es aus Jagdleidenschaft oder aus Pose getan habe, aber am Morgen nach meiner Hochzeit ging ich um sechs Uhr früh jagen. Allerdings hatte uns meine Schwiegermutter vor Tagesanbruch geweckt, weil sie fürchtete, daß böse Menschen uns verhexen könnten. Da merkte ich, daß die Familie meiner Frau nicht aus Hexenmeistern bestand.

* * *

Vielleicht war die Tante meiner Frau, die Fürstin von Sachsen-Weißenfels[42]), von dem kleinen neuen Neffen bezaubert, als sie mir sagte: „In Dresden werde ich Ihren ganzen Aufwand bestreiten.“ So lud ich denn ganz Sachsen und Polen zum Mittagessen und zur Abendmahlzeit in das Hôtel de Pologne. Ich kostete die gute Fürstin viel Geld, ließ sie entzückt über ein Ehepaar von zusammen zweiunddreißig Jahren zurück und setzte meine Reise in die Niederlande fort.

* * *

Meine Gemahlin ist eine ausgezeichnete Frau voll Zartsinn, Seelengröße und Edelmut. Sie ist nicht im mindesten selbstsüchtig. Ihre schlechte Laune vergeht sehr rasch, zerschmilzt dann aber wegen einer Kleinigkeit in ihren in Tränen gebadeten Augen. Sie hat gar keine Untugenden, denn sie besitzt ein gütiges Herz. Ihren Kindern gewährt sie alles, was sie wollen, und gegen mich ist sie sehr entgegenkommend.

* * *

Wäre es mir vergönnt gewesen, Schlachten zu gewinnen, anstatt bloß zu Siegen beizutragen, so hätte ich doch niemals so glücklich und stolz sein können, wie bei meiner ersten Wache und an dem Tage, wo ich zum erstenmal ins Feld ging (1756).

Mein Vater hatte sich nicht die Mühe gegeben, meine Bekanntschaft zu machen und machte sich überhaupt nicht viel aus mir. In einem Monat gab ich das aus, was er mir für ein Jahr an Taschengeld gewährte. Er hatte vorausgesehen, daß ich Schulden machen würde; das war nicht schwer zu erraten, denn er ließ mich immer ohne Geld. Drei Juden, von denen einer Levy hieß und eine Tochter hatte, schön wie der Tag, erbarmten sich meiner und liehen mir Geld zu sechs Prozent auf die Gefahr, alles zu verlieren, wenn ich im Kriege fiele. Beim Tode meines Vaters war ich ihnen nur zweihunderttausend Gulden schuldig.

* * *

In unserer Jugend, auf unseren Kriegsfahrten und bei unseren Liebschaften, als keiner von uns beiden irgend etwas besaß, sagte mir der Prinz Ludwig von Württemberg[43]) immer: „Oh, mein Freund, wenn mein Bruder vor Ihrem Vater stirbt, so gehört mein ganzes Herzogtum Ihnen."

* * *

Ich habe immer mehr oder Besseres leisten wollen als andere. Ich habe getrunken und mit Erfolg, denn es gelang nie, mich zu bezechen. Beim Spiel aber hat mir diese kleine Eigenliebe übel mitgespielt. Zwar habe ich eines Abends, ganz ermüdet und schläfrig von der Jagd zurückgekehrt, dreißigtausend Dukaten gewonnen. Ich konnte aus meiner Betäubung nur aufwachen, weil mich ein altes, Trente et Quarante spielendes Weib am Ärmel zog, um sich sechs Francs auszuleihen, um die sie mich dann prellte. Durch diesen Erfolg ermutigt, ließ ich mich auf die großen Abenteuer des Hazardspieles ein, und bald verlor ich das Doppelte meines Gewinstes. Auf eine Karte setzte ich acht-

tausend Dukaten und beschloß den Abend mit einem Verlust von siebentausend Goldstücken. Darauf habe ich dieses dümmste aller Vergnügen für immer aufgegeben.

Am Vorabend der Schlacht von Breslau[44]) hatte ich einem General Wrbna[45]), einem Grafen Desseffy und drei anderen Offizieren vier oder fünfhundert Dukaten abgewonnen. Dagegen hatte ich an vier andere, darunter einen noch lebenden Herrn von Blankenstein, tausend Dukaten verspielt. Am Tage nach der Schlacht erkundigte ich mich nach diesen Herren. Meine Schuldner waren gefallen, meine Gläubiger befanden sich vortrefflich.

Ich war ein einziges Mal betrunken, und zwar auf der Bühne, als ich den Hortensius spielte. Nachdem ich die ganze Gesellschaft hatte warten lassen, erschien ich endlich, halb lachend, halb schlafend und mußte mich öfter gegen eine Kulisse lehnen. Da man in Wien das französische Theater, besonders dieses Stück, die „Überraschungen der Liebe“[46]), nicht kennt, schrieb man dieses Verhalten meiner Rolle zu und beglückwünschte mich zu dem natürlichen Spiel. Ich hatte aber mehr die Überraschungen des Weines, als die der Liebe gespielt. Ein anderes Mal war ich auch ein wenig betrunken, als ich in Karlsbad gemeinsam mit Lord Riversdale[47]) zwölf Flaschen Wein austrank. Ich wollte meinen Kummer ertränken, weil ein Ehemann seine von mir geliebte Frau am Tage meiner Ankunft abreisen ließ. Man behauptet, daß ich damals den ganzen Tag lateinisch gesprochen und gelacht hätte.

* * *

Der Prinz von Lothringen[48]) war so weichherzig, daß seine Güte selbst im Zorn, wenn er ihn jemals befiel, durchbrach. Dies geschah zum Beispiel auf einer Jagd, wo er sich als alter Jagdleiter sehr wichtig vorkam. Verdrießlich über die vielen störenden Zuschauer, die in allen Alleen des Waldes von Belœil herumliefen, schrie er: „Gehen Sie zu allen Teufeln...“ Und mit gezogenem Hut fügte er hinzu: „Wenn es Ihnen beliebt, meine Herren!“

* * *

Eines Tages teilte mir der Prinz Karl von Lothringen auf einem olympischen Maskenfest die Rolle des Mars zu; man fand diese Rolle trotz meines zarten Alters sehr passend. Meine Jugend war aber der Hauptgrund, denn der Prinz war in meine Venus verliebt und fürchtete mich nicht als Rivalen. Ein anderes Mal stellte ich den Apollo dar, ohne gerade der vom Belvedere zu sein. Da war ich schon besser auf meinem Platz. Diese beiden Verkleidungen sollen mir, wie man erzählt, wunderbar gestanden haben. Ich war damals zu ungeschickt, zu schüchtern, zu zartfühlend und zu scheu, um von den Vorzügen, die leider nicht wiederkehren, Nutzen zu ziehen. Die Mühen des Krieges und der Vergnügungen vermindern diese Vorzüge auf seltsame Art. Man liebte mich, ohne daß ich es wußte, ich liebte, ohne daß man es merkte.

* * *

Die im galanten Sachsen so berühmt gewordene Gräfin Cosel[49]) wurde wegen eines Mordanschlages gegen ihren erlauchten Liebhaber, August den Starken, im alten Schloß Stolpen gefangen gehalten. Sie hatte mir ihre Freundschaft geschenkt und erzählte mir, daß sie zwanzig Jahre nach dem Tod des Königs ihr Gefängnis hätte verlassen können. Da sie aber schon dreißig Jahre dort weilte, kannte sie niemanden mehr und rechnete ohnedies auf ihr baldiges Ende. Sie hatte Zeit gehabt, alle Religionen zu studieren und war Jüdin geworden. Sie ermunterte mich, es ihr nachzutun. Bei meinem letzten Besuche schenkte sie mir sogar ihre Bibel, die mit großen rotgeschriebenen Anmerkungen versehen war. Dieses Geschenk kündigte sie mir so feierlich an, als ob sie mir den größten ihrer Diamanten verehren wollte... Sie schilderte mir auch die geschichtlich so berühmt gewordene Ankunft Karls XII. in Dresden[50]). August und seine Geliebte hatten sich ins Arsenal geflüchtet, wo der König seine Kraftstücke ausführte, besonders solche aus dem Handgelenk, wo der Sitz seiner Kunst war. Da pocht es an die Türe und August ruft: „Herein!“ Karl XII. betritt den Raum, umarmt August den Starken und sagt: „Guten Tag, mein Bruder.“

Frau von Cosel nähert sich dem König und will ihm raten, den brüderlichen Besucher festnehmen zu lassen. Sei es nun, daß Karl dies bemerkte oder daß ihn sein Frauenhaß eine böse Miene machen ließ, kurz, August befiehlt Frau von Cosel sich zurückzuziehen. Mit einem wütenden Blick auf den König von Schweden verläßt sie den Raum, sehr betrübt, daß August aus dieser Zusammenkunft, die ganz Europa in Erstaunen setzte, keinen Vorteil schlage. Sie erzählte mir noch hundert andere interessante Dinge und warnte mich vor Trunk und Spiel. Sie weissagte mir eine ruhmvolle Laufbahn, riet mir aber, sobald als möglich die großen Abenteuer der Höfe und des Krieges zu meiden, weil dort dauerndes Glück nicht zu finden sei. Dann sprach sie gleichmütig, aber sehr überzeugt: „Da heute Freitag und es fast sieben Uhr ist, so beginnt jetzt mein Sabbath; Sie reisen in einigen Tagen ab, und ich werde Sie nicht wiedersehen. In drei Jahren werden Sie Ihre beste Freundin verlieren, die Ihnen jetzt für immer Lebewohl sagt.“ Ich war gerührt, sie umarmte mich, und ich reiste ab. Sie hielt Wort. Nach einiger Zeit schrieb sie mir noch einen schwer lesbaren und noch weniger verständlichen Brief voll geheimnisvoller Zauberworte, die nur der Teufel hätte verstehen können. Ich sah sie niemals wieder.

* * *

Eines Tages kam ich zu spät zur Mittagstafel des Königs von Polen[51]) und erklärte ihm die Ursache: „Sire, eine Ihrer schönsten Untertaninnen ist schuld daran. Aber das Geheimnis wird gut gewahrt bleiben, denn ich kann mich ihres Namens unmöglich entsinnen. Er besteht aus fünf oder sechs verteufelt schwer auszusprechenden Silben.“

* * *

In meiner Jugend war ich vorwitzig, unklug und sogar öfters eitel. Heute noch lache ich sehr gerne, ohne bösartig oder gefährlich zu sein. Ich begreife nicht, daß ich nicht zwanzig Duelle

gehabt habe. Wohl war ich mindestens ebenso oft nahe daran, aber meine Gegner waren immer Leute, die sich schließlich entschuldigten oder das sprachen, was man gewöhnlich sagt, wenn man sich nicht schlagen will: „Nicht wahr, Sie wollten mich nicht ernstlich beleidigen?“

Wegen einer üblen Nachrede forderte ich eines Tages Johann Pálffy[52]) zum Zweikampfe. Er war General und ich erst Oberst. Dieser Johann Pálffy war ein ungemein vornehm aussehender, schöner und tapferer Mann... Entsetzt über ein Abenteuer, das für mich sehr böse Folgen hätte haben können, schrieb Josef Colloredo[53]) an den Marschall Lacy[54]): „Ich habe die Ehre, Seiner Exzellenz dem Herrn Marschall mitzuteilen, daß Lignes Unbesonnenheit ihn in einen Ehrenhandel verwickelt hat.“ Der Marschall bezieht dieses „ihn“ auf sich und verbringt eine sehr üble Nacht voll Sorge, daß ihm mein Leichtsinn irgend eine Unannehmlichkeit bereitet habe. Er bittet Colloredo um weiteren Bericht. Über sein eigenes Schicksal beruhigt, will er es auch über das meine sein und begibt sich zu Johann Pálffy, um womöglich einen Ausgleich zu finden. Fast wäre ihm dies gelungen, da erscheine aber ich mit meinem Zeugen, dem Prinzen von Nassau-Siegen[55]). Ich halte Lacys Anwesenheit für zufällig, warte und finde meinen Gegner gestiefelt und gespornt, mit Handschuhen an den Händen vor. „Teufel“, denke ich, „ist er denn so sicher, mich zu töten und hat er schon ein Pferd zur Flucht in der Nähe?“ Nach kurzem Schweigen sagt ihm Lacy: „Übrigens, Herr Graf, wenn dies Ihr letztes Wort ist, werde ich jetzt die Tür zuriegeln; fangen Sie an!“ Ich staune über einen Zeugen im Range Lacys, der sich aus Freundschaft für mich, noch dazu als Feldmarschall, der Gefahr aussetzt, bei Bekanntwerden der Angelegenheit am Hofe unmöglich zu werden. Lachend zücke ich den Degen und zerbreche Pálffys Waffe in unzählige Stücke, denn ich ging los wie ein Teufel und drängte den Gegner hart an die Wand. Dieser parierte aus Leibeskräften und hieb sogar öfter auf mich ein. Die Angst vor einer Gesichtswunde brachte mich derart in Zorn, daß ich seine Entwaffnung und den kleinen Ritzer, den er abbekommen hatte, nicht merkte.

FRANCISCUS I
ROM. IMPERATOR. SEMPER. AUGUSTUS.
REX GERMANIÆ ET HIEROSOLYMORUM.
DUX LOTH. ET BARR. MAGNUS DUX HETRIÆ.
&c. &c.

FRANZ I. ROMISCH-DEUTSCHER KAISER

Ohne Lacys Spazierstock hätte ich Pálffy an die Wand gespießt. „Ich werde einen anderen Degen nehmen und weiterkämpfen," ruft er. „Und ich werde," sagt Lacy, „den meinen nehmen und Sie daran verhindern. Genug, meine Herren, machen wir Schluß." Ich wollte Widerstand leisten, und Lacy wäre ja froh gewesen, sich aus einem Zuschauer in einen Kämpfer verwandeln zu können. Da er aber merkte, daß ich ihm den Vorrang nicht gönnte, bestand er auf dem Ende des Duells.

* * *

Der gute Kaiser Franz I., der Gemahl Maria Theresias[56]), liebte frohe Feste, die Frauen und die jungen Leute. Eines Tages verkleidete er mich als Hofdame und führte mich einem Brautwerber als dessen Auserwählte vor. Ich beging tausend Dummheiten und umarmte alle Anwesenden. Der Brautwerber, ein Oberstküchenmeister, wollte mich entführen und setzte sich an die Spitze von fünfzig Küchenjungen, die auf ihren Bratpfannen Musik machten. Auf dem Wege zur Abendtafel in Hetzendorf versuchte diese Schar einen Überfall auf die Gesellschaft, die mich umgab. Der Oberststallmeister, unsere Reserve, griff die Küchenarmee mit fünfzig peitschenschwingenden Reitknechten an. Man verteidigte mich, und nach all diesen Scheingefechten erschien schließlich die wirkliche Braut, sehr züchtig und in Begleitung ihrer Hofmeisterin. Sie fragte nach der Bedeutung des Mummenschanzes und schalt ihren Herzallerliebsten, weil er sie für so frech und schamlos gehalten hätte wie es mein Betragen gewesen war[57]).

* * *

Damals teilte ich mich mit dem Kaiser in die Huld der schönsten Frau der Welt, der vornehmsten Dame am Wiener Hofe[58]). Der Kaiser war der gute, der vortreffliche, der verläßliche, liebenswürdige, sogar schöne, heitere, biedere, ehrliche, fröhliche Franz I. Die Kaiserin besuchte öfter das Theater, und da wagte es der Kaiser nicht, seine Loge zu verlassen. Eines

Tages sah er seine Gemahlin offenbar genügend beschäftigt und huschte in jene Loge, wo ich zu dieser Zeit immer zu finden war. Seine Freundin und ich erschraken ein wenig über sein Erscheinen, kannten aber seine Gnade für uns beide. Er fragt mich nach dem Titel des eben aufgeführten Stückes, es hieß: „Crispin, der Nebenbuhler seines Herrn[59])." Ich wußte nicht, wie ich es sagen sollte, er wiederholte aber seine Frage, und so erwiderte ich ihm stotternd, halb verlegen, halb lachend über unsere eigentümliche Situation. Ich trachtete, so rasch als möglich wegzukommen und überließ es der glänzenden Einbildungskraft dieser schönen und reizenden Frau, eine vernünftige Erklärung für unsere Verlegenheit und meine rasche Flucht zu finden.

* * *

Ich habe Kaiser und sogar Kaiserinnen warten lassen, aber niemals einen Soldaten. Ich erwarte lieber die Truppen, als daß ich zu spät käme. Eines Tages war ich hinter einer geliebten Frau her und hatte sie auf der Stiege der Wiener Hofburg zu lange festgehalten. Die Kaiserin Maria Theresia erwartete mich über eine Stunde vergeblich, ward böse und ließ mir befehlen, mich täglich in ihrem Vorzimmer beim Dienstkämmerer zu melden. Dieser war beauftragt, mich erst dann vorzulassen, bis sie mir genügend bewiesen haben würde, daß ich und nicht sie zu warten hätte. Um keine Zeit zu verlieren, nahm ich Papier und Tinte und schrieb allmorgendlich im kaiserlichen Vorzimmer, bis mich der Kämmerer wieder auf den nächsten Tag bestellte. Endlich, nach zwei Wochen dieser öffentlichen Buße hielt die Kaiserin meinen Kopf für hinreichend gewaschen und zeigte mir wieder ein freundlicheres Gesicht. „Wissen Sie," sprach sie, „daß ich Sie während unseres kleinen Zerwürfnisses zum Obersten ernannt habe? Ich bin aber nicht sehr bedacht auf meinen Vorteil, denn während des Feldzuges von 1757 wurde Ihre Kompagnie aufgerieben. Sie sind imstande, in diesem Feldzug Ihr ganzes Regiment aufzuopfern. Schonen Sie wenigstens sich selbst für den Dienst und für mich."

Herr Nény[60]) vertraute mir eines Tages an, daß die Kaiserin mir das Fernbleiben von der Messe übelnehme. Ich bat ihn, ihr vorzuhalten, daß die Ligne, ohne die treue Anhänglichkeit ihrer Vorfahren an das Kaiserhaus, seit zweihundert Jahren überhaupt nicht mehr zur Messe zu gehen brauchten*). Diese Äußerung war nicht danach angetan, die Zufriedenheit der Herrscherin zu erwecken. Als ich daher zum erstenmal wieder vor ihr erschien, warf sie mir meinen geringen Glaubenseifer vor. Ich konnte mir die Antwort nicht versagen, daß man mir geringen Glaubenseifer, aber keine Heuchelei nachsagen könne. Auch sei ich ein besserer Christ als die, die mich bei ihr verleumdeten. Bei dieser Audienz schien mir die Sonne so stark ins Gesicht, daß meine Augen tränten. Die Kaiserin hielt dies für Reuetränen, und ich war nicht aufrichtig genug, sie aufzuklären. Sie sagte: „Sie haben ein gutes Herz und ich hoffe noch auf Ihre Bekehrung. Bleiben Sie bei mir, ich will nicht, daß man Sie so traurig weggehen sehe.“ Jetzt hätte ich aus Dankbarkeit fast wirklich geweint, dennoch lachte ich beim Verlassen ihres Kabinetts und erzählte den Vorfall überall. Maria Theresia erfuhr ihren Irrtum und verzieh mir diese sowie hundert andere Keckheiten.

Übrigens habe ich immer alles mit Hingebung getan. Eines Tages hätte ich gemeinsam mit der Kaiserin Maria Theresia zum heiligen Abendmahl gehen sollen. Aber am Vorabend hatte ich um zehn Uhr noch keinen französisch sprechenden Beichtvater gefunden; denn ich wollte meine Sünden nicht in einem zu ungehobelten Deutsch bekennen. In dem Hause, wo ich zur Nacht speiste, bezeichnete man mir den Pater Aubri oder Aubré als den geeigneten Mann. Man nennt mir seine Wohnung, und um elf Uhr nachts eile ich zu ihm, wecke das ganze Haus auf, irre mich in der Stiege und erscheine im Vorzimmer einer schönen Frau. Man hält mich für ihren Liebhaber und verjagt mich.

*) Die Familie Ligne wollte während des niederländischen Aufstandes im sechzehnten Jahrhundert weder dem katholischen Glauben noch der österreichischen Dynastie untreu werden. (Anmerkung im französischen Originale.)

Ich öffne eine Tür, die hinter mir ins Schloß fällt. Ich befinde mich auf dem Dachboden. Im Hause hört man das Geräusch, man kommt und hält mich für einen Dieb. Ich enteile, verfluche diese Irrungen und finde endlich die Stiege meines ehrwürdigen Paters. Sehr entschlossen, alles ehrlich zu tun, sage ich ihm: „Hochwürden, Sie waren Jesuit und sind deshalb zweifellos nachsichtig. Stehen Sie gar nicht erst aus dem Bette auf, ich kniee hier vor Ihnen.“ Ich beginne mein Gebet und spreche meine Beichte. Er hält mich für einen Schwindler und weist mir, erschreckt über meine Gottlosigkeit und die Unmenge meiner kleinen Verirrungen, die Tür.

* * *

Als ich nach Versailles gesandt wurde, um die Nachricht von dem Siege bei Maxen[61]) und der Gefangennahme von siebzehntausend Preußen zu überbringen, stellte der König[62]) an mich und andere zwanzig einfältige Fragen. Einen Pfarrer fragte er zum Beispiel, ob im Winter viele Leute in seinem Orte gestorben wären. „Ein böses Jahr,“ wiederholte er zehnmal und sagte dies allen bei seinem Lever Anwesenden. Unseren Botschafter Starhemberg[63]) befragte er nach dem Wiener Wetter und der Zahl der alten Leute in der Hauptstadt. Beim päpstlichen Nuntius erkundigte er sich um die Tracht der päpstlichen Pagen.

Wie groß war mein Erstaunen, als man mich nach meinem Aufwartungsbesuch bei allen Mitgliedern der königlichen Familie noch zu einer Art zweiter Königin führte, die aber viel königlicher aussah als die wirkliche Königin[64]), die eine ungezogene alte Frau war. Frau von Pompadour[65]) — sie war es — sagte mir hundert politische und militärische Albernheiten. Sie schilderte mir zwei oder drei verschiedene Kriegspläne und schließlich meinte sie salbungsvoll: „Sie sehen, mein Herr, was wir für Sie tun, sind Sie nicht zufrieden mit uns?“ „Ich schwöre Ihnen, Madame,“ erwiderte ich, „daß ich von diesen Dingen nichts verstehe.“ Sie fügte hinzu: „Wir verkaufen unser Tafelsilber, um Ihren Krieg zu unterstützen.“ Schließlich fiel es ihr ein,

DIE MARQUISE VON POMPADOUR.

Ich öffne eine Tür, die hinter mir ins Schloß fällt. Ich befinde mich auf dem Dachboden. Im Hause hört man das Geräusch, man kommt und hält mich für einen Dieb. Ich enteile, verfluche diese Irrungen und finde endlich die Stiege meines ehrwürdigen Paters. Sehr entschlossen, alles ehrlich zu tun, sage ich ihm: „Hochwürden, Sie waren Jesuit und sind deshalb zweifellos nachsichtig. Stehen Sie gar nicht erst aus dem Bette auf, ich knie hier vor Ihnen.“ Ich beginne mein Gebet und spreche meine Beichte. Er hält mich für einen Schwindler und weist mir, erschreckt über meine Gottlosigkeit und die Unmenge meiner kleinen Verirrungen, die Tür.

* * *

Als ich nach Versailles gesandt wurde, um die Nachricht von dem Siege bei Maxen[61]) und der Gefangennahme von siebzehntausend Preußen zu überbringen, stellte der König[62]) an mich und andere zwanzig einfältige Fragen. Einen Pfarrer fragte er zum Beispiel, ob im Winter viele Leute in seinem Orte gestorben wären. „Ein böses Jahr,“ wiederholte er zehnmal und sagte dies allen bei seinem Lever Anwesenden. Unseren Botschafter Starhemberg[63]) befragte er nach dem Wiener Wetter und der Zahl der alten Leute in der Hauptstadt. Beim päpstlichen Nuntius erkundigte er sich um die Tracht der päpstlichen Pagen.

Wie groß war mein Erstaunen, als man mich nach meinem Aufwartungsbesuch bei allen Mitgliedern der königlichen Familie noch zu einer Art zweiter Königin führte, die aber viel königlicher aussah als die wirkliche Königin[64]), die eine ungezogene alte Frau war. Frau von Pompadour[65]) — sie war es — sagte mir hundert politische und militärische Albernheiten. Sie schilderte mir zwei oder drei verschiedene Kriegspläne und schließlich meinte sie salbungsvoll: „Sie sehen, mein Herr, was wir für Sie tun, sind Sie nicht zufrieden mit uns?“ „Ich schwöre Ihnen, Madame,“ erwiderte ich, „daß ich von diesen Dingen nichts verstehe.“ Sie fügte hinzu: „Wir verkaufen unser Tafelsilber, um Ihren Krieg zu unterstützen.“ Schließlich fiel es ihr ein,

mir noch zu sagen: „Mit den Prager Damen bin ich sehr unzufrieden.“ „Auch ich war es sehr oft,“ entgegnete ich. „Die Damen sind sehr schlecht erzogen,“ fügte sie hinzu, „warum bemühen sie sich nicht mehr um die Schwestern der Dauphine?“ Auf eine solche Dummheit gab es keine Antwort und ich empfahl mich.

Der König schenkte mir einen prachtvollen Ring, den ich noch am selben Tag verpfändete, da ich mir damals aus gar nichts etwas machte. Wegen des großen Krieges und meiner Furcht, das Leben vor dem Tod nicht genug genossen zu haben, war ich darauf erpicht, jeden Augenblick auszunützen. Bei meiner Ankunft in Wien verkaufte ich der Kaiserin eine Schnupftabakdose, ebenfalls ein Geschenk des Königs. Auf der Dose befand sich Ludwigs in Diamanten gefaßtes Bild. Die Steine gab ich mit der Dose hin, das Portrait aber bewahrte ich auf. Die Kaiserin war darüber böse und ward es noch mehr, als ich ihr sagen ließ (denn die Unterhandlungen dauerten länger als ein Jahr), daß ich umso fester entschlossen sei, das Bildnis zu behalten, als es das Pfand ihres letzten Sieges sei. Wir waren nämlich damals gerade bei Torgau geschlagen worden[66]) (1760).

* * *

Ich war zu jener Zeit trunken von Vergnügungen, Festen, Überraschungen und Lebenslust. Man stelle sich meine Gefühle vor, als ich den Zauberort Versailles verließ, um meinen Vater in Baudour aufzusuchen. Ich fand ihn, mitten im Winter, in einem großen, schlecht beleuchteten Zimmer, gichtkrank, zwei Schwarzdrosseln als Braten verzehrend. Er erzählte mir, daß er in seiner Pariser Zeit immer den Balkon des Opernhauses besucht hätte, weil es dort vornehmer sei. „Auch ich sitze dort,“ erwiderte ich, „neben dem Gesandten des Königs von Neapel.“ „Sehr gut,“ entgegnete er, „ich kenne den Platz.“ Aber anstatt die Oper zu besuchen, trieb ich mit Letorières und anderen jungen Leuten meines Alters in drei Theatern ungeheuren Unfug. Dort konnte man sich nämlich zeigen, denn damals gab es noch

auf der Bühne Bänke für vornehme Zuschauer. Jung, übermütig, prunkliebend, mit allen möglichen Launen behaftet, hatte ich in Paris eine Unmenge von Wechseln unterschrieben, deren Tragweite ich nicht kannte. Ich wollte immer nur Geld haben. Diese Wechsel trafen fast gleichzeitig mit mir bei meinem Vater ein. Ich verließ ihn sehr rasch, um zur Armee zurückzukehren. Übrigens hätte ich gar nicht Zeit gehabt, lange bei ihm zu verweilen. Er empfing mich, wie gewöhnlich, sehr ungnädig und fragte mich, ob ich nicht über seine Freigebigkeit erstaunt gewesen wäre. Er hatte mir nämlich fünfzig Louisdor gesandt. „Gewiß," antwortete ich, „ich habe sogar genug Geld gehabt, um die Post bis hieher zu bezahlen." In Wahrheit hatte ich nur drei- bis viertausend Louis hinzugefügt und für alle möglichen Tollheiten ausgegeben. Solange als möglich verbarg ich vor meinem Vater meine zwei rosenfarbig gekleideten Läufer in ihren reich mit Gold gestickten Gewändern, meine Husaren und meine Neger. Aber er entdeckte doch jeden Tag einen von ihnen.

* * *

Trotz der wunderbaren Veränderung, die der Tod meines Vaters[67]) in meiner Lage hervorrief, schmerzte mich sein Hinscheiden unendlich. Dieser Vorfall übte die tiefste Wirkung auf mich und entlockte mir bittere Tränen. Der Vater hatte mich eines Tages mit irgend einer Angelegenheit betraut. Dabei geschah es fast zum erstenmale in meinem Leben, daß er gütig zu mir sprach und meinte, die Sache kümmere mich jetzt schon mehr als ihn, denn... Über dieses „Denn" brach ich in Weinen aus.

Als ich zum Obersten seines Regiments[68]) ernannt wurde, meldete ich ihm dies. Hier seine Antwort: „Sie, mein Herr, zum Sohne zu haben, war mir Unglück genug. Jetzt trifft mich das weitere Unglück, Sie zum Obersten zu haben." Ich antwortete ihm ehrfurchtsvoll: „Durchlaucht! An dem einen und dem anderen bin ich unschuldig, und wegen des zweiten Unglückes müssen sich Eure Durchlaucht an den Kaiser halten." Er hatte

von mir, gleich wie von seinen anderen Regimentskommandeuren, einen respektvollen Einführungsbrief gefordert. Mein Vater hat mir niemals ein gutes Wort gegeben oder gar seine Zufriedenheit mit der Ehre ausgedrückt, die ich seinem Namen und dem Regiment gemacht hatte. Er hatte sich nicht um mich gekümmert, als ich an den Blattern krank lag, und mich vom Hause weggejagt, obwohl ich zweimal versuchte, ihn zu sehen. Dies geschah einige Zeit vor meiner Reise zur Krönung in Frankfurt (1764). Vor seinem Tode wiederholte sich dies bei meinen Reisen nach Rußland und Italien.

Dennoch vergaß ich seiner Härte in dem Augenblicke, wo man sich nur mehr der guten Taten entsinnt, die man gesehen oder rühmen gehört hat. Ich bedachte seine große Tapferkeit im Kriege und seine große Stellung bei Hofe. Hätte er es nur gewollt, ich hätte ihn zärtlich geliebt. Selbst Maria Theresia erlustigte sich an meiner Furcht vor dem Vater. Als ich mich eines Tages lärmend mit ihren Hofdamen unterhielt, erschreckte sie mich durch den Ruf: „Er ist hier!“

* * *

Während eines Zerwürfnisses mit dem Wiener Hofe hatte man mich in Frankreich aufgefordert, das Kommando eines deutschen Regimentes zu übernehmen. Außerdem verhieß man mir ein Gouvernement, das blaue Band und den Rang eines Generalleutnants. Herr von Choiseul[69]) sagte mir: „Ich werde Ihnen das alles geben, aber Sie machen einen Unsinn. Glauben Sie mir, bleiben Sie bei den Ihren, Sie sind gegen Ihren Hof nur verstimmt, aber Sie grollen ihm nicht.“ Er hatte recht. Ich söhnte mich aus, und alles war erledigt. Dies mahnt mich an einen anderen gleichartigen Vorschlag, der gleichfalls scheiterte. Auch Prinz Heinrich[70]) hatte mir durch den verstorbenen König von Preußen glänzende Versprechungen machen lassen. Nach dem Tode seines Oheims wäre ich in preußischen Diensten ebenfalls Generalleutnant, Gouverneur von Stettin usw. geworden. Beide Pläne wurden ohne mein Hinzutun gefaßt.

Man hat mich immer und überall gut behandelt, und ich habe in verschiedenen Ländern Angenehmes erfahren. Ich habe sechs oder sieben Vaterländer. Das Reich, Flandern, Frankreich, Österreich, Polen, Rußland und beinahe auch Ungarn, denn dort gebührt jenen, die gegen die Türken kämpfen, das Indigenat. Dieses werde ich vom nächsten Landtag erhalten.

* * *

Eines Tages habe ich im Felde bei Nacht den Tagskorporal gespielt. Ich lud alle Welt zum Speisen bei den Generalen, die niemals zu Hause aßen. Man erwartete sie und hoffte auf ihre Heimkehr. Es kam aber nur der Marschall Lacy, der bloß auf ein Dutzend Gäste gerechnet hatte, nun aber ihrer sechzig antraf. Er schrieb die Schuld an dem Mißverständnis seinen Adjutanten zu, die, ungeschickterweise, jeder für sich seine Freunde gebeten hätten. Diese wieder tadelten den Marschall, weil er so viele Leute aufgefordert hätte. Jedermann fühlte sich unbehaglich, alles war hungrig, schlecht bedient und übler Laune. Um vier Uhr früh verließ man das Zelt, verstimmt über den Geiz und die vermeintliche Unliebenswürdigkeit des Generals.

* * *

Eines Tages ruft Lacy, ohne Hoffnung auf Erfolg, einer preußischen Husarenfeldwache zu: „Zehn Dukaten, wenn Du desertierst!“ Der Husar kommt im Galopp auf uns zu, obwohl er von seinem Kameraden angeschossen wird. Er erzählt was er weiß, und Lacy entlohnt ihn für seine Meldung, die ihr Geld nicht wert war. Was sollte man aber nun mit dem Burschen anfangen? Der General schlägt ihn mir als Diener vor. Der Mann stahl, war furchtbar raufsüchtig und so gefährlich, daß ich ihn des Nachts bei der Rückkehr ins Lager vor mir gehen ließ und die Hand an der Pistole hielt. Ich vermochte niemals, einen Menschen aus meinem Dienst zu entlassen. Glücklicherweise beging der Kerl einen Mord, desertierte und befreite mich so von seiner Gegenwart.

* * *

Mein armer Kopf ist unablässig beschäftigt, aber stets nur mit dem Augenblick, dem ich immer alles geopfert habe. Eines Tages, im Felde, wollte ich möglichst früh in einem Schlosse in der Grafschaft Glatz eintreffen, wo ich eine Liebschaft unterhielt. Um meinen Postillon anzuspornen, versprach ich ihm, auf eine Rente von acht Dukaten, die Miete für ein Haus, zu verzichten, wenn ich einst Herr der Güter meines Vaters würde. Zum Dank dafür machte er meine Pferde fast hin. Aber ich kam zur vorgeschriebenen Minute an und fand noch vor Tisch Zeit, einige Worte zu wechseln. Mein Versprechen habe ich gehalten.

* * *

Bei meinem ersten Prager Liebesabenteuer gab es folgende Episoden: Ein durchgefeiltes Gitter in einem klösterlichen Sprechzimmer, ein Stelldichein auf einem meilenweit entfernten Maskenball, dann Rückkehr zu Pferde in meine Garnison in Domino und venezianischer Kappe. Diese Vermummung hätte mich vor dem Erkanntwerden schützen sollen, erzielte aber das Gegenteil. Dann folgten Abende, wo ich als Frau verkleidet in das Kloster eindrang, es gab Briefe, Eifersucht der Dame, Verzweiflung auf meiner Seite, eine Duellforderung durch einen kleinen Prinzen J. — Eines Tages trug ich einen weiten englischen Mantel, um mich in das Stift einschleichen zu können. Da verfolgten mich alle Spitzbuben des Viertels und spotteten meiner Verkleidung. Das Lustigste aber war das Erscheinen meines Nebenbuhlers am Tage, wo ich seine Forderung zum Duell erwartete. Er kam wirklich nach zwei Stunden, begleitet von zwei oder drei Freunden, um sich zu entschuldigen, meine Verzeihung zu erlangen und mir als Freundschaftsbeweis die Einladung zu einem vorzüglichen Nachtessen zu überbringen. Um dieses Fest wäre ich sonst gekommen.

Ein anderes Mal begab ich mich in Wien in den Garten des Fürsten Montecuccoli[71]). (Dieser gehört jetzt dem Fürsten Razumowski[72]).) Ich fuhr sehr rasch an einem Kirchlein vorüber, ohne zu ahnen, daß sein kleiner Heiliger eine Prozession

heranlockte, die gerade aus einer Seitengasse herauskam. Ein erboster Wallfahrer hielt die Vorauspferde im Laufe an und brachte sie fast zu Falle. Ein anderer warf sich auf meinen Postillon, und ein noch Frömmerer prügelte ihn. Ich rief dem Kutscher zu: „Fahr' zu, zum Teufel!" Diese Worte waren in der Anklage gegen mich enthalten und hätten mich fast um meinen Offiziersrang gebracht. Mein Postillon hieb auf die Pferde ein, man ließ die vier Tiere aber nicht vom Fleck. Die zornigen Wallfahrer griffen in die Räder, um vielleicht auch mich zu prügeln. Ich sprang aus dem Wagen, und da ich unglücklicherweise keinen Stock mithatte, verjagte ich die ganze Prozession mit dem Degen in der Hand. Der Priester war allein an seinem kleinen Altar geblieben, und ich setzte meine Fahrt fort.

Zwei Tage später ist der Teufel los: Geistlichkeit, Bürgerschaft, Polizei, Gerichtspersonen, dreißig Klageschriften. Der Marschall Neipperg[73]) läßt mich kommen. „Was haben Sie getan," sagt er. „Derlei durfte man sich früher erlauben, aber nicht jetzt. Selbst Karl VI.[74]), der Gestrenge, hat darüber gelacht, als er erfuhr, daß die Prinzen Eugen, Commercy[75]) und Vaudemont[76]) wegen Lärmens in den Straßen auf das Polizeihaus gebracht worden waren. Aber eine Prozession! Die Kaiserin... Sie sind verloren. Gehen Sie zu Herrn von Schrattenbach[77])." „Fällt mir nicht ein," erwiderte ich, „ich werde vielleicht mit ihm darüber reden, wenn ich ihm begegne. Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Feldmarschall. Ihre gewohnte Güte und das Interesse an mir, selbst in diesem Augenblick, sichern Ihnen meine Ergebenheit und meinen Dank." Die Sache verschlimmerte sich. Mehr noch als meine Kassation fürchtete ich eine Strafpredigt der Kaiserin. Im Theater sehe ich einen dicken Polizeigewaltigen, der eben seine Loge betritt. Ich folge ihm und erzähle die meiner Dienerschaft und mir angetane Beschimpfung, die Mißhandlung meiner Pferde und meines Postillons und die Drohungen gegen mich. Seine Exzellenz erwidert mir, man hätte Recht gehabt. Meinen Kutscher hätte man getrost töten dürfen, ja vielleicht sollen. Ich gerate in Zorn, und Seine Exzellenz verlangt weitere Einzelheiten. Ich gebe sie, und

DER FÜRST VON LIGNE IN SEINER EQUIPAGE
VOR DEM AUGARTEN IN WIEN.

Seine Exzellenz sagt mir, daß man die Wahrhaftigkeit meiner Darstellung nicht beurteilen könne. Ich gerate in Wut und sage mit dem ganzen Leichtsinn und Zartgefühl meiner Jugend: „Glauben Sie sofort, was ich Ihnen sage!“ Dabei mache ich Anstalten, ihn in das Parterre hinunterzuwerfen. Nun scheint Seine Exzellenz mir zu glauben, und die Angelegenheit ist beigelegt.

* * *

Eines Tages sind auf der Post in Augsburg keine Pferde zu haben. Ich langweile mich und gehe in eine verrufene Schänke, den gewöhnlichen Schlupfwinkel der preußischen Werber. In meiner Gesellschaft befinden sich die Oberste Schorlemmer[78]) und Clerfayt[79]), die ich in ein Übungslager Josephs II. geleite. Ich sehe, wie zwei preußische „Liebhaber“ mich beobachten. Dies galt nur meiner Gestalt von fünf Schuh und zehn Zoll, denn meine Jugendblüte war vorüber. Man bietet mir fünfzig Dukaten als Handgeld, und ich nehme unter der Bedingung an, daß man auch die zwei anderen anwerbe. Schorlemmer, ein schöner Mann, findet Anwert, Clerfayt aber bezeichnen sie mit Recht als zu häßlich. Ich lache schließlich, die Werber tun dies nicht und wollen mich mitführen. Da man mich auf der Post erkennt, bin ich glücklicherweise gerettet.

Andere Beispiele: In Lüttich gab ich mich in der Herberge für einen vom Papst entsendeten Kardinal aus, der gekommen sei, um dem Fürstbischof[80]) ob der Ungebundenheit seiner Sitten Vorhalte zu machen. Der Fürstbischof wäre aus Angst und wegen des Skandals in den Zeitungen fast gestorben. Er beschwerte sich schriftlich beim Prinzen Karl über meine Aufführung. Da kam er aber an den Unrechten, denn der Statthalter lachte über das Abenteuer wie verrückt.

Beim Tode meines Vaters war ich darüber gekränkt, weder sein Regiment, noch sein goldenes Vließ zu erhalten. Ich schrieb deshalb an Herrn Nény, den die Kaiserin scherzend meinen bei ihr beglaubigten Gesandten nannte. In dem Briefe hieß es: „Ich bin in einem Land geboren, wo es keine Sklaven gibt, und ich

werde es verstehen, meine geringen Verdienste und mein Vermögen anderwärts zur Geltung zu bringen.“ Die Kaiserin las diesen Brief und geriet über diese Worte in hellen Zorn. Sie entbietet ihren Herrn Sohn zu sich, den Marschall Lacy und den Fürsten Wenzel Liechtenstein[81]), meinen Onkel. Und nun wird über mich Kriegsrat gehalten. Der König, damals noch härter als später, obwohl er die Härte zum System erhoben hatte, schlug vor, mich wegzuschicken, anstatt mein Entlassungsgesuch abzuwarten. „Denn,“ meint er, „sonst erhalten wir den Abschied, wenn wir ihn beim Wort nehmen. Kommen wir ihm zuvor und schicken wir ihn weg.“ Mein Onkel, der auf meine Kosten den Römer spielen wollte, schlug vor, mich in eine Festung zu sperren, um mir richtiges Benehmen gegen meinen Herrscher beizubringen. „Und Sie, Herr Feldmarschall?“, fragt die Kaiserin. „Ich werde noch strenger sein,“ erwidert Lacy, „als der König und der Fürst. Die zwei Bußen sind nicht schwer genug für seine Verbrechen. Ligne wird demnächst nach Wien kommen. Eure Majestät müssen den Kopf abwenden, wenn er Ihnen die Hand küßt, und ihn während der drei Monate seines Aufenthaltes in Wien keiner Ansprache würdigen.“ Dies tat Maria Theresia so offensichtlich, daß sie, wie ich glaube, einmal über sich selbst lachen mußte. Ich willigte schließlich darein, wieder Dienste zu nehmen, an denen mir in Friedenszeiten allerdings nicht viel lag. Auf die Gefahr hin, daß die Kaiserin wiederum den Kopf von mir wende oder mir gar den Rücken zeige, dankte ich für die Verleihung einer Brigade in einer guten Garnison. Statt einer vernichtenden Miene oder eines bösen Wortes sprach sie gnädig zu mir: „Es ist an mir, Ihnen dafür zu danken, daß Sie mir jetzt im Frieden ihre Freiheit opfern, nachdem Sie mir im Krieg Ihr Leben geweiht haben.“

* * *

Ich weiß, daß ich immer gegen alles gleichgültig war. Hätte ich mich richtig eingesetzt, so wäre ich mit zwanzig Jahren Oberst der Ligne-Dragoner gewesen, die den Sieg von Kolin[82]) erfochten.

Ich hatte die Schlacht mitgemacht, und mein Onkel war eben gestorben. Aber ich haßte schon damals die Intrigue, und eine solche wäre es gewesen, wenn in Wien für mich gewirkt worden wäre, oder wenn ich an die Kaiserin geschrieben hätte. Aber ich wäre mit dreißig Jahren Feldmarschall gewesen.

Die Geliebte des Kaisers Franz entzog mir ihre Gunst und wollte mich darüber durch die Aufstellung einer berittenen wallonischen Garde trösten. Ich beschäftige mich mit der Uniform: Rote Röcke, gelbe Samtaufschläge, Silberstickereien, Pferde, Mützen und Zuschnitt der Uniformen nach englischem Muster. Meine jungen Leute wären schön gewesen wie Engel. Ich halte die Betrauung für gesichert und berühme mich ihrer. Weiter aber tue ich nichts. Die Fürstin wieder meint, daß ich die Angelegenheit betreibe. Niemand denkt aber mehr daran. Auch auf diese Weise wäre ich mit dreißig Jahren Feldmarschall gewesen. Jetzt bin ich doppelt so alt, bin es noch immer nicht und lache darüber.

Dummheiten waren nur einem Genie, wie etwa La Fontaine, erlaubt. Ich habe oft dumme Streiche begangen, wie zum Beispiel den folgenden:

In den ersten Zeilen eines Briefes der Kaiserin lese ich die Verleihung des von mir angestrebten Gouvernements an einen anderen General. Ich schicke dem Glücklichen die Mitteilung nebst meinen Glückwünschen. Sofort bedankt er sich bei Hof und bei mir. Dann aber lese ich weiter: „Sprechen Sie zu niemandem darüber, es hat sich eben etwas geändert und ich glaube, das Sie die Stelle erhalten.“ Die Danksagungen treffen pünktlich in Wien an jenem Tage ein, wo meine Ernennung hätte abgehen sollen und ich, ich erhalte als Belohnung für meine liebenswürdige Überstürzung und Schwatzhaftigkeit — nichts.

* * *

Ich war stets unerfahren und ungeschickt in allen Geldsachen und litt beständig Angst, irgend jemanden zu kränken. Dies brachte mich dazu, die einen zu beschenken und mich von

anderen bestehlen zu lassen. Eines Tages zählte ich unter meinen Leuten gleichzeitig vierzehn Friseure oder ähnliche Diener. Man nannte sie Kommissionäre. Sie waren sehr eifrig bestrebt, in meinen Dienst zu treten, dann aber waren eigentlich sie die Herren und ich ihr Diener. Sie nahmen auch ihrerseits sofort wieder Helfer auf, aber ich war darum nicht im mindesten besser bedient.

* * *

So oft ich aus Eitelkeit gesündigt hatte, wurde ich hiefür bestraft, und es geschah mir recht. Bei einem Ausgleich mit einem kleinen Verwandten aus der Provinz habe ich auf hunderttausend Taler verzichtet. Daran waren die Bitten, die Besuche und die Huld des Herzogs von Bouillon schuld, der mit jenem ebenfalls verwandt war und ihn liebenswürdig fand. Drei Tage lang sprach man von meiner Selbstlosigkeit. Ich rechnete auf eine längere Dauer dieser guten Meinung und hoffte, daß ganz Paris wenigstens sagen würde: „Das ist der Edelmütige, der diesen jungen Mann nicht durch den Zwangsverkauf seines Landgutes zugrunderichten wollte.“ Das ganze war sehr bald vergessen, und der junge Mann vergaß es natürlich als erster. Die vernünftigen, vorausblickenden Leute gaben mir Unrecht, und schließlich sprach man überhaupt nicht mehr darüber.

* * *

Ich weiß nicht mehr recht, warum ich die Freundschaft der Madame du Barry[83]) nicht ausgenützt habe, bevor sie mich liebte. Ich wies es aus Zartgefühl zurück, mich in einer wichtigen Prozeßsache an sie zu wenden. Als sie eines Tages bei ihrer Toilette in Gegenwart des Königs von mir eine Denkschrift über den Streitfall verlangte, erwiderte ich, daß ich diese Herrn La Croix, ihrem Friseur, übergeben würde, um daraus Haarwickel zu machen, denn dies sei, wie ich glaube, das einzige Mittel, ihr eine Angelegenheit gründlich ins Gedächtnis zu prägen. Sie lachte darüber und der König auch. Er wiederholte die Geschichte

GRÄFIN DU BARRY.

zwanzigmal nacheinander, denn er machte mir stets den Eindruck einer von Federn bewegten Puppe. Im Interesse der Freunde meiner Freunde, der Choiseul, an denen mir aber nicht viel gelegen war, ging ich erst wieder einige Monate vor dem Tode des Königs zu Madame du Barry.

Damals lag Ludwig XV. auf dem Tode. Die Höflinge der Madame du Barry verließen sie selbstverständlich. Ich aber, der sie fünf oder sechs Jahre lang vernachlässigt hatte, wich ihr jetzt nicht von der Seite und sagte ihrem berühmten Schwager, dem Lebemann du Barry[84]): „Der Spaß ist aus, jetzt können Sie abreisen.“ Er aber antwortete mir in seiner drolligen, provinzialen Redeweise: „Warum soll ich abreisen? Wenn man mich ärgert, mache ich aus dem Königreich eine Republik.“ Das hörte sich an wie ein unmöglicher Scherz, aber der Zufall hat ihn wahr werden lassen, und zwar durch Leute, die größere Spitzbuben, aber weniger geistvoll waren als du Barry.

Der junge König erfuhr, daß ich der Königin einen Brief der du Barry überreicht hatte, durch den sie um Regelung ihrer Angelegenheiten bat[85]). Sie war dank ihrem Leichtsinn und ihrer Selbstlosigkeit beim Tode des Königs in einer sehr schlechten Lage. Ludwig XVI. sagte mir: „Sie haben da eine sehr schöne Botschaft übernommen.“ Ich erwiderte ihm, daß ich es täte, da es ja außer mir sonst niemand gewagt hätte.

Auf dem Wege nach Versailles fuhr ich stets durch Louveciennes. Die du Barry war immer seelengut und noch vor sieben Jahren eine sehr schöne und umgängliche Frau.

* * *

Nach der Rückkehr Jean-Jacques Rousseaus[86]) aus der Verbannung beeilte ich mich, ihn auf seinem Dachboden in der Rue Plâtrière[87]) aufzusuchen. Während ich die Stiege emporklomm, wußte ich noch nicht, wie ich es anstellen sollte, mich bei ihm einzuführen. Aber, gewohnt, mich meinem Instinkt zu überlassen, der mir immer besser dient als die Überlegung, trat ich ein und schützte einen Irrtum vor. „Was steht Ihnen zu

Diensten?“ frug Jean-Jacques. Ich antwortete: „Verzeihen Sie, mein Herr, ich suche Herrn Rousseau aus Toulouse[88]).“ „Ich bin nur der Rousseau aus Genf“ erwiderte er. „Ah,“ sagte ich, „der große Pflanzensammler. Ich merke das an den vielen Pflanzen und den dicken Büchern hier. Ich denke, diese Bücher taugen mehr, als alle, die man jetzt schreibt.“ Rousseau lächelte fast und ließ mich sein Immergrün bewundern, welches ich nicht kannte, und dann noch alles, was er an getrockneten Blumen zwischen den Blättern seiner großen Bände aufbewahrte. Mit geheuchelter Bewunderung betrachtete ich diese sehr wenig interessante, ziemlich alltägliche Sammlung. Rousseau beugte sich dann wieder mit brillenbewehrter Nase über seine Arbeit und schenkte mir weiter keine Aufmerksamkeit. Ich bat ihn ob meines Irrtumes um Vergebung und ersuchte um die Adresse des anderen Herrn Rousseau. Da ich aber fürchtete, daß er mir sie nennen und damit das Gespräch beendigen könnte, fügte ich hinzu: „Ist es wahr, daß Sie so gut Noten kopieren?“[89]) Darauf legte er mir kleine längliche Hefte vor. „Schauen Sie, wie sauber das alles ist.“ Dann begann er die Schwierigkeiten dieser Arbeit auseinanderzusetzen und seine Begabung für solche Dinge zu schildern. Er sprach etwa so, wie Sganarelle[90]) über die Kunst Scheite zu machen. Die Ehrfurcht vor diesem Manne hatte mich beim Eintreten mit einer Art Schauer erfüllt und behinderte mich an der Fortsetzung einer Unterhaltung, die mir bei längerer Dauer als Betrug erschienen wäre. Ich hatte ja nur einen Freibrief oder einen Grund für mein Kommen finden wollen. So sagte ich ihm denn, daß er die zwei erwähnten minderwertigen Beschäftigungsarten wohl sicherlich nur erwählt hätte, um das Feuer seiner brennenden Einbildungskraft auszulöschen. „Leider“ seufzte er „haben mir die anderen, zu meiner und meiner Mitmenschen Belehrung erwählten Arbeiten nur allzusehr geschadet.“ Ich nannte ihm dann den einzigen Punkt in seinen Werken, über welchen ich mit ihm übereinstimme: die Gefahr der kritiklosen Aufnahme gewisser geschichtlichen und literarischen Kenntnisse durch die große Menge. Da vergaß er seine Noten, sein Immergrün und seine Brillen und sprach so

hinreißend, selbst über Einzelheiten, daß dieses Gespräch vielleicht alle seine Schriften an Tiefe übertraf. Er durchforschte seine Gedankengänge mit einer Gerechtigkeit, die sein einsames Nachdenken und Schreiben sonst nicht aufkommen ließen. Mehrmals rief er dabei aus: „Die Menschen, die Menschen!“ Ich dachte, genügendes Vertrauen gewonnen zu haben, um Widerspruch wagen zu dürfen, und meinte: „Jene, die sich über die Menschen beklagen, sind doch auch Menschen und vielleicht Irrtümern in der Beurteilung ihrer Nächsten ausgesetzt.“ Dies verursachte ihm einen Augenblick des Nachdenkens. Ich fügte noch hinzu, daß ich mir seine Ansichten über das Wohltun und den Wert der Dankbarkeit zu eigen gemacht hätte, gleichwie seine Auffassung über das Gewicht der Dankbarkeit gegen Mitmenschen, die man weder lieben noch schätzen könne. Darüber schien er erfreut. Dann wandte ich mich der Undankbarkeit zu. Da ging er erst recht ins Zeug und stellte die schönsten Lehrsätze der Welt auf; er verbrämte sie mit einigen kleinen sophistischen Einwürfen, denn ich hatte ihn durch die Bemerkung gereizt, daß ich Hume doch nicht allen guten Glauben aberkennen wollte. Er fragte mich nach meinen Beziehungen zu Hume[91]), und ich gestand, daß ich mit diesem einen sehr lebhaften Streit über Rousseau geführt hätte, daß mich aber die Furcht vor Ungerechtigkeit fast immer von einem endgültigen Urteil abhielte.

Mehrmals unterbrach seine häßliche Frau[92]) oder Dienerin unser Gespräch durch abgeschmackte Fragen über seine Leibwäsche oder über die Suppe. Er antwortete ihr mit Milde und hätte auch ein Stück Käse geadelt, wenn er darüber gesprochen hätte. Ich konnte an ihm nicht das geringste Mißtrauen gegen mich entdecken. Allerdings hatte ich ihn von allem Anfange an derart in Atem gehalten, daß er keine Zeit zum Nachdenken über den Zweck meines Besuches finden konnte. Widerstrebend brach ich endlich das Gespräch ab. Nach einem ehrfurchtsvollen Schweigen, während dessen ich die Stirne des Verfassers der Neuen Heloïse betrachtete, verließ ich den Dachboden, der wohl ein Tummelplatz der Ratten, aber dennoch ein Heiligtum

des Genius war. Rousseau erhob sich, geleitete mich zur Türe und forschte nicht einmal nach meinem Namen.

Er hätte ihn auch kaum behalten, denn sein Interesse galt nur Tacitus, Sallust oder Plinius. Da ich zum vertrauten Umgange des Prinzen von Conti gehörte, erfuhr ich vom Erzbischof von Toulouse[93]), dem Präsidenten d'Aligre[94]) und anderen Geistlichen oder Gerichtspersonen, daß diese zwei Arten verkommener Menschen Jean-Jacques keine Ruhe gönnen wollten. Deshalb schrieb ich ihm den Brief, den er sehr unklugerweise von anderen lesen oder abschreiben ließ, und der schließlich, ich weiß selbst nicht wie, in allen Zeitungen abgedruckt wurde. Er kommt in den Werken Rousseaus vor, und zwar in seinem ebenfalls dort abgedruckten Selbstgespräch. Er war auch diesmal geneigt zu glauben, daß das ihm angebotene Asyl eine von mir auf Anstiften seiner Feinde gelegte Falle wäre. Dieser Wahn hatte wohl von dem Gehirn dieses unglücklichen, bedeutenden und schwer erträglichen großen Mannes Besitz ergriffen, aber sein erstes Gefühl bei Empfang meines Briefes war dennoch das richtige. Am nächsten Tag schon stattete er mir selbst seinen Dank ab. Man meldet mir Herrn Rousseau, und ich traue meinen Ohren nicht; er öffnet die Tür, und ich glaube an einen Trug meiner Augen. Ludwig XIV.[95]) konnte selbst beim Empfange der siamesischen Botschaft nicht stolzer sein als ich. Rousseau schilderte mir sein Unglück, seine vermeintlichen Feinde, das ganze gegen ihn verschworene Europa; seine Klagen hätten mir tiefen Schmerz bereiten müssen, wenn er sie nicht mit der ganzen Pracht seiner Beredsamkeit vorgebracht hätte. Ich trachtete, ihn von diesen Dingen auf das Landleben abzulenken. Ich fragte ihn, wie er, der Apostel der Natur, sich mitten in Paris habe ansiedeln können. Darauf versetzte er mir seine reizenden Paradoxen: wie leicht es sich im Gefängnis für die Freiheit schreiben ließe, und wie gut bei Schneewetter Schilderungen des Frühlings gelängen. Ich sprach ihm dann über die Schweiz und bewies ihm dadurch, daß ich einen Teil seiner Werke auswendig wußte. Darüber schien er erstaunt und erfreut, merkte aber, daß mir nur die Neue Heloïse unbedingt gefiele. Vielleicht spürte er auch, daß ich Gemüts-

tiefe besäße, wenn ich danach strebte. Niemals habe ich über so viel Geist (ich glaube auch, es war zum ersten und letzten Male in meinem Leben) geboten, wie während der acht Stunden, die ich im Gespräche mit Jean-Jacques zugebracht habe. Als er mir endgültig mitteilte, daß er alle ihm von Geistlichkeit und Parlament drohenden Verhaftbefehle in Paris abwarten wolle, erlaubte ich mir über seine Art, die Berühmtheit aufzufassen, einige etwas scharfe Äußerungen. Ich entsinne mich der Worte: „Je mehr Sie sich verbergen, Herr Rousseau, desto stärker werden Sie sichtbar sein, und je ängstlicher Sie die Mitmenschen fliehen, desto mehr gehören Sie der Allgemeinheit."

Seine Augen glichen Sternen, der Geist strahlte aus seinen Blicken; er elektrisierte mich.

Ich weiß, daß ich ihm schließlich mit nassen Augen zwei- oder dreimal sagte: „Seien Sie glücklich, seien Sie glücklich, auch wider Ihren Willen. Wenn Sie schon den Tempel nicht bewohnen wollen, den ich Ihnen auf meiner reichsunmittelbaren Herrschaft erbauen lassen will, wo es weder ein Parlament noch Geistlichkeit, wohl aber die feinstwolligen Lämmer der Welt gibt, so bleiben Sie in Frankreich. Wenn man Sie, wie ich hoffe, in Ruhe läßt, so verkaufen Sie Ihre Werke, erwerben Sie ein hübsches kleines Landhaus in der Nähe von Paris, öffnen Sie einigen Ihrer Bewunderer Ihre Türe, und alsbald wird man nicht mehr von Ihnen sprechen."

Ich glaube, daß dies seinen Absichten nicht entsprach, denn er wäre von Ermenonville weggegangen, wenn ihn nicht dort der Tod überrascht hätte. Gerührt und überzeugt von meiner Begeisterung und Bewunderung erwies er mir mehr Interesse und Dankbarkeit, als er sonst aufbrachte. Sein Scheiden hinterließ in mir eine Leere, wie das Erwachen aus einem schönen Traum.

* * *

Mein Brief an J. J. Rousseau.

Ich bin Ihr Besucher von neulich, mein Herr! Ich wiederhole diesen Besuch nicht, wenn ich auch vor Sehnsucht sterbe, es dennoch zu tun. Aber Sie haben ja für Übereifrige und Übereifer nichts übrig. Überlegen Sie meine Vorschläge. Bei mir zu Hause kann man nicht lesen, Sie werden dort deshalb weder der Verehrung noch der Verfolgung ausgesetzt sein.

Ich werde Ihnen die Schlüssel zu meiner Bibliothek und meinen Gärten übergeben, und Sie werden mich, nach Belieben, sehen oder nicht. Ganz allein werden Sie ein sehr kleines Landhaus bewohnen, eine Viertelmeile weit von dem meinen. Dort können Sie pflanzen, säen und tun, was Ihnen gefällt. Jean-Baptiste[96]) und sein Geist sind nach Flandern gegangen, um dort zu sterben, aber er machte ja nur Verse. Mögen Jean-Jacques und sein Genius nach Flandern kommen, um dort zu leben. Möge es auf meinem Grund und Boden, oder eigentlich auf dem Ihren sein, wo Sie fortfahren, vitam impendere vero. Wenn Sie noch größere Freiheit wünschen, so verfügen Sie getrost über einen kleinen mir gehörigen Erdenwinkel, der gar niemandem untertan ist. Aber der Himmel ist dort schön und rein, und der Ort liegt bloß achtzig Meilen weit von hier. Dort gibt es weder Erzbischöfe noch ein Parlament, aber die besten Schafe der Welt.

Auf dem anderen Wohnsitze, den ich Ihnen anbiete, halte ich Bienen. Wenn Sie diese lieben, können sie dort bleiben. Wenn Sie sie nicht lieben, werde ich sie wegschaffen lassen. Der Freistaat der Bienen wird Sie besser behandeln, als der von Genf, dem Sie soviel Ehre gemacht haben, und dem Sie so reichen Segen hätten bringen können.

Ich teile Ihre Abneigung gegen Throne und Gewaltherrschaft. Sie werden niemanden beherrschen, aber auch Sie werden von niemandem beherrscht sein. Wenn Sie, mein Herr, meine Vorschläge annehmen, werde ich Sie abholen und selbst in den Tempel der Tugend geleiten. So nämlich soll Ihre Heimstätte heißen, aber wir werden sie öffentlich nicht so benennen; denn ich werde Ihrer Bescheidenheit alle Triumphe ersparen, die Sie verdienen.

Wenn Ihnen, mein Herr, dies nicht paßt, so will ich nichts gesagt haben. Ich werde Sie nicht mehr wiedersehen, aber ich werde fortfahren, Sie zu lesen und zu bewundern, ohne es Ihnen zu sagen.

* * *

Wer hat es vermocht, die unglückliche Königin Marie Antoinette[97]) täglich zu sprechen, ohne sie zu lieben? Dies habe ich erst gefühlt, als sie mir sagte: „Meine Mutter findet es unpassend, daß Sie so lange in Versailles bleiben. Reisen Sie auf ein paar Tage in Ihre Garnison und schreiben Sie von dort einige Briefe nach Wien, damit man weiß, daß Sie bei Ihrer Truppe sind. Und dann kommen Sie zurück." Diese Güte, dieser Zartsinn und noch mehr der Gedanke, die Königin vierzehn Tage nicht sehen zu können, entlockten mir Tränen. Die Königin merkte dies nicht, denn ihr entzückender Leichtsinn hielt ihr Liebeshändel hundert Meilen weit fern und ließ sie meine Rührung nicht merken. Da ich nicht an Leidenschaften glaube, von denen man weiß, daß sie niemals gegenseitig werden können, heilten mich diese vierzehn Tage. Jetzt erst gestehe ich mir selbst ein, was ich niemals irgend jemandem eingestanden hätte, aus Angst, lächerlich zu werden.

Und doch, wie gefährlich hätte dieses Empfinden, das seither der lebhaftesten Freundschaft Platz gemacht hat, dieser reizenden Frau werden können, hätte sie überhaupt jemals verbotene Gefühle gehegt! Mit welchem Ekel gewahrte ich, wie man ihr in Paris und dann in ganz Europa den Herzog von Coigny[98]), den Grafen von Artois[99]), Herrn von Lambertye[100]), Herrn von Fersen[101]), den Prinzen Georg von Darmstadt[102]), den Herzog von Dorset[103]), Herrn Conway[104]), einige andere Engländer, ebenso dumm wie dieser, und zwei oder drei recht einfältige Deutsche usw. usw. als Liebhaber angedichtet hat.

Ich habe an der Königin nie etwas bemerkt, was nicht den Stempel der Anmut, der Güte und des Geschmackes getragen hätte. Sie roch einen Intriganten auf eine Meile und verachtete jede Art von Anmaßung. Deshalb bevorzugte sie die ganze

Familie Polignac[105]) und deren Freunde, das heißt Valentin Esterházy[106]), den Baron Besenval[107]), Vaudreuil[108]), Ségur[109]) und mich.

Als die Königin und die Gräfin Jules[110]) noch ganz jung waren, schaute ich ihnen einmal beim Billardspiel zu. Sie begannen darüber zu streiten, welche von beiden wohl die Stärkere sei. Die Königin behauptete, sie wäre es. — „Weil Sie die Königin sind," sagte ihre Freundin. — „Glauben Sie mir, balgen Sie sich ernstlich," riet ich, „dann werden Sie sehen, wer die Stärkere ist." — „Gut, wenn wir raufen," sagte die Königin, „was werden Sie dann machen?" — „Oh," erwiderte die Gräfin, „ich werde sehr viel weinen, ich werde weinen, ich werde noch weinen, aber ich werde mich trösten, denn Sie sind eine Königin." — Das hat ihr Benehmen in anderen, ernsteren Zeiten bewiesen, denn die Gräfin Jules haßte den Hof und blieb nur aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit dort. Niemals hat es tugendhaftere und selbstlosere Menschen gegeben als die ganze Familie Jules. Die Gräfin Diana[111]) war diejenige, welche ein wenig Bewegung in die Gesellschaft brachte. Es hätte aber mehr von diesem Temperament bedurft; denn aus Angst vor Unannehmlichkeiten und Klatsch war es bei Hof etwas zu langweilig. Wer würde wohl glauben, daß jemand*), der die Königin und die ganze Familie Jules mit gleicher Freundschaft liebte, aus Leichtfertigkeit die Ursache einer der boshaften Verleumdungen dieser unglücklichen Herrscherin wurde? Dieses Gerede fand auch seinen Weg ins Volk.

Plötzlich erhob sich in Fontainebleau ein Sturm gegen die Freundschaft der Königin mit Frau von Polignac. Der Chevalier von Luxembourg hatte einen großen Plan ausgeheckt, um die Herzogin zu entfernen. Er befürchtete den Einfluß ihres klugen kleinen Kopfes und ihres ausgezeichneten Herzens auf die Königin.

---

*) Dieser „Jemand" war, wie man leicht errät, der Graf von Artois. Da der Feldmarschall Ligne noch bei Lebzeiten dieses Fürsten schrieb, hat er seinen Namen, der ursprünglich im Manuskript gestanden hatte, ausgestrichen. (Anmerkung im französischen Originale.)

J. G. Haid Sculp. Vienne 1774.

MARIE ANTOINETTE
ARCHIDUCHESSE D' AUTRICHE.
REINE DE FRANCE ET DE NAVARRE
Née à Vienne le 2. Novbre 1755. Zu finden bey Artaria Comp. in Wien.

KÖNIGIN MARIE ANTOINETTE.

Eines Tages sagte Frau von Polignac zur Königin: „Wir haben uns noch nicht lieb genug, um unter einer Trennung allzu stark zu leiden. Aber ich fühle das jetzt schon nahen, und bald werde ich nicht mehr ohne Sie sein können. Kommen wir dem zuvor, lassen Sie mich fort von Fontainebleau. Ich tauge nicht an den Hof, man ist hier zu klug für meinen Geschmack.“ Die Pferde der Frau von Polignac waren schon eingespannt. Die Königin umarmt sie, faßt sie an den Händen, beschwört sie, dringt in sie zu bleiben und wirft sich ihr an den Hals. Durch die halbgeöffnete Türe tritt dieser „Jemand“ ein und erblickt die Szene. Er zieht sich lachend zurück und sagt: „Lassen Sie sich nicht stören,“ und erzählt dann jedermann, er habe zwei Freundinnen in einer verfänglichen Situation überrascht.

Der König, von dem ich hie und da ein wenig Tüchtigkeit erhoffte, den ich sozusagen beschützte und öfter durch irgend ein interessantes Gespräch aufrütteln wollte, hatte eine große Vorliebe für Zoten. Er wußte nur Dummheiten zu sagen oder Jagdabenteuer zu erzählen. Sein Stichblatt waren immer die Conflans[112]), die Coigny und die Freunde der Jules, das heißt der Polignac, die ich immer so nenne, trotz ihres Herzogtitels, aus dem sie sich nicht viel machen.

Im Laufe der Zeit gelang es der Königin, das Benehmen des Königs ein wenig zu verbessern. Seiner Majestät machte es oft Spaß, uns bei seinem Coucher zu quälen. Dennoch besaß er trotz seiner ungehobelten Scherze eine Art von Takt. Eines Tages bedrohte er uns mit seinem blauen Ordensbande und wollte es einem der Anwesenden ins Gesicht werfen. Er hoffte, daß jemand, der wie ich Ohrringe trug, daran hängen bliebe. Bei dieser Szene zog sich der Herzog von Laval[113]) zurück. Der König sagte ihm aber: „Bleiben Sie nur, das geht Sie nichts an.“ Als er mich eines Tages in einem Anfall von Heiterkeit fast erstickte, wurde ich ein wenig böse und ächzte: „Der König berührt mich, Gott heile mich!“ Dieser unwürdige Zustand währte aber nur ein oder zwei Jahre, und Ludwig bezeugte trotzdem häufig jenen öffentlich seine Achtung, die ihrer würdig waren.

Der große Frondeur Créqui[114]) sagte mir eines Tages: „Wollen Sie wissen, was diese drei Brüder sind? Ein dicker Schlosser, ein Schöngeist aus einem Provinzkaffee und ein Stutzer von den Boulevards.“ Die zwei letzteren Titel bezogen sich auf Monsieur[115]), der über ein ausgezeichnetes Gedächtnis, große Bildung und einen reichen Schatz an Zitaten verfügte. Unter dem Stutzer war der Graf von Artois verstanden, der aus seiner Erscheinung Nutzen zog und oft den schönen französischen Prinzen spielte. Dies paßte sehr gut zu ihm, denn ihm eignete ebensoviel Anmut wie Güte und Verläßlichkeit.

* * *

Ich habe mir oft das Vergnügen geleistet, Souveränen gegenüber dickköpfig zu sein, obwohl sie in ihren Späßen häufig despotisch sind. So wollte mich der Graf von Artois einst in Fontainebleau auf die Wildschweinjagd mitnehmen. „Morgen um sieben Uhr!“ sagte er mir. — „Nein, Hoheit, erstens ist mir das zu früh und zweitens will die Königin, daß ich sie auf ihrem Spazierritt zur Croix de Toulouse begleite.“ — „Das will wieder ich nicht.“ — „Es wird dennoch geschehen.“ — „Du wirst mit mir kommen.“ — „Nein, Hoheit.“ — „Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf.“ — „Und ich, daß ich nicht mitkomme.“

Um sechs Uhr morgens erhebt sich vor meiner Tür ein großer Lärm. Der junge Prinz greift an, und ich verteidige mich. Er ruft unsere gemeinsamen Freunde herbei, ich verbarrikadiere mich. Er drückt die Türe ein, zerrt mich aus meinem Bett, feiert seinen Sieg, kleidet mich mit eigenen Händen an und trägt mich fast bis zu dem für mich bestimmten Pferd. Im Augenblick, wo er das seine besteigt und meinen Fuß im Steigbügel sieht, entwische ich. Er wirft sich beinahe vom Gaul herunter und verfolgt mich. Ich verberge mich, und er eilt an meinem Versteck vorüber. Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. Ich eile durch die Küchen des Königs, wo zwanzig Küchenjungen mit ebensovielen Kesseln auf mich Jagd machen, da sie mich für einen Giftmörder halten. Ich durchbreche eine Schar von Sänften-

trägern, die wieder einen Mörder in mir sehen und mir mit ihren großen Traghölzern nachsetzen.

Der junge Prinz verliert meine Spur, und ich finde Zeit zur Überlegung. Ich eile ins Theater und verkrieche mich unter einem Haufen Kulissen. Arbeiter, die die Bühne verlassen, verraten mich. Der Graf von Artois spürt mich auf, entdeckt meine Beine und will mich aus meinem Versteck hervorziehen. Ich entziehe mich ihm, stürze auf die andere Seite und bleibe, während ich mich aus den Kulissen herauswinde, an einem verwünscht großen Nagel hängen, der mir die Wange zerreißt. Ich bin blutüberströmt, der Prinz ist verzweifelt. Er tröstet mich, umarmt mich hundertmal und eilt zu seinen Wildschweinen. Ich bearbeite meine Wunde gehörig mit Salz, reibe sie mit Branntwein ein, binde mein Schnupftuch darüber und suche die Königin auf, die mich erwartet. Ich machte den Morgenritt mit und habe bei größter Kälte, unter heftigsten Schmerzen das gegebene Wort gehalten.

Auf ähnlichen Spazierritten, wo ich mit der Königin trotz des sie umgebenden prächtigen Hofstaates allein war, erzählte sie mir tausend interessante Anekdoten über sich und schilderte mir, wie tückisch man danach strebte, sie in Liebeshändel zu verwickeln. Einmal war es dieses Haus, welches ihre Huld für eines seiner Mitglieder ersehnte, dann wieder die Familie Choiseul, die ihr Biron[116]) zudachte.

Wenn die Marquise de Duras[117]) Wochendienst hatte, begleitete sie uns zu Pferde. Aber wir ließen sie meist bei den Reitknechten zurück, und aus diesem Leichtsinn verstand man es, eines der größten Verbrechen zu machen. Niemals hat Marie Antoinette andere begangen. Sie vernachlässigte bloß langweilige und deshalb unversöhnliche Damen und Herren ihres Hofes.

Aber diese Ausflüge im Bois de Boulogne oder in Verrières, die niemals der Jagd galten, waren zu hübsch, um nicht Neid zu erwecken.

So hat man uns auch unsere reizenden, unschuldigen, Opernbällen gleichenden Nächte auf der Terrasse von Versailles verdorben. Wir plauderten, wir machten Scherze und fielen solchen

auch zum Opfer. An manchen Abenden hing sich die Königin in mich ein und war entzückend und fröhlich. Manchmal gab es auch Musik in den Gebüschen der Orangerie, wo sich sehr hoch oben in einer Nische die Büste Ludwig XIV. befindet. Dieser rief der Graf von Artois häufig ein: „Guten Tag, Großpapa!“ zu. Eines Abends wollte ich mich im Einverständnis mit der Königin hinter der Büste aufstellen, um ihm zu antworten. Ich verzichtete aber auf das Vorhaben, aus Furcht, daß man mir zum Herabsteigen keine Leiter reichen würde, um mich über Nacht dort zu lassen. Viele Bosheiten bereiteten diesem Zeitvertreibe ein Ende, denn es ist offenbar ein Verhängnis, daß man sich bei Hof nicht unterhalten darf.

Dann gab es auch die St. Martins-Bälle im Theatersaal von Versailles, denen nur die königliche Familie und die Truppe des Fräuleins Montansier[118]) anwohnte. Man fand die Gesellschaft zu gut und zu schlecht zugleich, obwohl der ganze Hofstaat des Königs und der Prinzen mit uns war. Einmal richtete eine Maske Verse an die Königin, und auch dies erregte größten Anstoß. So wurde auch auf diese Zerstreuung Verzicht geleistet.

Später, als die Königin nicht mehr ganz jung war, meinte sie, die Opernbälle ebenso getrost mitmachen zu können, wie die geringste Frau ihres Reiches. Aber auch darin hatte sie nicht mehr Glück als anderwärts. Ich glaube behaupten zu können, daß die Königin, angefangen von ihrer Vermählung mit dem gutartigsten aber nicht gerade appetitlichsten Manne des Königreiches, nicht einen wirklich glücklichen Tag genossen hat. Bei ihrer Hochzeitsfeier[119]) fanden bekanntlich fünf- oder sechshundert Menschen den Tod. Die Opernbälle gaben das Zeichen für eine neue Verfolgung. Die Königin sprach dort nur Fremde an, da sie sich nicht verraten wollte. Dennoch wurde sie von den Leuten des Hofes und selbst von Franzosen, die sie höchst selten sahen, immer erkannt. Aus ihrer Vorliebe für die Fremden entsprangen dann sofort tausend Gerüchte über vermeintliche Liebschaften mit Engländern, Russen, Schweden und Polen.

Ich war zuerst gegen die Opernbälle eingenommen. Vor allem wegen des Klatsches und auch deshalb, weil die Königin

immer am Morgen nach den Festen langweilig war. Das war sie sonst nie, aber sie wußte immer so viel von den Masken und ihren Gesprächen zu erzählen, daß es schließlich unerträglich wurde. Hätten wir anderen das gleiche tun wollen, so wären unsere Berichte vergnüglicher gewesen, als ihre vermeintlichen Abenteuer.

Die Königin war reizend, wenn sie in eine Falle geriet, und es war eine Freude, sie verlegen zu machen. Wenn man eines ihrer Worte als zu frei oder bösartig deutete, geriet sie in Zorn, lachte und war noch entzückender.

Eines Tages gab eine Dame des Hofes, deren Liebhaber Gardeoffizier war, einen Ball zu Ehren der Herrscherin. Die Gastgeberin wünschte, daß das Orchester gleich zu Beginn eine lustige Weise spiele. Ich riet zur Melodie, deren Text folgendermaßen anfängt:

„Der Liebste mein
Dient bei des Königs Garden."

Ich wagte diesen Scherz, denn bei Hof ist jedermann in einer Art von steter Trunkenheit, und niemand hat genügend kaltes Blut, um solche Dinge richtig zu deuten. Ich wäre auch aufrichtig betrübt gewesen, wenn ich die Dame oder die Königin gekränkt hätte. Ich hatte sie erschreckt, ergötzte mich daran, und das genügte mir.

Plötzlich fiel ich, ohne es zu ahnen, wegen eines Scherzes bei der Königin in Ungnade. Sie hat später einmal den Vorfall dem Kaiser oder dem König von Neapel berichtet. Bei der Prinzessin von Lamballe[120]) stellte ich mich beim Pharaospiel, wie gewöhnlich, mit meinem schönen Selbstvertrauen hinter den Stuhl der Majestät. Ich vermag nämlich niemals zu glauben, daß man mir grolle. Die Königin sprach nicht mit mir, und ich deutete mir dies als ein Zeichen unveränderter Gunst. Ich richtete einige Worte an sie, die sehr kühl erwidert wurden, ohne daß ich es merkte. Nach dem Spiel machte mich erst Frau von Lamballe darauf aufmerksam. Sie erschrak mehr darüber als ich, und da sie eben so gut wie schön war, versprach sie mir, die Angelegenheit zu ergründen. Am nächsten Morgen berichtete

sie mir. Abends war in Paris ein Ball, und dort erhoffte ich eine Auseinandersetzung mit der Königin. Sie hatte bei Tage meine Niedergeschlagenheit bemerkt und erfahren, daß ich ausnahmsweise das Fest in Paris besuchen wolle. Ihre Güte, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Anmut und der Reiz ihrer Gesellschaft hatten mich nämlich seit mehreren Jahren auf die Hauptstadt verzichten lassen. Ich weiß nicht, wie es geschah, daß Marie Antoinette der Frau von Simiane auftrug, sich für die Königin auszugeben. Sie erzählte ihr einen Teil unseres Zerwürfnisses und versprach ihr in mir ein lohnendes Opfer für einen Maskenscherz. Ich ging in die Falle. Frau von Simiane zeigte mir, gleichsam als Beglaubigungsbrief, ihre schönen Hände. Sie waren schön, aber nicht so schön wie die der Königin. Ich glaube, daß ich im Gespräch mit der vermeintlichen Marie Antoinette vor Erregung sogar weinte, und ich rechtfertigte mich mit aufrichtigster Wärme. Die Maske beruhigte mich und verhieß mir Verzeihung und Wiederherstellung unserer früheren Freundschaft. Ich hielt ihr vor, wie wenig man sich auf Könige oder Königinnen verlassen könne, und verbarg ihr nicht meine Besorgnis, daß sie am nächsten Morgen wieder nur zu sehr Königin sein würde. Zu meiner Beruhigung und als Zeichen unserer Versöhnung bat ich sie, sich am nächsten Abend während des Theaters in Versailles eben so oft wie ich in das rechte Ohrläppchen zu kneifen. Ich wohnte der Vorstellung immer unterhalb der königlichen Loge bei. Am Abend zerriß ich fast mein Ohr, aber die Königin berührte das ihre nicht. Ich nahm Gelegenheit, sie beim Verlassen des Theaters zu sprechen. Sie hielt mich für verrückt und lachte derart, daß sie ihren Groll, der übrigens nicht besonders stark gewesen war, sehr rasch vergaß. Überdies ist ja von der Heiterkeit zur Verzeihung nur ein Schritt. Lachende Menschen verzeihen immer, umso eher eine junge, reizende Königin.

Ich würde das alles nicht niederschreiben, wenn man es jetzt lesen müßte. Aber hundert Jahre später machen diese heute unscheinbaren Kleinigkeiten doch Freude. Ich schließe dies aus meinem eigenen Vergnügen an den Erinnerungen der

Madame de Caylus[121]), den Memoiren der Mutter des Regenten[122]), den Berichten St. Simons[123]) und fünfzig anderer Anekdotenerzähler des französischen Hofes aus dieser Zeit. Es gibt ihrer gewiß noch hundert, die ich übergehe, und die vielleicht noch wertvoller wären.

* * *

Nach einer reizenden, in Gesellschaft des Grafen von Artois nach Rocroy, Spa usw. unternommenen Rundreise erkrankte mein Gefährte in Belœil, wo ich ihm vielleicht dadurch das Leben rettete, daß ich ihn zu einem Aderlaß bewog.

Man hat mich wegen der ihm zu Ehren veranstalteten Feste sehr gelobt. Sie haben fünfzig- oder sechzigtausend Francs gekostet, da er ihnen aber nicht anwohnen konnte, sprach ich ihm gar nicht davon. Ich hatte ein militärisches Fest im Lager einer prächtigen, zur Bewachung des Prinzen anwesenden Kompagnie meines Regimentes geplant; Musik, Gesang und sonstige Schauspiele waren in den verschiedenen Teilen des Gartens vorbereitet. Es fand aber nur eine Beleuchtung der Tempel, Inseln, Gebüsche, Blumen und Bäume meines Parkes statt, und außerdem gab es für mehrere tausend Zuschauer Speise und Trank. Das Übrige mußte unterbleiben. Ich selbst erfreute mich nicht an diesem schönen nächtlichen Schauspiel, das die Dunkelheit in einen strahlenden Tag verwandelte, da die Lampions unsichtbar angebracht waren. Ich verließ den Prinzen nicht für einen Augenblick und fuhr mit ihm, sobald er reisefähig war, in sechzehn Stunden von Belœil nach Versailles. Da Wiedergenesungsfeste meist ebenso langweilig sind, wie die Krankheit selbst, wollte die Gräfin Diana ihm zum Trotz in Montreuil eine solche Feier veranstalten. Die Königin, eine Mitverschworene, geleitet den Grafen von Artois dorthin, und bei seiner Ankunft verfällt er in Schrecken. Der Herzog von Polignac und Esterházy, als Amoretten verkleidet, stürzen sich auf den Prinzen und werfen ihn fast gefesselt in einen Lehnstuhl, über dem sein greulich geklextes Bildnis hing, mit der geistvoll ersonnenen Inschrift: „Es lebe Hoheit, der Graf Artois!“ — Der Herzog von Guines[124]),

als Genius angetan, hielt dem armen Opfer den Kopf. Der Herzog von Coigny trat mir voran und sang dazu: „Jetzt kommt die Freude, jetzt kommt die Freude!“ Ich war als Gott der Freude kostümiert und trug große Flügel wie die Erzengel in einer Dorfkirche. Die Königin, die Damen Polignac, Guiche[125]) und Polastron zeigten sich als Schäferinnen, Delille als Schäfer mit einem Lamm an einem Band. Wir sangen Couplets, fast so dumm, wie der junge auf dem Fauteuil thronende Prinz, der sich wie ein Rasender gegen die Scherze sträubte. Meine Strophen waren voll öder Schmeicheleien über sein Gesicht und andere Dinge, die ihn ärgern mußten. Niemals habe ich etwas Geschmackvolleres gesehen als dieses Fest der Geschmacklosigkeit, das aller gleichartigen Veranstaltungen spottete, nichts Fröhlicheres als die Liebes- und Ehrfurchtsbeweise für den Prinzen, der uns zum Teufel wünschte und anfangs wirklich nicht sicher war, ob die Huldigung nicht ernst gemeint wäre.

Bei unserer Reise nach Rocroy stießen wir auf dem Wege nach Spa bei Tagesanbruch auf etwa fünfzig bewaffnete Bauern. Ich hielt sie für Deserteure. Der Graf von Artois war unbewaffnet wie ich. Im Augenblick, wo wir dies bedauerten, beruhigten uns fünfzig Vivatrufe. Es war eine Schar meiner getreuen Untertanen, von üblem Aussehen aber guter Art, die mich an der Grenze meiner kleinen, reichsunmittelbaren Grafschaft erwartet hatten. Ich wußte nicht, daß unsere Straße dort vorüberführte. Man geleitete uns auf einen Felsen, und wir mußten unseren Wagen so lange halten lassen, bis ich die Huldigung der Geistlichkeit und der Behörden überstanden hatte. Dann setzten wir die Reise fort.

* * *

Ich hatte zweimal geliebt, aber gemeint, viermal zu lieben. Ich dagegen war fünf- oder sechsmal geliebt worden; da ich mich aber nunmehr nur leichter und nichtiger Geselligkeit, vorübergehenden Neigungen, meinen Gärten und der Literatur hingeben wollte, beschäftigte ich meine Augen und Wünsche stärker als mein Herz.

DIE HERZOGIN VON POLIGNAC.

In dieser völligen Gleichgültigkeit gegen die Ereignisse meines Lebens begab ich mich wegen einer Verwundung in die Bäder von Aachen und Spa, wo Leute aus allen Ländern hinkommen, da die Unwissenheit der Ärzte diesen Orten immer neue Gläubige zuführt. Es ist nämlich viel leichter zu sagen: „Werden Sie gesund," als „Ich werde Sie gesund machen."

Ich befinde mich in einem großen Saal, wo ich Einarmige schöne Gesten machen und Stelzfüße zierlich einherschreiten sehe. Namen, Titel und lächerliche Gesichter, Amphibien der Kirche und der großen Welt drängen einander. Hypochondrische Lords spazieren düster umher. Laut lachende Pariser Dirnen treten ein. Sie spielen die Liebenswürdigen und Sorglosen, weil sie es hier zu werden hoffen. Junge Leute aus allen Ländern, die sich für Engländer halten oder Engländer vorstellen wollen, sprechen mit zusammengebissenen Zähnen, sind wie Stallknechte gekleidet, tragen rundgeschnittene, schwarze und schlecht gepflegte Haare. Zwei Judenbärte umsäumen schmutzige Ohren. Französische Bischöfe mit ihren Nichten, ein Geburtshelfer mit dem St. Michaelsorden, ein Zahnarzt mit dem Orden vom goldenen Sporn tauchen auf. Tanz- oder Gesangslehrer in der Uniform russischer Majore, Italiener, als Oberste des Königs von Polen angetan, führen junge Bären aus diesem Land spazieren. Dann erblickt man Holländer, die in den Zeitungen den Wechselkurs suchen, dreißig angebliche Malteserritter, Ordensbänder in allen Farben, rechts, links und im Knopfloch prangend, Ordenssterne aller Formen und Größen, auf beiden Brustseiten getragen, fünfzig Ludwigsritter, alte, von der Promenade zurückkehrende Herzoginnen, die einen großen Spazierstock à la Vendôme in der Hand und drei Finger dicke, rote und weiße Schminke im Gesicht haben.

Im Spielsaal schwindeln einige Marquisen beim Pharaospiel, inmitten eines Berges von Dukaten raffen erbitterte und mißtrauische Gesichter alles Gold an sich, das man zitternd auf einen großen grünen Teppich legt. Ein oder zwei Kurfürsten im Jagdgewand mit kleinen goldenen Litzen und Hirschfängern; einige Prinzen im Inkognito, die aber unter ihrem wirklichen Namen auch nicht mehr Aufsehen machen würden. Einige alte

Generale und Offiziere, die wegen niemals erlittener Verwundungen pensioniert wurden. Russische Prinzessinnen mit ihren Ärzten, Pfalzgräfinnen und Burggräfinnen mit ihren jungen Beichtvätern, Amerikaner, Bürgermeister aus der Umgebung, aus allen Gefängnissen Europas entsprungene Sträflinge, Quacksalber aller Arten, Abenteurer aller Sorten, Geistliche aus allen Richtungen, einige arme irländische Priester als Erzieher junger Leute aus Lüttich, mehrere englische Erzbischöfe mit ihren Frauen, zwanzig Kranke, die ihrer Gesundheit zuliebe wie die Verrückten tanzen, vierzig Verliebte oder Leute, die so tun, als ob sie es wären. Schwitzende und Eilfertige und sechzig Walzertänzerinnen von mehr oder weniger Schönheit, Unschuld, Anmut, Koketterie, Bescheidenheit und Sinnlichkeit.

Dieser Wirrwarr nennt sich ein Frühstück mit Tanz. Der Lärm, das Summen der Gespräche, die laute Musik, die berauschende Eintönigkeit des Walzers, das Hin- und Herfluten der Müßiggänger, die Flüche der Spieler, das Schluchzen der Spielerinnen und der Überdruß an diesem an eine Zauberlaterne erinnernden Treiben vertreiben mich aus dem Saal.

Im selben Augenblick schon werde ich durch einen auf schlechtem Pflaster gerittenen englischen Jagdritt niedergeworfen. Ich raffe mich zusammen und vermeide es mit genauer Not, von etwa zwanzig Spitzbuben, großen und kleinen Herren, getötet zu werden, die auf kleinen holländischen, Schillinge genannten Pferden einhergaloppieren. Ich setze mich nieder und erblicke einige Wassertrinker, die ängstlich und genau die Anzahl der getrunkenen Gläser und zurückgelegten Schritte zählen und sich, allerdings etwas traurig, über die Fortschritte ihres Magens freuen. Einige Damen stoßen zu ihnen. Ich lausche. „Bekommt Ihnen das Wasser, gnädige Frau?“ fragt ein alter Präsident. — „Ja, mein Herr, aber erst seit gestern,“ antwortet sie. — „Verdauen Eure Exzellenz schon besser?“ sagt wieder die Gefragte zum Gesandten eines geistlichen Hofes. — „Ich habe die Ehre, Eurer Exzellenz zu melden,“ erwidert dieser, „daß ich von acht bis zehn Uhr abends schwitze und von zehn bis Mitternacht in Schweiß gebadet bin. Wäre ich nicht für

Seine Gnaden so beschäftigt, so wäre ich mit meiner Kur sehr zufrieden.“ — Ein Engländer sagt: „Ich habe sämtliche Gesetzesvorlagen meines Landes, die mir die Galle erregen, zu Hause gelassen, um nicht mehr von unserer höllischen und händlerischen Politik reden zu hören. Aber statt Wasser zu trinken, saufe ich Punsch wie ein Besessener. Hier sollten alle mindestens Rotwein trinken, wie ich. Gestern war ich mit noch zehn oder zwölf schwerbezechten Engländern beisammen, und heute befinden wir uns prächtig.“ Wäre ich aus Neugier hieher gekommen, so hätte ich an dem Erlebten schon genug gehabt; denn ich hatte Spa in einer halben Stunde kennen gelernt und überdies ganz Europa und fast auch Amerika. Es gibt keine besseren Beobachtungspunkte als Badeorte. Da aber Beobachtungen die Folgen von Säbelhieben nicht zu heilen vermögen, beschloß ich dennoch zu bleiben und betrat, um meine Augen und Ohren auszuruhen, den Weg nach den Bergen.

* * *

Die Gesellschaften, Treibjagden, Feste des Prinzen von Conti[126]) mitmachen zu können, war eine erlesene Freude. Ich wollte ihm meine Erkenntlichkeit durch ein Geschenk beweisen und bemühte mich mit der klugen Auswahl einer in Frankreich seltenen, eigentümlichen Gabe. In einer seinem Wagen nachgebildeten Karosse sandte ich ihm aus Brüssel eine schöne, an Gesicht und Farben einem Rubens gleichende, fünfundzwanzigjährige Dienstmagd und eine Auswahl aller in den Niederlanden berühmten Leckerbissen. Das Mädchen, eine ausgezeichnete Köchin, war unter den Gaumenfreuden verborgen. Sie langt in Contis Schlosse ein, wo man eben spielt und plaudert. Die Ladung wird angekündigt. „Oh, wie geht es dem teuren Ligne?“ forscht man, „wir haben ihn so lieb. Ist er hier? Man erkundige sich nach seiner Ankunft und bringe seine Sendung irgendwo unter...“

Ich wette, daß mich meine Sendung mit der Reise mehr als fünfhundert Dukaten gekostet hatte.

* * *

Ich weilte nicht zur Unterhaltung in Versailles, aber man war dumm genug, mir politische Absichten zuzuschreiben. Das Gleiche widerfuhr mir später auf meiner Reise nach dem Norden. Man fand es natürlich, aber sehr geschickt, derart dem vertrauten Umgang der Königin anzugehören.

Ich habe nur zwei wirklich geistvolle Minister kennen gelernt: Herrn von Maurepas[127]) und Herrn von Cobenzl[128]), den Vater des Botschafters. War jener auch um seine großen Pläne zu wenig besorgt, so hatten beide doch einen weiten Gesichtskreis. Außerdem waren sie sehr fröhlichen Gemütes. Ich nahm das Abendessen immer an Maurepas' Seite, um seinen Erzählungen zu lauschen. Einmal befragte ihn eine Hofdame um Nachrichten über einen eben aus Amerika eingelangten Kurier. Sie wünschte zu wissen, ob ihr Freund dort an einer Schlacht teilgenommen habe. Maurepas sagt seinem Lakaien: „Die Frau Herzogin wünscht Nachrichten vom Kurier zu hören. Sagen Sie ihr, er heiße Frankreich, sei ein wenig übermüdet und zu Bett gegangen." Man richtete bei der Abendtafel ununterbrochen derartige indiskrete Fragen an ihn, die er in gleicher Weise beantwortete. Ein Franzose, dessen geringen Wert er bald heraus hatte, beklagte sich bei ihm, von seinem Kameraden bestohlen worden zu sein. „Mein Herr, ich finde es schön, daß Sie ihm nicht zuvorgekommen sind," war die Antwort.

* * *

Frau von Pully, berühmt durch ihren Geist und ihre Leichtfertigkeit, stellte mir auf einem Ball nach, um mich unter ihre Eroberungen einzureihen. „Das wird Ihnen leicht gelingen," sagte ich ihr. Das Gespräch erwärmt sich, und ich seufze: „Auf morgen denn!" — „Ach, morgen brauche ich Ruhe." — „Also auf übermorgen." — Ich betrete ihr Haus, alle Türen stehen offen, um sich aber hinter mir sofort zu schließen. Auf einem einladenden Sofa und in einem reizenden Negligé entdecke ich eine häßliche, schwarze Gestalt. Ich erschrecke, weiche zurück und klage mich an, schelte mich einen Verbrecher, der ihr die

gebührende Ehrfurcht versage. Ich bitte sie, mir in Anbetracht des Karnevals zu verzeihen, füge hinzu, daß ich unwürdig sei, vor ihr zu erscheinen, und entziehe mich ihren Blicken durch rascheste Flucht. Diesen Zug der Geistesgegenwart hatte ich nicht für mich behalten, und meine Erzählung war Frau von Pully hinterbracht worden. Im nächsten Karneval traf sie mich wieder, nannte mich einen schlechten Menschen und ebenso schlechten Spaßmacher. Sie vergab mir aber wieder in Anbetracht meines Leichtsinnes.

* * *

Der Chevalier von Luxembourg hatte mir Geschmack an der Zauberei beigebracht, und so ward ich denn ein Jahr lang Zauberlehrling. Aber trotz meines Wunsches, in der Magie Wunderbares zu finden, gab ich das Treiben wieder auf, da es nicht gelingen wollte, mich zu überzeugen. Vergebens verbrachte ich Nächte bei einer alten Gräfin Silly, die vor mir behauptete, Geister zu sehen. Fruchtlos bearbeitete mich ein gewisser Chavigny, und mit gleichem Erfolge führte ein gewisser Beauregard in der Nacht vom Gründonnerstag auf Karfreitag mit mir, dem damaligen Herzog von Chartres[129]) und dem Herzog von Fitzjames[130]) fürchterliche Beschwörungen auf. Fitzjames warf beim Unterzeichnen unseres Vertrages mit dem Teufel das Tintenfaß um, und Beelzebub, offenbar erbost über diese Unachtsamkeit, erschien nicht. Der Abbé Beudet oder Budet erteilte mir Tanzunterricht. Eines Tages sagte er: „Morgen kann ich nicht kommen, oh nein, es ist unmöglich.“ Und an seinen Fingern zählend fuhr er fort: „Aber übermorgen habe ich Zeit, denn ich muß inzwischen die Reise nach Philadelphia und zurück unternehmen, wo wir eine Geisterversammlung abhalten.“ — Ich bedaure sehr, den Prophezeiungen des großen Etteilla[130a]) so wenig Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Dieser Hexenmeister war in Paris eingetroffen, und ich führte den Herzog von Orléans[131]) in den vierten Stock, wo der Mann hauste. Er kannte keinen von uns. Zum Herzog von Orléans aber sprach er von Thronen, Revolution, Versailles, der königlichen Familie, dem Satan, ich weiß nicht was noch. Das Ganze steht nur mehr sehr dunkel vor mir.

Ich begreife nicht, daß Cagliostro[132]) mit seiner Erscheinung, seiner Kleidung, seiner Sprache und seinem großen Quacksalberzopf die Menschen hat anführen können. Mir ist er auf den Leim gegangen. Ich habe ihm eine falsche Kranke vorgeführt, der er seinen gelben, bedeutungslosen Wundertrank einflößte. Nachdem er mir die vollbrachte Heilung des ganzen Harems des Kaisers von Marokko erzählt hatte, sagte er mir, daß er bei Zweifeln an der Wirksamkeit seines Heilmittels und am Lager eines Schwerkranken die Augen zum Himmel erhebe (was er auch damals tat), und dabei spreche: „Heiliger Gott, der Du von Rousseau und Voltaire so geschmäht worden bist, in dem Grafen Cagliostro besitzest Du einen treuen Diener, verlasse den Grafen Cagliostro nicht!“ Und Gott half ihm, denn in seinem Vorzimmer erwarteten ihn stets hundert Personen. Diese Geschichte hat sich in Straßburg ereignet.

* * *

Der Herzog von Orléans und ich gerieten einst in Gefahr, Opfer unserer Neugierde zu werden. Eines Tages waren wir hinter zwei jungen Mädchen her, die uns im Tuileriengarten von einander trennten. Wir wollten nur wissen, ob die jungen Mädchen heimlich das väterliche Haus verlassen hätten, oder ob sie Damen von Stande wären. Die beiden Fräulein lockten uns bis in die Champs-Elysées zu einer kleinen Hütte, wo drei junge Leute auffällig ihre Messer ausprobierten und mich um Unterstützung für die jungen Damen baten. Es gelang mir, mein goldenes Vließ, eine goldene Kette und eine diamantenbesetzte Uhr zu verbergen, aber man entlockte mir mit verbindlichen Worten, eines nach dem anderen, ein Dutzend Goldstücke, die ich in meiner Tasche trug.

Ein anderes Mal kam ich sehr spät von einem Nachtessen, wo ich dummerweise mein ganzes Geld verspielt hatte. Um drei Uhr morgens kehrte ich durch Schnee und Kot in meine eine halbe Meile entfernte Wohnung zurück. Ich stieß auf eine Bande von Dieben. Glücklicherweise rettete mich die Schildwache am Pont-Royal, die mir stehen zu bleiben riet, um die

Kerle vorbei zu lassen. Der Posten erzählte mir, daß man den Burschen auf den Fersen sei. Es hätte mir just noch gefehlt, von diesen Leuten meiner Kleider beraubt zu werden.

* * *

Eines Nachts verließen Ségur und ich bei schlechtem Wetter ein Fest der Frau von Polignac. Wir hatten keinen Wagen, und es war auch niemand da, der einen Fiaker hätte holen können. „Machen wir, als ob wir uns duellieren wollten," sage ich, „eine Patrouille der Wache wird uns festnehmen und uns im Wagen zum Kommissär bringen." — Wir ziehen die Degen und verursachen ein fürchterliches Waffengeklirr. Wir fragen uns laut: „Sind Sie tot, sind Sie verwundet?" — Die Wache kommt vorüber, erschrickt offenbar, verhaftet uns nicht, und so hatten wir außer der Plage des Heimweges noch die des Kampfes gehabt.

* * *

Der Prinz von Nassau faßte den eigentümlichen Gedanken, bei Duellen die Sekundanten wieder einzuführen. Er besaß die Liebenswürdigkeit, bei einer solchen Gelegenheit, wo er sich mit Herrn von Buzançais[133]) schlagen sollte, an mich zu denken. Er sucht mich auf und trägt mir an, ihn auf den Kampfplatz zu begleiten. „Mein lieber Freund, es ist zu kalt, und ich unterhalte mich in Paris." — „Du weist also zurück, was Dir und mir Ehre machen wird?" — „Eine schöne Ehre, Leuten dumm zuzusehen, die sich gegenseitig umbringen!" — „Nein, so ist es nicht, Du wirst vielleicht selbst umgebracht werden." — „Ja, durch Dein oder Deines Gegners Ungeschick, wenn einer von Euch nach der Seite schießt." — „Keineswegs! Der Herzog von Luxembourg[134]) hat mir versprochen, daß er sich mit Dir schlagen wird; er ist der Vetter meines Gegners, Du bist der meine, wir werden gemeinsam abreisen."

Ich war bestürzt, aber schließlich mußte ich doch lachen. Ich nehme an, da ich hoffe, daß der Herzog von Luxembourg

noch weniger Lust zu einem Waffengang haben wird, als ich. Alsbald meldet er auch, daß er erkältet sei. Die Verabredung erleidet eine Störung, und Luxembourg läßt sich bei mir durch einen alten Oberst seines Regimentes Hennegau entschuldigen, der mir mitteilt, daß er den Herzog zu vertreten habe. „Mein Herr, wünschen Sie Mitwirkender oder Zuschauer zu sein?“ — „Oh, ich spiele nicht mit, ich bin Sekundant.“ — „In diesem Falle, mein Herr, gebe ich Ihnen Herrn von Gervasi, Major im Regimente Nassau, mit und diesen Brief für meinen Verwalter in Belœil. So wird man sich wenigstens nach angenehm verbrachter Nacht in einem geheizten Raum schlagen können.“ — Dieses Schreiben bestand ungefähr nur aus dem folgenden Satz, den ich schon vergessen hatte, an den mich aber die öffentlichen Blätter wieder erinnert haben: „Mittagessen für vier, Nachtmahl für drei, Begräbnis in meinen Glashäusern und würdig eines Granden von Spanien, denn die Gegner sind es beide.“

* * *

Einstens fand ich es für gut, zu meinem Vergnügen und zum Wohle der Niederlande allen Brüderschaften anzugehören. Ich erzielte größte Erfolge bei diesen Festmahlen für zwei- oder dreihundert Bürger, die gute Trinker und Esser und zu jener Zeit auch noch Biedermänner waren. Einige dieser Brüderschaften schießen mit dem Bogen, andere mit der Arkebuse und die St. Antons-Brüderschaft in Gent schoß, wie ich glaube, sogar mit Kanonen. „Gott bewahre mich davor,“ dachte ich immer, „dort beim Preisschießen das Best zu erringen; das würde mich ein Heidengeld kosten.“ Beim Preisschießen ziele ich mindestens zwei Schuh seitwärts von der Scheibe, aber meine Kugel sitzt mitten im Schwarzen. Wider Willen ernte ich größten Beifall, man trägt mich auf Händen und auf den Schultern. Meine lieben Brüder werfen ihre Hüte in die Höhe und quälen meine Ohren mit ihren vlaemischen, wenig harmonischen Vivatrufen. Ich forsche nach der Ursache meines Meisterschusses und erfahre, daß das Artilleriekorps unserer Brüderschaft ein verdorbenes Geschütz geschenkt hatte, das nach rechts abzog. Trotzdem

KÖNIG LUDWIG XVI.

befand ich mich als Schützenkönig sehr wohl, wenn es auch eine Unzahl von Abendessen zu zahlen und Siegesbechern zu leeren gab. Man verlieh mir das Ordensband sowie die mit zwei gekreuzten Kanonen gezierte Medaille, und niemals sah die Stadt eine Woche voll derberer und fröhlicherer Gelage als damals.

Keine Stadt Belgiens hat mir Zeichen ihrer Anhänglichkeit versagt. Außer meiner Brüderschaft „des Erbarmens" in Ath, wo ich ein Mönchskleid wie die schwarzen Büßer Heinrichs III. trug, gehörte ich noch der St. Dorotheen-Brüderschaft in Brüssel an, deren Schutzfrau auch Patronin der Blumen ist. In Gent war ich bei der St. Sebastians- und St. Antons-Brüderschaft und ich weiß nicht, bei welcher in Antwerpen. Namur verlieh mir eine auf Kosten der Stadt in meine Livréefarben, Rose, Gelb und Silber, gekleidete Kompagnie Stelzengänger, die wie alle Bauern auf meinen Gütern gut kaiserlich blieben. Ebenso verhielt sich Luxemburg, das in meine Hände den Treueid geleistet hatte.

* * *

Im Jahre 1775 gab ich auf dem von Brüssel nach Antwerpen führenden Kanal zu Ehren der Herzogin von Bouillon[135]) eines der schönsten Feste, das ich jemals gesehen habe. Ich hielt meine Neigung zu dieser Dame für Liebe, es war aber nur Begehrlichkeit. An diesem Abend schien das Wasser in Feuer verwandelt, denn es gab unzählige beleuchtete Barken für meine Gäste, meine Dienerschaft, mehrere Musikbanden und mindestens tausend Neugierige. Meine Yacht schwamm inmitten dieser Wunder. Auf den Ufern begleiteten uns über zehntausend Personen bis zu dem Wirtshaus von Marli, wo ich zu Lande noch ein zweites Fest gab. Die Volksmenge umgab uns auch bei unserer Rückkehr in die Stadt.

Im gleichen Jahre wurde das Standbild unseres guten Prinzen Karl von Lothringen enthüllt, und da habe ich alle Stände, angefangen von den Lastträgern des Brüsseler Kanals bis zum Grafen von Artois, empfangen und mit Bällen, Beleuchtungen und Schmausereien wunderbar traktiert. Es gab einen mit

Hühnern gefüllten gebratenen Ochsen, kurz alles, was mir die Liebe des guten Gesindels eintrug, bevor das böse und große Gesindel die Revolution anzettelte.

* * *

Ich habe immer nach Unterhaltungen gesucht, die außer mir auch andere ergötzten. War aber die folgende nicht eine Gotteslästerung, und hat man mir oben verziehen? Ich ließ nämlich den Turmbau von Babel als Maskenball darstellen. Die Dekoration glich genau der biblischen Schilderung, Saal und Kleidung der Arbeiter kosteten mich ein schweres Stück Geld. Zweitausend Zuschauer füllten den Schauplatz der Maskerade, das große Theater in Brüssel. Die Musik ahmte die Sprachenverwirrung nach und begleitete unseren Tanz, der damit begann, daß wir so schnell als möglich vom Turm herunterliefen. Es war ein entzückender Anblick. Damals war ich verliebt und wurde wieder geliebt. Ich wußte es, denn sonst hätte ich derartige Feste nicht veranstaltet.

* * *

Das Leben in meinem geliebten Belœil, von dem mich Reisen und andere Vergnügungen oft länger fern hielten, als ich wollte, war ungemein glücklich. Fast unbekleidet begab ich mich auf meine Insel der Flora, wo mein ruderloses Schiff mich vor Störungen bewahrte, oder ich betrachtete die Gartenarbeiten. Dann erquickte ich mich in den schönen Bädern neben meinem Zimmer. Darauf ruhte ich, schlief wieder ein oder schrieb gewöhnlich in meinem Bett bis halb vier Uhr nachmittags. Dann speiste ich mit einem Dutzend meiner Offiziere.

* * *

Lange hatte ich mich und andere gelangweilt, und nun wollte ich mit meiner Langeweile endlich einmal allein sein. Ich besitze einen sehr schönen Wald, und eines Tages, oder richtiger eines Abends, wollte ich dort ein Kaninchen schießen. Es war

gerade um die Pürschzeit. Eine Menge Kaninchen liefen vorüber, verschwanden wieder, kratzten sich an der Nase, schlugen Purzelbäume, machten Männchen, aber alles so schnell, daß ich nicht zum Schuß kam. Da erschien plötzlich am Rande seines Erdloches ein alter Hase mit ein wenig angegrauten Haaren und etwas gemächlichem Gehaben. Ganz geruhsam machte er Toilette (denn man sagt mit Recht „reinlich wie ein Kaninchen"), als er merkte, daß ich auf ihn ziele. „Schieße doch!" rief er mir zu, „auf was wartest Du denn?" — Oh, ich gestehe, daß ich ungemein überrascht war; denn bisher hatte ich auf redende Tiere nur im Krieg geschossen. „Ich werde nicht schießen," entgegnete ich, „denn, meiner Treu, Du bist ein Zauberer!" — „Oh, keineswegs," erwiderte er, „ich bin nur ein altes Kaninchen La Fontaines." — Jetzt wuchs mein Erstaunen ins Grenzenlose. Ich ließ mich zu seinen kleinen Füßen nieder, bat ihn tausendmal um Verzeihung und machte ihm Vorwürfe, weil er sich meiner Mordlust ausgesetzt hatte. „Woher kommt denn Dein Lebensüberdruß?" — „Von allem, was ich sehe." — „Mein Gott, schmecken denn Thymian und Quendel heute anders als vordem?" — „Nein, aber nicht nur die Menschen sind anders geworden. Wenn Du wüßtest, mit wem ich jetzt meine Tage zubringen muß! Ach, es sind nicht mehr die gleichen Tiere, wie zu meiner Zeit, jetzt gibt es nur mehr kleine parfümierte Hasen, die nach Blumen suchen. Sie wollen Rosen verspeisen, anstatt der guten Kohlblätter, die uns einst genügt haben. Das sind keine Hasen mehr, das sind Geometer, Politiker, Philosophen, was weiß ich. Dann gibt es wieder andere, die nur Deutsch sprechen, und solche, die ein Französisch reden, das ich auch nicht besser verstehe. Wenn ich meinen Bau verlasse, um bei einem Nachbar Besuch zu machen, ergeht es mir gerade so. Ich verstehe niemanden mehr. Die heutigen Tiere sind ja so geistvoll geworden! Übrigens, soll ich es Dir eingestehen? Sie haben so viel Geist, daß sie gar keinen mehr haben. Unser alter Fabelesel war klüger, als heutzutage die Affen." — Ich bat meinen Hasen, seine üble Laune zu vergessen, und sicherte ihm und seinen Kameraden, falls es noch seinesgleichen gäbe, ein gutes

Leben in meinem Walde zu. Dagegen versprach er, mir das zu sagen, was er La Fontaine zu sagen pflegte, und verhieß mir die Bekanntschaft mit seinen alten Freunden. Diese Zusage hat er auch eingehalten. Mit den Tieren verglichen, die wir heute tagtäglich sehen, war selbst sein Frosch die Bescheidenheit selbst. Seine Kröten, seine Grillen sangen schöner, als jetzt die Nachtigallen. Seine Wölfe waren sanfter als unsere Lämmer. — Lebe wohl, kleiner Hase, ich kehre zurück in meine Wälder, zu meinen Feldern und in meine Obstgärten. Ich werde La Fontaine ein Denkmal setzen und künftighin mein Leben mit den Tieren dieses Biedermannes verbringen!

* * *

Als es noch der Mühe wert war, sich mit dem Volke zu beschäftigen, gab ich mir die Mühe, mich bei ihm durch Bälle in meinem Garten beliebt zu machen.

Damals habe ich oft selbst über mich lachen müssen, wenn ich mich innerhalb vierundzwanzig Stunden bald in der Gesellschaft der Königin befand, bald in jener der Madame Gautier, einer Bäuerin in Belœil, die dem wallonischen Dialekt am getreuesten anhing.

* * *

Welch' schönes Leben habe ich geführt! In vierundzwanzig Stunden konnte ich in Paris, London, dem Haag, Spa usw. sein. Einmal fuhr ich nach Paris, um eine Stunde dort und eine Stunde in Versailles zuzubringen. Das war gelegentlich des letzten Wochenbettes der Königin[136]); ich sah sie am vierten Tage nach ihrer Niederkunft. Ein anderes Mal führte ich in einer meiner Kutschen meine sämtlichen Gäste von Belœil nach Paris in die Oper.

* * *

Im Jahre 1780 reiste ich, ich weiß nicht mehr an welchem Tag des Mai oder Juni, nach Wien, Prag, Dresden, Berlin, Petersburg[137]), Warschau, Krakau, wo ich Geschäfte hatte, nach Lem-

DIE PRINZESSIN VON LAMBALLE.

berg und Brünn, wo ich eine Dame liebte. Ich vergesse zu sagen, daß die Abreise von Paris aus der Rue Bourbon vom Hause der Herzogin von Polignac[138]) erfolgte, die eben niedergekommen war. Ich hatte mit der Königin bei der Herzogin gespeist, versprach den beiden Damen, nach sechs Monaten zur gleichen Stunde wiederzukehren und bestellte meine Mietkarosse und den Lohnlakai für den festgesetzten Tag. Ich fand beide auf dem gewünschten Flecke vor und hielt peinlich genau mein Wort, obwohl sich inzwischen gar viel ereignet hatte, unter anderem der Tod der Kaiserin-Königin Maria Theresia[139]).

Sei es nun Bosheit jener, die mich nicht lieben, oder Ungeschicklichkeit derer, die mir gut sind, kurz man erzählt von mir hundert sinnlose Geschichten. Tagtäglich vernehme ich Anekdoten über mich und bin zu faul, sie für unwahr zu erklären. Ich habe angeblich Antworten gegeben, die reizend sind, und andere, die wieder dem Teufel zu schlecht wären; man schreibt mir auch Einfälle und Riposten zu, die ungeheure Heiterkeit hervorriefen. Überdies habe ich auch unglaubliche Stückchen begangen, soll Generalen und in späteren Jahren Herrschern Grobheiten gesagt haben, kurz derartige Dinge geredet und verschuldet haben, daß ich heute einigen Menschen von Geschmack kaum mehr unverdächtig bin.

* * *

Während unserer Reise in die Krim bin ich einmal Joseph II.[140]) sehr nützlich geworden. Am zweiten Tag nach unserer Zusammenkunft verließ ich meine Galeere auf dem Borysthenes, um den Kaiser zu besuchen, und traf ihn in verzweifelter Stimmung an. Er fragt mich: „Um welche Stunde steht die Kaiserin[141]) auf?“ — „Sie ist seit einer halben Stunde außer Bett,“ erwiderte ich. — „Da weiß Sie also schon, was geschehen ist.“ — „Darf ich mir die Frage gestatten?“ — „Oh, nichts und viel. Ich habe ein ziemlich hübsches Mädchen liebkost, das heißt vielleicht etwas tiefer, als am Kinn angefaßt. Ihr Herr hat sie geprügelt und mich beschimpft. Mit Hilfe des Böhmischen habe ich heraus-

bekommen, daß er sich beim Gouverneur der Provinz über mich beklagen will, und dieser wird es natürlich weiter melden." — „Darf ich Eure Majestät fragen, wo sich die Leibeigene, ihr Herr und der Gouverneur befinden?" — „Oh, suchen Sie das Mädchen, ihr Herr wohnt dort und dort." — „Ich eile zu ihm." — „Und ich folge Ihnen."

Ich finde die Kleine hinter einer Scheunentüre und erlaube mir Freiheiten gegen sie. Der Kaiser kommt dazu und lacht über meine Methode, Schwierigkeiten zu beheben. Ich beruhige ihn: „Sire, sie weint nicht mehr, damit ist schon viel gewonnen." Dann suche ich den Herrn des Mädchens auf, zeige ihm meine russische Uniform und überhäufe ihn mit einem Wust von Schmähungen und Flüchen, die man ja selbst in den Sprachen kennt, welche man nicht spricht. Ich mache ihm durch Zeichen begreiflich, daß dies die Strafe für die der Leibeigenen verabreichten Schläge sei. Dann drohe ich ihm noch mit einer Beschwerde bei „Mütterchen". Der Mann küßt mir die Hand und beeilt sich, auch die des lauschenden Kaisers zu küssen. Nun waren Joseph und Cobenzl[142]) ganz beruhigt. Da ich bemerkt hatte, daß mich der Kaiser diesmal, und nicht gerade huldvoll, als Reisegefährten, aber nicht als Herrn seines Gefolges betrachtete, konnte ich mir die spitzige Bemerkung nicht versagen: „Für diese Mission, Majestät, war die russische Uniform vielleicht doch ganz tauglich."

* * *

Nachdem wir durch die Steppen von Perekop gekommen waren, verspürten wir plötzlich heiße Windstöße und befanden uns unvermutet auf einer steil abfallenden Straße. Unsere sechzehn kleinen Tatarenpferde konnten die glänzende Karosse, in der wir Einzug in die Krim hielten, nicht zurückhalten. Die Kaiserin fürchtete sich niemals und wollte nicht, daß man den Lauf der Pferde verlangsame. Ich betrachtete sie in dem Moment, wo ein Unglück ganz unvermeidlich schien, und beobachtete auch den Kaiser, der zu dem bösen Spiele gute Miene machte. Die sechzehn Pferde überschlugen sich und bildeten einen wirren

Haufen. Das hatte ich gefürchtet, aber es rettete uns das Leben. Wie anders hätte sich Europas Schicksal gewendet! In einer Minute waren sechzig Millionen nahe daran, ihre Gebieter zu wechseln. Bei dieser Gelegenheit vernahm ich die rührenden Allah-Rufe unserer Tatareneskorte, die den Himmel anrief, das Leben ihrer neuen Herrscherin zu beschützen.

* * *

Jetzt will ich noch einige Züge zu dem Portrait der Kaiserin von Rußland beitragen. Sie ist ein Gemisch von Seele und Vernunft, Erhabenheit und Tatkraft. Diese vier Säulen tragen den Koloß, den sie beherrscht. Sie verfügt nicht über leichte Auffassung, und man wage vor ihr niemals einen feinen Witz, sie versteht häufig falsch. Sie liebt nur einfache Scherze, wie sie solche selbst macht. Auch ist Ihre Majestät ein wenig empfindlich. Hat man ihre Eigenliebe als Kaiserin einmal verletzt, sei es durch eine Bemerkung über den Krieg, ihre Geldwirtschaft oder auch nur über Rußlands Klima, so fühlt sie sich nicht mehr wohl. Sie verschmäht es aber, sich zu rächen, selbst wenn sie offenbar beleidigt wurde. Sie vermindert nur ihre Vertraulichkeit, und dann fällt es schwer, diese wieder zu gewinnen. Sie ist unendlich gut. Oft arbeitet sie lange und angestrengt, und man wäre versucht zu denken, daß ihre Mühe einem Bündnisvertrag oder gar der Aufteilung Europas oder Asiens gegolten habe. Später aber stellt es sich heraus, daß ihre Plage für die Angelegenheiten eines ihrer Freunde aufgewendet wurde, den sie, sagen wir, entschulden wollte. Man kann von ihr auch behaupten, daß sie über jede Art von Geschmack gebietet, ohne selbst Geschmack zu besitzen. Als Beweis dafür, wie leicht sie mitunter Mißverständnissen unterliegt, will ich folgenden Zwischenfall berichten, der mich, trotz meiner Liebe zu Herrn von Ségur, sehr erheitert hat. Nach einem Sieg wird in Rußland überall das Te Deum gesungen. Auch ist es Brauch, daß nach dem Dankamt ein Kabinettsminister mit lauter Stimme den Schlachtbericht verliest, sowie alle Namen der Gefallenen, Verwundeten und

jener, die sich besonders hervorgetan haben. Die glückliche und eigentümliche Schlacht von Kinburn[143]), deretwegen ich schon am folgenden Tag zur Armee abreiste, veranlaßte sofort ein Te Deum. Nach der Messe durchschritt die Kaiserin den Saal, wo man ihr die Hand küßte, und sprach zu Herrn von Ségur: „Ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie so lange habe warten lassen.“ Als liebenswürdiger und geschmackvoller Schmeichler sagte er ihr: „Majestät, ich habe mich, wenn auch schwer, darein gefügt. Von nun ab wird es aber unerträglich sein, da wir ja solche Feierlichkeiten alltäglich haben werden.“ — Zum Lohn für diese Schmeichelei, die besagen wollte, daß nun ununterbrochen auf Siege zu zählen sei, sagte mir die Kaiserin: „Haben Sie die üble Laune des Grafen Ségur bemerkt? Diese Franzosen können sich an meine Erfolge nun einmal nicht gewöhnen.“ — Vergebens versuchte ich, sie aufzuklären. Sie gab sich wohl den Anschein, mir zuzuhören, tat es aber nicht oder wollte aus meinen Reden nur entnehmen, daß ich ihr Recht gab.

* * *

Von den vielen Fällen, in denen ich ihren hohen Verstand schätzen lernte, will ich jetzt einen weiteren erwähnen. Als ich damit beauftragt worden war, einen Plan für die gemeinsamen Operationen der österreichischen und russischen Heere zu entwerfen, sagte sie mir: „Schreiben Sie dem Kaiser, daß man auf diese Weise immer Verbündete auseinander bringt. Man kann niemals, und schon gar nicht auf so große Entfernungen, die genaue Einhaltung der gegenseitigen Verpflichtungen feststellen. Es beklagt sich dann immer ein Teil über den anderen. Wir verfolgen das gleiche Ziel, und so möge jeder auf seine Weise danach streben. Die Leistung des einen wird nicht nur ihm, sondern auch dem andern zum Vorteil gereichen. Ich baue auf die Freundschaft des Kaisers, und er kann auf die meine zählen. Das ist mein ganzer Plan.“ Katharina gestattet nicht, daß man ihr von Geschäften spricht. Vielleicht will sie dadurch die Langeweile vermeiden, die sie mehr fürchtet, als irgend etwas auf

Erden. Alles muß den Weg über ihre Minister nehmen, die aber nur Kanäle sind, die das Meer ihrer Weisheit speisen. Denn ihr Kabinett ist ihr Kopf. Niemals ist die Kaiserin größer, als in Widerwärtigkeiten. Eher würde sie den letzten ihrer Diamanten, den letzten Zoll ihres ungeheuren Reiches und selbst ihr Leben hingeben, als, ich will nicht sagen eine Niedrigkeit, aber einen Schritt tun, der nicht ehrenwert wäre.

Ich will zu beweisen suchen, daß die Kaiserin die Scheußlichkeit gar nicht kennt, deren man sie bezichtigt; denn eines Tages sagte sie uns scherzend: „Erwürgen wir Herrn Narischkin[144])." Sie hat aber dennoch geahnt, daß man sie einst für mitschuldig an dem Tode Peters III.[145]) halten würde, und sie fiel in Ohnmacht, als man ihr beim Grafen Panin[146]) sein Hinscheiden meldete. Dies konnte wohl nicht aus Verzweiflung über das Ende eines von ihr entthronten Mannes geschehen, der sie am nächsten Tage hätte einkerkern lassen können. Sie hat aber seine Ermordung bestimmt nicht anbefohlen. Die Diener dieses Narren, mit denen auch ich in Oranienbaum sprach, erzählen die ganze Geschichte jedermann, der sie hören will. Übelwollende haben aber durch die Erzählungen über das Ableben des Großfürsten Iwan[147]) und der Großfürstin die Neugierde und die Bosheit ganz Europas aufgestachelt. Ich habe diese Tatsachen aus Wahrheitsliebe aufgehellt; auch wollte ich nicht, daß irgend ein Schatten meine Erinnerung an den vertrauten Umgang mit der Kaiserin trübe. Man braucht sie nur zu sehen, zu hören und ihre Lebensgeschichte zu kennen, um von ihrer Güte, Gerechtigkeit und unerschütterlichen Milde überzeugt zu werden.

Günstling der Kaiserin zu sein, ist eine anerkannte Hofwürde. Ich habe diese Leute fast alle gekannt: Der erste war ein Soltykow[148]), der zweite der König von Polen (Stanislaus Poniatowski), der dritte war Orlow[149]), der vierte Wassiltschikow[150]), der fünfte Potemkin[151]), der sechste Sawadowski[152]), der siebente Soritzch[153]), der achte Rimskoi-Korssakow[154]), der neunte Lanskoi[155]), der zehnte Jermolow[156]), der elfte Dimitriew-Mamonow[157]) und der zwölfte Subow[158]). — Sie bekleideten den Rang von Adjutanten und nahmen sich der Herrscherin gegenüber öffentlich nichts

heraus. Sie hüteten sich auch, andere ihre Macht fühlen zu lassen. Im Volke erregte das Verhältnis nicht das geringste Ärgernis, denn sie genossen kaum einen sichtbaren Vorzug.

Der russische Thronfolger, der spätere Kaiser Paul I.[159]), mit dem ich merkwürdigerweise ebenso gut stand wie mit Katharina, sagte mir einst harte Worte über seine Untertanen. Ich warf dem Großfürsten immer vor, mit seiner Mutter nicht vertraut genug zu sein; auch tadelte ich ihn, weil er vor ihr stets die Miene eines in Ungnade gefallenen Höflings annahm.

Einmal behauptete er, daß man die Zarin betrüge, und nannte alles, was wir in Taurien getan und gesehen hatten, eine Fabel. Ich entgegnete: „Hoheit, es gab dort wohl Gaukeleien, aber auch viel Wirklichkeit. Sie dürfen eben von einer Frau nicht erwarten, daß sie alles überschaue, Berge erklimme und von den Gipfeln wieder hinuntersteige, um hinter die Kulissen zu blicken.“ — „Dies ist zweifellos unmöglich,“ erwiderte er mir, „deshalb wollen ja auch diese Kerle von Russen nur von Frauen beherrscht werden.“ — Bei diesen Worten senkte die zuhörende Großfürstin[160]) den Blick. Diese Äußerung bereitete uns Dreien eine starke Verlegenheit, die wir erst nach einer Viertelstunde zu verscheuchen vermochten.

* * *

Ein Gemisch aus zwei Dritteilen Katharinas und einem Drittel Pauls I. hätte den größten, den besten und glücklichsten Herrscher der Welt ergeben. Allerdings denke ich da an den Zaren vor Ausbruch seiner geistigen Erkrankung.

* * *

Joseph II. war zwar von Natur nicht hartherzig, hatte sich aber vorgenommen, es zu werden. Ein Jahr vor der Thronbesteigung des Kaisers befragte mich der Lord Malmesburry[161]) um meine Ansicht über den Thronerben. Ich erwiderte: „Dieser Mann wird starkes Wollen zeigen, ohne es jemals durch Taten

befriedigen zu können. Seine Regierung wird ein ununterbrochener Nießreiz sein, ja, wenn Sie es noch deutlicher hören wollen, ein juckender Ausschlag, wie jener, der den Kaiser tatsächlich plagt.“

Ohne die Unruhe und Unrast, die ihn ins Grab gebracht haben, wäre dieser Monarch der trefflichste Regent gewesen. Bis zu seinem letzten Momente war er methodisch. Dies beweisen seine Befehle für die Aufbahrung der vor ihm gestorbenen Erzherzogin[162]). Er war systematisch und unterdrückte alle milden Regungen, aus Furcht, ihnen zu unterliegen. Sowie er im Gespräche merkte, daß er vertraulich werde, besann er sich und zügelte seine Liebenswürdigkeit, um zurückhaltend und verschlossen zu sein.

Eines Tages beklagte er sich über Ermüdung und die zunehmende Schwäche seiner Augen. Als ich ihm seinen Übereifer vorwarf, seufzte er: „Was soll ich mit einem Reiche ohne Geist, Seele, Fleiß und Arbeitsfreude anfangen? Ich reibe mich auf, weil ich die Menschen nicht zu erwärmen vermag, die ich zur Tätigkeit zwinge. Und doch möchte ich erst dann sterben, bis die Maschine derart in Gang gebracht ist, daß man sie nicht mehr zerstören kann, selbst wenn man es wollte.“

* * *

Als ich eines Tages beim Kaiser Kammerherrendienst versah, bat mich ein italienischer Geistlicher, ihn anzumelden. Niemals hatte ich ein so eigentümliches, verworfenes oder verrücktes Gesicht erblickt. Deshalb ließ ich den Mann nicht vor. Dies ereignete sich zu jener Zeit, als der Kaiser, wie ein Kind, an alles rührte. Damals gestand mir ein Kapuziner, daß er Seine Majestät um die Erlaubnis bitten wolle, die Brüder seines Klosters ihre Chorgebete auch weiterhin mit Nasentönen singen zu lassen. Denn Joseph hatte es diesen ehrwürdigen Herren verboten, nach ihrer hergebrachten Weise zu beten.

* * *

Ich war als Feldzeugmeister Befehlshaber der Truppen in den Niederlanden und stand unter dem Kommando eines Biedermannes[163]), der mehr Herz als Kopf besaß und mich kaum gestört hätte. Da unternahm ich die berühmte Reise nach Taurien. Wäre ich aber daheim auf meinem Posten geblieben, so hätten die Anfänge des belgischen Aufstandes niemals Fortschritte gemacht. Wenn meine persönliche Beliebtheit die Revolution nicht gänzlich verhindert hätte, so wären die Aufrührer durch eine einzige meiner Drohungen eingeschüchtert worden, und ein einzelner, blinder Kanonenschuß hätte sie getötet, wenn es überhaupt so weit gekommen wäre. Dann hätte es keine Kokarden in den Nationalfarben[164]) oder gar Freiwillige gegeben. Derartige Bewegungen werden stets durch ihren angeblich guten Zweck hervorgerufen. Die ersten acht Tage sind die entscheidenden. Nach weiteren acht Tagen sind die Volkstruppen lächerlich, in der nächsten Woche aber schon gefährlich. Das System, die Bürger gegen das Gesindel zu bewaffnen, vergrößert nur die Macht des Pöbels. Der Abstand zwischen den beiden Schichten ist zu klein, und alsbald werden Mitgefühl, Trunksucht und Leichtsinn beide Parteien völlig miteinander verschmelzen. Schließlich unterscheiden sie sich von einander ja nur durch einen mehr oder minder guten oder mehr oder minder zerrissenen Rock. Hätte mich der Kaiser von Bachzisarai abreisen lassen, so wäre alles in Ordnung gekommen. Dabei verhehle ich nicht, daß ich aus Rußland nur ungern weggegangen wäre. Welche Wendung wäre da noch zu erreichen gewesen! Denn damals hat das Volk gemerkt, daß es mehr Arme besaß als es ahnte, die Regierung hat aber nicht bewiesen, daß sie über mehr Einsicht verfüge als das Volk.

* * *

Man behauptet, daß ich, von Joseph II. um die öffentliche Meinung über seine Reformen in den Niederlanden befragt, geantwortet hätte: „Man sagt, daß Eure Majestät nach unserem Besten trachten.“ Ich entsinne mich dessen nicht mehr. Habe ich es aber geäußert, so geschah es vielleicht bloß dem Scherze

zuliebe; denn im Falle der Durchführung von Josephs Absichten hätte das Volk weniger Steuern zu entrichten gehabt.

* * *

Ich habe den Kaiser Joseph öfter geneckt, denn es gab viele Arten, sich mit einem so liebenswürdigen und hervorragenden Manne zu unterhalten. Zwei- oder dreimal habe ich ihm, zum Beispiel bei der Gräfin Wallis[165]) in Prag, vor der ganzen Gesellschaft einige ziemlich harte Wahrheiten gesagt. Zeichen seiner Gnade wechselten mit Perioden der Ungnade ab. Dennoch habe ich bei ihm stets Achtung gefunden, auch dann, wenn eine Stimmung oder vielleicht irgend ein Gerede ihn mit Freundschaftsbeweisen kargen ließen.

Porträt Josephs II.

Wenn das Unvermögen, kleinlich zu sein, den Beinamen „der Große" einbrächte, so könnte man sagen: „Joseph der Große". Aber ich fühle, daß es größerer Eigenschaften bedarf, diesen Titel zu verdienen. Hiezu sind erforderlich: Eine ruhmreiche, glanzvolle, glückliche Regierung, große Kriegstaten, überraschende Unternehmungen, glänzende Erfolge und vielleicht auch Feste, Vergnügungen und höfischer Prunk. Ich bin unfähig, dem Toten mehr zu schmeicheln als dem Lebenden. Die Umstände haben Joseph II. glänzende Gelegenheiten versagt, seinen wahren Wert zu erweisen. Er konnte kein großer Mann sein, war aber ein großer Fürst und der Erste unter den Ersten. Weder der Liebe, noch der Freundschaft gab er sich hin, vielleicht, weil er seine Schwäche für beide fühlte. Oft mengte er zuviel Berechnung in seine Zuneigung und begnügte sich mit dem Vertrauen, weil er andere von Geliebten, Beichtvätern, Ministern oder Freunden betrogen sah. Er beschränkte sich auf Nachsicht, denn er wollte vor allem gerecht sein. Er war strenge wider Willen und dachte, nur genau zu sein. Vielleicht eroberte mancher sein Herz, der es nicht verdiente; seine Schätzung ver-

sagte er sicher niemandem. Bei der Verteilung von Gnaden fürchtete er den Vorwurf der Voreingenommenheit. Er gewährte Gunst ohne Liebenswürdigkeit und versagte sie in gleicher Weise. Vom Adel forderte er erhöhte adelige Gesinnung und verachtete ihn mehr als andere Stände, wenn er diese vermissen ließ; es ist aber unrichtig, daß er die Aristokratie zurücksetzen wollte. Er beanspruchte die größte Machtvollkommenheit, um anderen das Recht zu nehmen, Übles zu tun. Alle Annehmlichkeiten des Lebens gab er hin, um die anderen zur Arbeit aufzumuntern. Am meisten in der Welt haßte er die Müßiggänger. Eine etwas scharfe Antwort oder Vorstellung verstimmte ihn. Dann rieb er sich die Hände, hörte wieder zu, erwiderte selbst und erörterte weiter, wie wenn nichts geschehen wäre. Geizig mit dem Eigentume des Staates, war er freigebig mit dem Seinen. Freigebig ist eigentlich nicht das passende Wort, wohltätig ist richtiger. Er verkörperte vortrefflich den Herrscher und hielt sehr gut Hof, wenn es unbedingt notwendig war; dann gab er diesem Hof, der während des ganzen Jahres einem Kloster oder einer Kaserne glich, Pomp und Würde des Hauses der Maria Theresia zurück. Man hatte seine Erziehung, wie die vieler Fürsten, vernachlässigt, weil sie zu sorgfältig ausgedacht worden war. Sie lernen alles, bis auf das, was sie wissen müssen. Der junge Joseph verhieß nicht, später einmal liebenswürdig zu werden, ward es aber plötzlich bei seiner Krönung in Frankfurt. Reisen, seine Feldzüge und die Gesellschaft einiger vornehmer Damen vollendeten das Werk seiner Bildung. Für vertrauliche Mitteilungen eingenommen, war er verschwiegen, obwohl er sich um alles kümmerte. Seine angenehmen Umgangsformen beschwerte er nie mit Lehrhaftigkeit. Ich habe ihn auf eines der großen Papiere, die er immer in der Tasche mit sich trug, für einen jungen Menschen Thesen über Moral, Milde und Gehorsam niederschreiben gesehen. Der Junge wollte seine Mutter verlassen, die ihn quälte. Erbost über die unrichtige Methode eines Musiklehrers, notierte er für einen anderen musikalische Regeln. Etwaiger Unzufriedenheit mit seinen Befehlen, Unternehmungen oder Strafen forschte er nach und bemühte sich

um die Zuneigung der Zeitgenossen. Im Verkehre mit Frauen verdoppelte er seine Liebenswürdigkeit. Er rückte ihnen den Lehnstuhl zurecht, öffnete die Tür, schloß das Fenster, kurz, er versah in seiner Beflissenheit den gesamten Kammerdienst. Seine Höflichkeit bewahrte ihn vor Vertraulichkeit, denn er verstand sich sehr gut auf kleine Feinheiten. Die von so vielen anderen Herrschern zur Schau getragene Zuvorkommenheit, die ihre Überlegenheit beweisen soll, war ihm fremd. Er verbarg sogar die höhere Einsicht, die er in manchem besaß, und war ein munterer, mit viel natürlichem Geist begabter Erzähler. Trinken, Essen und leere Unterhaltungen kannte Joseph nicht; er las nichts anderes als Akten. Der Kaiser herrschte zuviel und regierte nicht genug. Musik trieb er täglich. Um sieben Uhr früh verließ er sein Lager und war bei der Morgentoilette häufig zu Scherzen aufgelegt. Da machte er seinen Oberstkämmerer[166]), seinen Leibarzt und seine Diener, die ihn anbeteten, ohne Vertraulichkeiten lachen. Von acht Uhr morgens bis mittags bewegte er sich in seinen Kanzleien, wo er diktierte, schrieb und alles selbst ausbesserte. Abends besuchte er das Theater. Auf dem Wege von seinen Gemächern in sein Kabinett sah er zwanzig, dreißig, auch hundert schlecht gekleidete Männer und Frauen aus dem Volke, übernahm ihre Bittschriften, sprach mit ihnen, tröstete sie, antwortete ihnen schriftlich oder sonstwie am nächsten Tag zur gleichen Stunde und bewahrte das Geheimnis über Beschwerden, die er unberechtigt fand. Schlecht schrieb er nur, wenn er zu gut schreiben wollte. Seine Sätze waren lang und weitschweifig. Er sprach vier Sprachen vollkommen und zwei weitere ziemlich gut. Sein Gedächtnis war in der Jugend geschont worden und wurde in der Folge vielleicht umso besser, denn niemals vergaß er ein Wort, ein Geschäft oder ein Gesicht. Bei Audienzen ging Joseph mit dem Besucher im Zimmer auf und ab, sprach offenherzig und lächelnd mit ihm, faßte ihn wohl auch am Arm, schien dies gleich zu bereuen und nahm wieder eine ernste Miene an. Er unterbrach sich oft, um ein frisches Holzscheit in den Kamin zu werfen, mit der Feuerzange zu hantieren oder für einen Moment ans Fenster zu treten. Niemals hat der

Kaiser sein Wort gebrochen. Über üble Nachrede lachte er. Er hat den Papst, den Großtürken, das Reich, Ungarn, Preußen und die Niederlande in Unruhe versetzt. Die Furcht vor Ungerechtigkeit und Unglück hinderte ihn, mit bewaffneter Hand das Begonnene fortzusetzen; diese Angst hemmte seine Pläne, die fast immer das Ergebnis der ersten Eingebung waren. Die Unrast seiner Regierung muß man dem unruhigen Blute Josephs II. zuschreiben. Niemals hat er eines seiner Werke vollendet, stets blieb er die Einzelheiten schuldig. Die Flüchtigkeit seiner Entwürfe, der guten wie der üblen, war sein einziges Unrecht. Der folgende Brief Josephs II. wird tieferen Einblick in sein Gemüt gewähren, als ich es vermöchte.

Brief Josephs II. an seinem Todestage.

Wien, am 19. Februar 1790.

Mein lieber Marschall Lacy!

Nur die Unmöglichkeit, mit meiner zitternden Hand diese wenigen Zeilen zu schreiben, zwingt mich, eine fremde Hand zu Hilfe zu rufen. Mit großen Schritten sehe ich den Augenblick nahen, der uns trennen muß. Ich würde sehr undankbar aus dieser Welt scheiden, wenn ich Ihnen, mein lieber Freund, hier nicht alle Gefühle der Ihnen aus so vielen Gründen gebührenden Dankbarkeit wiederholte, zu denen ich mich vor der ganzen Welt freudig bekannt habe. Ja, wenn ich etwas geworden bin, so schulde ich es Ihnen, denn Sie haben mich dazu gemacht, Sie haben mich erleuchtet, haben mich die Menschen kennen gelehrt, und überdies schuldet Ihnen das ganze Heer sein Dasein, sein Ansehen und seine Achtung.

Die Verläßlichkeit Ihrer Ratschläge in allen Lagen, die persönliche Anhänglichkeit für mich, die Sie bei keiner Gelegenheit, groß oder klein, haben vermissen lassen, das alles macht es, mein lieber Marschall, daß ich Ihnen meinen Dank nicht oft genug wiederholen kann. Ich habe Sie Tränen für mich vergießen

sehen. Die Zähren eines großen Mannes und eines Weisen sind eine schöne Rechtfertigung. Empfangen Sie meine Abschiedsgrüße. Ich umarme Sie zärtlich. Das Einzige, was ich mit Bedauern auf der Welt zurücklasse, ist die kleine Anzahl von Freunden, deren bester Sie sicher sind. Erinnern Sie sich meiner, Ihres aufrichtigsten Freundes und liebevollen

Joseph.

* * *

Welch' schmerzlicher Anblick sind Agonie und Ende eines großen Mannes, den man so oft dem Tod Trotz bieten sah, dem er schließlich dennoch wie ein gewöhnlicher Sterblicher anheimfällt. Seit acht Tagen sehnte der Marschall Laudon[167]) Erlösung von den fürchterlichen Leiden herbei, die ihm die Ungeschicklichkeit eines Chirurgen bereitete. Ich besuchte ihn einen Tag vor seinem Hinscheiden, und er erkannte mich. Ich weilte in seinem Vorzimmer, die Tür stand offen, und er rief mich mit einer entsetzlichen Stimme zu sich. Er, der sonst immer deutsch mit mir sprach, sagte jetzt plötzlich französisch: „Lieber Fürst von Ligne, ich bin fürchterlich!" Das war wohl wahr, aber nicht das, was er meinte, denn er wollte sagen, daß er fürchterlich litte. Man kann sich meine Gefühle nicht vorstellen. Ich wollte mich über die Hand dieses verehrungswürdigen Soldaten beugen, um sie vor seinem Scheiden noch zu küssen. Ich erstickte fast vor Ergriffenheit und mußte aus dem Zimmer getragen werden. Laudon besaß die Schlichtheit eines Kindes und die Leichtgläubigkeit eines Toren. Ein Ränkeschmied machte ihn plötzlich an seine schottische Herkunft glauben, und das bewog ihn zur Unterschrift „Loudon" an Stelle der von mir gebrauchten und von ihm zeitlebens geübten Schreibart seines Namens. Seine Frau[168]) bekehrte ihn zum katholischen Glauben. Er hielt sich dann auch für einen Katholiken, ohne von dieser Religion die mindesten Kenntnisse zu besitzen. Desto besser für ihn und vielleicht auch für sein Seelenheil!

* * *

Als mich der Kaiser Leopold[169]) auf Betreiben zweier Leute, die sich meine Freunde nennen, in Frankfurt ungerechterweise nicht zum Marschall ernannte, bat ich durch den Hofkriegsrat in deutscher Sprache und auf die trockenste, verletzendste Art um Enthebung von allen meinen Stellen. Darüber war der Monarch sehr bestürzt. Aber noch größere Wirkung übte es auf ihn, daß ich, der ich sonst nie tanze, an diesem Tag vor ihm auf einem Ball des Botschafters von Neapel zufällig mich diesem Vergnügen hingab. Ja, ich tat sogar unabsichtlich noch mehr. Die Gräfin Louise Hardegg[170]) hatte mich zu einer Galoppade aufgefordert, denn es beliebt den Damen häufig, von den Zusehern gerade jene zu einer Tour einzuladen, die solche Ehre am wenigsten erwarten. So warf ich denn schnell meinen Degen ab, und die Waffe fiel fast zu Füßen des Kaisers mit größtem Getöse zur Erde. Ich hatte gar nicht an den Herrscher gedacht und war überhaupt gut gelaunt, denn ich hatte eben erfahren, daß mein Karl zwar leicht verwundet, aber ruhmbedeckt von Ismail zurückkehre. Der Monarch war wütend, hatte jedoch in Italien die Milch der Verstellungskunst genugsam eingesogen, um Fassung zu bewahren und mir am Donnerstag für den folgenden Sonntag meine Ernennung zum Marschall zu versprechen. Ich bin es heute noch nicht, aber das läßt mich kalt, und ich zeige dies auch bei Hofe. An den Zeremonien- und Pflichttagen, wo ich als Vließ- und Theresienritter zu Hofe gehen muß, erscheine ich als Oberst meines Regimentes[171]), da ich die Generalsuniform seit vierzehn Jahren nicht angelegt habe.

Wenn man mir eine ausgiebige Ungerechtigkeit zufügt, so erzähle ich sie und denke nicht weiter daran. Aber ich beweise sie durch die zwei folgenden Briefe voll Versprechungen und Lügen, die bereits vierzehn Jahre alt sind. Ich habe sie nur aufbewahrt, um darüber zu lachen. Sie lauten:

„Mein Fürst! Obwohl ich sonst bemüht bin, meine Papiere in Ordnung zu halten, und sie gewöhnlich auch nicht verliere, vermisse ich dennoch eines davon. Ich bin nicht unglücklich darüber, denn es ist Ihr Gesuch an den Hofkriegsrat. Ich habe Ihnen in meinem Herzen immer Gerechtigkeit widerfahren

lassen. Wenn Sie dagegen mir etwas mehr Billigkeit entgegenbrächten, so müßten Sie sicher sein, daß Ihre erwünschte, verdiente und versprochene Beförderung nur aus Rücksicht auf mehrere Ihrer Kameraden und um Weniges verzögert worden ist. Aber das alles ist jetzt vorüber, und ich rede lieber nicht mehr davon. Sie werden Ihre Stellen beibehalten, später auch noch neue bekleiden, und wir werden gute Freunde bleiben wie zuvor. Ich bin von Ihrem Eifer und Ihrer Anhänglichkeit an meinen Dienst und meine Person überzeugt und durchdrungen, so wie Sie es sein sollen von der Wertschätzung und Hochachtung Ihres wohlgeneigten

Leopold.

Wien, am 15. Dezember 1790."

„Mein Fürst! Verzeihen Sie, daß ich so spät Ihren Brief beantworte, den ich erst gestern erhielt. Ihre jetzige Lage, die Sie mir in Ihrem Schreiben auseinandersetzen, rechtfertigt Ihr Handeln, und Ihr Verlangen ist mehr als begründet. Sie können sicher sein, daß ich mich mit Eifer für Ihre gerechte Sache einsetzen werde, ganz besonders für Sie, mein Fürst, den ich persönlich hochschätze, und der Sie ja die schönsten Beweise von Treue und Hingabe für unser ganzes Haus gegeben haben. Seien Sie gewiß, daß mein Vater und wir alle dies anerkennen, und daß ich für meinen Teil nur eine Gelegenheit herbeisehne, Ihnen die Gefühle zu beweisen, mit denen ich nicht aufhören werde zu sein Ihr sehr wohlgeneigter

Franz[172]).

Wien, am 27. Oktober 1790."

* * *

Ich habe niemals einem Menschen Böses zugefügt. Wäre ich bösartig gewesen, so hätte ich mehr Gutes erlebt. Eigentlich habe ich mich über niemanden zu beklagen, aber ich erinnere mich jetzt einer Schmähschrift, die ein gewisser Masson (ich glaube, so hieß er wohl), eine Art Advokat in Nivelle, gegen mich verfaßt hat. Ich hatte die größte Not, seine Straflosigkeit zu er-

wirken; er wieder gab sich die Mühe, die Gegend auf einige Monate zu verlassen. Dies beweist mehr noch als sein kleines Pamphlet, wie wenig er mich kannte. Unter anderen Dingen, die ich nicht mehr weiß, enthielt das Zeug (die einzige Schrift dieser Art, derer ich mich entsinnen kann, denn sonst hat niemals auch nur ein Lied oder ein Epigramm gegen mich zirkuliert), die Behauptung, daß mich in Petersburg eine Putzmacherin namens Chotuzow aus dem Fenster hatte hinauswerfen lassen. Überdies wurde mir auch nachgesagt, daß ich ein wenig feig sei und bei meinem Einzuge als Gouverneur des Hennegaus[173]) wie ein alter Sultan inmitten einer Schar von Dirnen ausgesehen hätte. Die Dirnen wurden obendrein als das einzige Ziel meines Sehnens bezeichnet. Außerdem warf man mir vor, daß ich in meiner Dummheit die Zurufe „Es lebe der patriotische Fürst" für wahr genommen hätte. Das war richtig. Die Rufe erschollen in einer Kirche, wo ich, wie ich glaube, den Treueid leistete oder abnahm. Ich hielt eben alle diese Rufe für bare Münze, da ich nicht ahnte, daß ein Rufer den seinen höhnisch meinen könne. Was nun die Sultansrolle betraf, so erwies mir mein Feind zu viel Ehre. Während meines langweiligen Einzuges hatten mir allerdings sehr hübsche Mädchen Blumensträuße in den Wagen geworfen, und ich dankte den jungen, durch die gaffende Menge an meinem Wagenschlag festgehaltenen Geschöpfen herzlich. Daß ich sie reizend nannte, ist wohl entschuldbar. Unberechtigt war jedenfalls der Vorwurf der Feigheit. Was aber diese Frau Chotuzow betrifft, deren Namen ich nur kenne, weil auch ein General[174]) ungefähr so heißt, begreife ich nicht, wo dieser Mann seine dumme Geschichte aufgestöbert haben konnte. Er sagt nicht, wer mich zum Fenster hinausgeworfen hat, und warum dies geschehen sein soll. Einige große Damen und die Verpflichtung, den größten Teil des Tages bei Hofe zuzubringen, hatten mir weder Lust noch Zeit für Abenteuer dieser Art gelassen. So hat der Pamphletist auch in diesem Falle unrecht gehabt.

Der einzige, vielleicht nicht ganz unbegründete Vorhalt konnte meinem Einzug gelten, der ihm eher eigentümlich als prächtig erschienen sein dürfte. Der Krieg war kaum vorüber,

ebenso der Aufstand in den Niederlanden, der mir teuer zu stehen gekommen war. Ich hätte Schulden machen müssen, um meine Leute in neue, reichgestickte Livréen zu kleiden. Ich dachte aber, daß das Volk gerade im Gegenteil dankbarer sein würde, wenn ich keinen überreichen Prunk entwickelte. Da ich zwei Türken, vier Leibhusaren, bärtige russische Diener und einen Tataren mit zwei Dromedaren[175]) mitführte, so mag dies vielleicht die sinnreiche Parallele mit Tamerlan oder einem Kaiser von China verursacht haben, denn ich weiß heute nicht einmal mehr zu sagen, mit welchem dieser Gewaltigen ich verglichen worden bin.

* * *

Ich habe mich immer an den Ausspruch des Abbé Griffet[176]) gehalten, daß man der Partei jener angehören solle, die nur mit ihrem Taufnamen unterzeichnen.

* * *

Ich bin vielleicht die unschuldige Ursache der Metzeleien von Lyon, denn dort wurde auf mein Anstiften der schlechte Komödiant Collot d'Herbois[177]) ausgepfiffen, weil er einen guten, von mir beschützten Schauspieler namens Chevalier nicht aufkommen ließ. Man weiß, daß dieser Elende die fürchterlichsten Verbrechen beging und sie seine Rache für die ihm in dieser unglücklichen Stadt angetane Unbill nannte... Vielleicht habe ich auch das Unglück Polens hervorgerufen, als ich die Kaiserin von Rußland bewog, Ignaz Potocki[178]) in Kiew ungnädig zu empfangen. Ich hatte es aber dem Könige von Polen versprochen. Von da an warf er sich und sein Land Preußen an den Hals. Daraus entstand die Verfassung vom dritten Mai mit allen ihren üblen Folgen.

* * *

Tief ergreifend war für mich die Ankunft Monsieurs in Coblenz und seine Vereinigung mit allen Parteigängern des

Prinzen von Condé[179]) und des Grafen von Artois. Ich riet den Herren, am nächsten Tage schon nach Frankreich zu marschieren, wenn sie keine Waffen hätten, auch unbewaffnet, und irgend eine der Grenzfestungen mit Sturm oder durch Verrat zu nehmen. So wäre Frankreich noch zu retten gewesen.

Im Theater von Tournay habe ich einen rührenden und sehr schönen Augenblick erlebt. Zu Beginn der Emigration begab ich mich zufällig von Belœil dorthin ins Theater. Man gab „Richard Löwenherz“ [180]). Das Publikum sah mich in meiner Loge und merkte meine Rührung über das Lied „Oh Richard, oh mein König!“ Man jubelte mir zu; alte und junge französische Damen stürzten aus ihren Logen ins Parterre, das voll junger französischer Offiziere war. Diese wieder sprangen auf die Bühne und riefen unaufhörlich: „Es lebe der König, es lebe der Fürst von Ligne!“ Ich war am Rande meiner Kräfte. Es gab in dem Stücke noch eine Szene, wo Rache für den armen, gefangenen Richard gefordert wurde. Ich beugte mich aus der Loge vor und zeigte durch meinen Beifall, daß ich an dieser Vergeltung teilhaben wollte. Damals hatte ich begründete Hoffnung, den Krieg gegen Frankreich mitmachen zu dürfen. Meine Geste trug mir neue Begeisterung ein, die erst endete, als die Zuseher ihre Tränen trocknen mußten.

Zu Anfang der grossen Revolution glaubte man offenbar, daß ich in den Heeren der gegen Frankreich kämpfenden Mächte eine Rolle spielen würde. Damals erhielt ich eine Zuschrift des Klubs von Mâcon. Sie war unterfertigt von meinem alten Bekannten, Herrn d'Aumerat, früherem Brigadegeneral. Man bedrohte mich mit dem Tode und der Zerstörung von Belœil, wenn ich es wagte, Aristokrat zu sein. Während der kurzen Zeit, wo die Niederlande wieder kaiserlich waren, machte ich eine Rundreise durch mein Gouvernement. Da trat eines Tages unangemeldet ein Herr von Lacombe mit den Worten bei mir ein: „Mein Herr, ich bin Jakobiner, habe es aber satt. Ich kehre nach Frankreich zurück, um diese Leute zu vernichten. Ich bringe Beweise von Unterschleifen und Untreue einiger meiner Kollegen mit, die mit mir in Santo-Domingo

waren. Diese will ich auf die Guillotine bringen und dadurch das Vertrauen des Konvents erwerben. Was wollen Sie, daß ich noch tue, um den Verrat weiter zu spinnen? Soll ich General in Paris oder bei der Armee werden, oder Kommandant eines festen Platzes, oder soll ich mich im Kriegsrat betätigen? Mir ist es gleich. Wollen Sie, daß ich in Frankreich für Sie eine Partei gründe? Denn der Herzog von York[181]) und der Herzog von Braunschweig[182]) haben schon jeder die seine... Sie sind aber bekannter und beliebter als diese Herren. Man spricht sehr Gutes von Ihnen in Frankreich und weiß, daß Sie einen Teil Ihres Lebens dort verbracht haben."

Ich dankte ihm für sein Anbot und verzichtete sofort auf die Königswürde. Da ich aber nicht wußte, ob er ganz verrückt sei, legte ich ihm nahe, vorerst unser Vertrauen durch die Auslieferung von Lille[183]) an die Österreicher zu gewinnen. Ich ahne nicht, was aus ihm geworden ist, und ob er nicht wirklich irgend eine Bewegung in Frankreich hervorrufen wollte. Ich glaube aber, seinen Namen auf der Liste der damals Hingerichteten gefunden zu haben.

* * *

Einiger Weiberklatsch, dummes Gerede und Mißverständnisse hatten die Erzherzogin[184]) gegen mich verstimmt. Ja, sie hat sogar Miene gemacht, eine Adressenverwechslung und eine Ungeschicklichkeit als Mangel an Ehrfurcht für ihre ganze Familie tragisch zu nehmen. Mein Adjutant Dettinger schrieb die Adresse meiner Frau auf einen für den Prinzen Albert bestimmten Brief, und das an die Fürstin von Ligne gerichtete Schreiben gelangte durch das gleiche Versehen in die Hände des Prinzen Albert. Ich hatte von Paris aus den Erzherzog Ferdinand[185]) und seine Erzherzogin nach Belœil geladen und mir auch von den königlichen Hoheiten in Brüssel die Ehre ihres Besuches erbeten. Nun hatte ich in meinem Brief, der dem Generalstatthalter in die Hände fiel, über die Mailänder Herrschaften das Folgende geschrieben: „Wir werden den erzherzoglichen Postzug bald los sein." Diese Dummheit, die sich weder gelesen noch geschrieben hübsch machte, mansit

alta mente repostum und raubte mir die Gunst dieses kleinen Hofes in solchem Maße, daß der Prinz nicht daran dachte, mich, was er sonst sicher getan hätte, unter seinem Oberbefehle den Feldzug mitmachen zu lassen. Die Erzherzogin ist jähzornig, versöhnt sich aber nicht leicht. Dadurch schmälert sie die von ihrer Mutter ererbten glänzenden Eigenschaften. Der Herzog ist gut, verfügt auch über reiches militärisches Wissen, aber ich hätte ihm dennoch nützlich sein können. Vielleicht wäre es gar nicht zu der Schlacht von Jemappes[186]) und ihrem unglücklichen Ausgang gekommen. Vielleicht hätte sich auch der Herzog von Braunschweig, mit dem ich ja dann zu tun gehabt hätte, unserer Freundschaft und meiner Menschenkenntnis erinnert. Er hat seither gefunden, daß ich der geeignetste Mann gewesen wäre, diesen Krieg zu beenden. Darauf ließ ich ihm erwidern, daß er dies früher und vernehmlicher hätte sagen sollen.

Der Herzog Albert ist ein äußerst gebildeter Soldat von größtem militärischen Wissen. Seine Denkschriften taugen aber mehr als sein Gedächtnis, das ihn öfters verläßt. Im Gelände, zu Pferde, inmitten einer großen Begleitung scheint er alles zu vergessen, was er gelernt hat und in seinem Studierzimmer deutlich vor sich sieht. Ich habe mir mit ihm einen schlechten Spaß erlaubt, den glücklicherweise nur wenige verstanden. Als ich ihn das erste Mal nach der von ihm verlorenen Schlacht von Jemappes wiedersah, fragte er mich, ob ihn eine eben überstandene Krankheit — eine Folge seines Unglücks — nicht verändert hätte: „Ich finde, daß Eure Hoheit," sagte ich, „noch ziemlich abgeschlagen aussehen!"

* * *

Mitunter fand ich mich als müßiger Zuschauer bei der Belagerung von Valenciennes[187]) ein, dann wieder blieb ich als Oberst volle vierundzwanzig Stunden lang vor dem Platze. Alle in Belœil weilenden Damen begaben sich ebenfalls dorthin. Wenn sie der Festung nicht zu nahe kommen wollten, führte ich sie auf zwei Anhöhen in meinem Wald, von wo ich, ein sieben- oder achtjähriger Knabe, als Belohnung für gutes Betragen die gleiche

ERZHERZOGIN MARIA CHRISTINE.

Beschießung[188]) einst hatte ansehen dürfen. Aber damals hielten bessere Franzosen als die heutigen Valenciennes eingeschlossen. Ich mußte selbst über dieses Ende meiner Laufbahn lächeln; sie schloß dort ab, wo sie begonnen hatte, und ich zuckte die Achseln über Ereignisse, die mich zwangen, die Leistungen anderer zu betrachten, anstatt diese anderen zu Zeugen oder Mehrern meines Ruhmes machen zu dürfen. Von meinen Erfolgen war aber zu jener Zeit schon nicht mehr die Rede.

* * *

Ach, ich wollte oder konnte den Marschall Lacy nicht verstehen, als er das furchtbare Wort aussprach: „Tot!“*). Ich glaube, daß mir dies das Leben rettete. Ich fiel ohnmächtig nieder, und der Marschall trug mich in seinen Armen fort. Immer noch habe ich den Ort vor Augen, wo er mir das Ende meines teuren Karl mitteilte. Ich sehe meinen armen Sohn, wie er alle Tage zur gleichen Stunde mit seinem glücklichen, guten Gesicht kam, um mich zu küssen. Vierzehn Tage vor dem Unheil hatte ich geträumt, daß Karl eine tödliche Kopfwunde erhalten habe und tot vom Pferde gefallen sei. Fünf oder sechs Tage lang nach diesem fürchterlichen Traumbilde befand ich mich in Unruhe. Da man aber stets als Schwäche deutet, was oft eine Warnung oder ein Vorempfinden der Natur ist, wenn das gleiche Blut in den Adern zweier Menschen kreist, so verscheuchte ich diesen traurigen Gedanken, der aber nur zu wahr geworden ist.

* * *

Eines Nachts vernahm ich im Regierungspalaste[189]), wo man seit vierzig Jahren Geistererscheinungen gesehen haben wollte, vor meinem Zimmer so starken Lärm, daß ich meinte, die Türe müsse aufspringen oder in Trümmer gehen. Die Nacht war aber windstill, und es herrschte nicht die mindeste Zugluft. Ich schellte,

*) Der Fürst spricht von der Nachricht über den Tod seines in der Champagne gefallenen Sohnes. (Anmerkung im französischen Originale.)

mein Kammerdiener Angelo verließ mein Gemach und behauptet heute noch, daß er eine große, weiße Gestalt flüchten gesehen hätte. Er wäre ihr gefolgt, wenn ihm die Furcht nicht in die Beine gefahren wäre. Seither schlief mein Ordonnanzkorporal in meinem Vorzimmer, und meine Nachtruhe blieb weiterhin ungestört.

* * *

Ich habe die fröhlichsten Länder und Höfe noch in ihrem Glanze gesehen, so den Hof des letzten sächsischen Königs von Polen, richtiger den Hof des Grafen von Brühl[190]). Ich habe den Übermut dieses Satrapen bestaunt, der sich auf einem Ritte von hundert Schritten von hundert Pfalzgrafen, Starosten, Burggrafen, Ordensbandträgern und einer Menge dem Hause Sachsen verwandter Prinzen begleiten ließ.

Ich sah Ludwig XV., der damals noch das große Aussehen Ludwigs XIV. hatte, und Frau von Pompadour, die der Montespan[191]) nacheiferte. Ich habe drei Wochen entzückender Feste in Chantilly[192]), Theateraufführungen und sommerliches Treiben in Villers-Cotterêts[193]) genossen, wo sich alles einfand, was liebenswürdig genannt werden durfte. Ich habe zaubervolle Reisen nach Isle-Adam[194]) unternommen und die Freuden des kleinen Trianon, die Spaziergänge auf der Terrasse in Versailles, die Musikaufführungen in der Orangerie, den Glanz von Fontainebleau, die Jagden von St. Hubert und von Choisy miterlebt. Dies alles habe ich verbleichen und zugrundegehen sehen.

Ich habe sogar noch die letzten glänzenden Tage Lothringens erblickt, das zwar aus keiner großen Höhe hinabstürzte, immerhin aber zur Zeit des kleinen Königs Stanislaus[195]) noch bestand, der die Leutseligkeit, den Biedersinn und den frohen Mut der alten lothringischen Herzoge geerbt hatte.

Ich schaute den letzten großen Prunk Europas, als Katharina II. in einem eisigen Klima asiatischen Luxus dem Aufwande Ludwigs XIV., der Herrlichkeit Griechenlands, Roms und der Märchen aus Tausendundeiner Nacht vermählte.

Ich habe den Ruhm von Potsdam und Sans-Souci gekannt, seine militärische Regierung, Hof und Hauptquartier zugleich. Ich weilte mit dem Prinzen Karl von Lothringen in den Niederlanden und habe dort seinen hübschen, fröhlichen, angenehmen, heiteren, zechenden, schmausenden und jagenden Hof gesehen. Nur um die Vergänglichkeit alles Bestehenden zu beweisen, will ich noch sagen, daß ich alle Höfe des deutschen Reiches vergehen sah, selbst seinen kleinsten, den des letzten Prinzen von La-Tour[196]), der wohl lächerlich aber nicht weniger prächtig war. Mannheim, München, Erlangen, Bayreuth[197]), zur Zeit des letzten Markgrafen, und Stuttgart, auch sie waren der Schauplatz von Festen, Freuden und großer Pracht, und auch sie sind nun gewesen. Ebenso sah ich den kleinen Hof von Bonn[198]) erlöschen und sogar (dies will viel heißen) den Hof von Lüttich[199]), der unter zwei bayrischen Fürsten geglänzt hatte. Nirgends aber in Europa ist Ersatz erstanden für die großen Häuser der großen Herren, die mit ihren Pagen, Garden, Hofherren, ihrer Dienerschaft, ihren Gespannen, ihrem Pomp, ihrer offenen Tafel und ihren Lustbarkeiten den Ton angegeben haben.

* * *

Die beispiellose Eitelkeit des Fürsten Kaunitz[200]) übertrifft jede Schilderung. Sein Leben war ausgefüllt mit Huldigungen, die er sich selbst darbrachte. Eines Tages sagte er zu einem von mir eingeführten Russen: „Mein Herr, ich rate Ihnen, mein Portrait zu kaufen, denn man wird bei Ihnen zu Hause froh sein, auf diese Weise einen der berühmtesten Männer kennen zu lernen, den vornehmsten Reiter und den besten Minister, der diese Monarchie seit fünfzig Jahren führt, überdies einen Mann, der alles weiß, alles kennt und alles versteht."

Kaunitz besaß mehr Verstand als Geist; er beherrschte vier Sprachen vollkommen, und dies machte ihn im Gespräche imponierend, aber nicht verführerisch. Horchte man jedoch etwas näher hin, so vermißte man jede Eigenart und Phantasie. Aber der Glaube, der erste Politiker auf Erden zu sein, hatte ihn fast

wirklich dazu gemacht; trotz seines Stolzes, den er nie verbarg, war er aber ehrlicher und verläßlicher, als man dachte. Er erstrebte und beanspruchte Bewunderung, verdiente aber mindestens Achtung und Wertschätzung.

* * *

Mühevoll habe ich in Herrn Leygebs Tagebuch meine Reisen nachgezählt. Ich finde darin vierunddreißig Fahrten von Brüssel nach Wien, die immer über Paris gingen. Ferner in drei Feldzügen zwölf Fahrten von der Armee nach Wien und überdies achtzehn Reisen von Belœil nach Paris. Dies nur bis zum Jahre 1786, denn seither haben mich der Türkenkrieg und die Aufstände dreizehn Jahre lang an Wien gefesselt.

Zweimal habe ich Rußland durchzogen, zweimal Polen und einmal die Moldau, die Krim und die Provence. Ich wette, daß ich drei Jahre meines Lebens im Wagen zugebracht und mehr als hundertfünfzigtausend Gulden allein für die Post ausgegeben habe. Ebensoviel, wie ich glaube, im Spiel. Meine Feldzüge haben mich mehr als fünfhunderttausend Gulden gekostet, und über zweihunderttausend Gulden verehrte ich meinem Regiment und anderen von mir befehligten Truppen. Ich habe vielleicht fünfhunderttausend Gulden an Baulichkeiten und Gärten gewendet, wobei ich gewiß nicht übertreibe, und die gleiche Summe auf Feste, Truppenschauen, Einzüge, Einweihungen usw.... Mein Hausgebrauch in den Niederlanden dürfte jährlich sechzigtausend Gulden verschlungen haben, meinen wandernden Hausstand ungerechnet, den ich auf dreißig- bis vierzigtausend Gulden veranschlage. Ich denke, daß ich seit meiner Geburt alles in allem sechs oder sieben Millionen Gulden Wiener Währung oder zwanzig Millionen Francs verzehrt habe.

* * *

Ich würde mich glücklich preisen, wenn der Ruhm mir so gnädig gewesen wäre, wie die Liebe! Aber ach, er ist so schwer

zu fassen! Hie und da durfte ich ihn im kleinen genießen, aber noch niemals in vollen Zügen.

* * *

Zweimal schien es fast sicher, daß ich in Italien unser Heer gegen den ersten Konsul[201]) führen würde. Die Kunde hatte mich in meinem Bett erreicht, wo mich meine Faulheit von den Niedrigkeiten fernhielt, die zum Erfolge gehören. Zweimal habe ich ebendort erfahren, daß man mir die vier Invaliden[202]) vorzog, die jenes schöne Land nun verloren haben. Nach der kurzen Freude über die Aussicht, der Retter Italiens werden zu können, empfand ich bitter das Ende aller meiner Siegesträume. Aber es ist mir beschieden, vermeintliches Glück raschen Griffes festzuhalten, es aber getrost eben so schnell fahren zu lassen, wenn ich die Nichtigkeit meiner Hoffnungen erkenne. Solche Opfer bereiten mir keinen Schmerz.

Ich habe mir vorzuwerfen, nicht alle Schritte getan zu haben, die zur Erlangung dieses Kommandos nötig gewesen wären. Das erstemal ließ mich eine Frau versprechen, nichts zu unternehmen, um die Stellung in Italien zu erhalten. Ich willigte ein, die Entscheidung untätig abzuwarten, weil es mir in diesem Augenblick gefiel, das als Intrigue zu empfinden, was ich sonst sehr wohl als richtiges Beginnen vor mir hätte verantworten können. Man behauptet, der Großvezier (Herr von Thugut)[203]) hätte nur auf meine Bewerbung gewartet. Aber ich war nicht der Mann nach seinem Herzen, denn ich hätte keinen Adjutanten neben mir geduldet, der mich dann eigentlich beherrscht hätte. Es wäre auch nicht gelungen, mir durch Laffen oder Postillone einen Plan aufzudrängen. Diese hätten mit dem Vezier Intriguen gesponnen, anstatt sich auf das Überbringen ihrer Meldungen zu beschränken. Mir aber hätten sie die in dieser Hexenküche entstandenen Befehle aufgehalst. Vielleicht wäre auch mir der große Erfolg versagt geblieben, aber ich stehe gut dafür, daß auch der Feind nicht viel erreicht hätte und der Geist des Heeres gut geblieben wäre.

Trotzdem habe ich meine Dienste angeboten, und ich hätte mich damit beschieden, neben oder unter jedem beliebigen General zu dienen. Noch höre ich nicht auf, die Entscheidungsschlacht abzuwarten, die ja kommen muß. Möge man mir dann einen Platz gönnen, auf dem ich meine militärische Laufbahn beenden und verklären kann.

Ich habe erst jetzt erfahren, daß Lord Grenville[204]) in Berlin weilte, als es in Belgien, zwei Jahre nach seiner Unterwerfung, wieder unruhig wurde. Damals forderte der englische Diplomat durch einen Kurier von unserem Vezier die Übertragung des Kommandos der Rheinarmee auf mich. Man schlug es ab, ohne dem Kaiser den Wunsch auch nur zu melden. Ein anderes Mal erbat mich der Graf Castel-Alfer[205]) im Namen seines Herrn, des Königs von Sardinien[206]), der, unzufrieden mit anderen österreichischen Generalen, einen Mann aus Laudons Schule verlangte. Er wollte nur mir allein seine Truppen anvertrauen und erbot sich, mir die gleichen Machtbefugnisse und Instruktionen zu erteilen wie der Kaiser. Thugut lächelte verbindlich und scheinbar zustimmend, wechselte den Gegenstand des Gespräches und verabschiedete sich höflich vom sardinischen Gesandten. „Was haben Sie getan?“ sagte am nächsten Morgen Herr von Eden[207]) zu Castel-Alfer. Eden meinte nämlich, mit Razumowski und Thugut ein Triumvirat zu bilden, war aber nur eine Puppe des Veziers. „Man zürnt Ihnen; man behauptet, daß Sie es wagen, Führerstellen zu verleihen, und noch dazu dem Fürsten von Ligne, der in einem einzigen Feldzug die Streitkräfte von Piemont und Österreich der sicheren Vernichtung überliefern würde.“

* * *

Dummheit oder Tücke von Günstlingen, ihre unselige Hand bei Besetzung der wichtigsten Posten, ihre Geringschätzung für anständige und vernünftige Menschen erstickten meinen militärischen Eifer, den ich für unzerstörbar gehalten hatte. Ich habe das meinem Herzen Teuerste, das Verlangen nach Ruhm, zerbrochen, und beschlossen, mich nie wieder einem Gewehrschuß

auszusetzen. Niemals habe ich mich der vielen mitgefochtenen Schlachten und hervorragenden Taten in zwölf Feldzügen gerühmt, aber ich habe gelacht und geweint zugleich, als ich an der Spitze unserer Heere in Italien und den Niederlanden vier armselige Stümper oder Invaliden erblickte, die unter mir gedient hatten, und denen ich, Clerfayt ausgenommen, nicht die Führung von drei Bataillonen anvertraut hätte. Von allen Marionetten, die auf diesen Kriegstheatern aufgetreten sind, hätte Clerfayt noch am meisten getaugt, wenn nicht die Angst vor Verantwortung seine reiche Begabung gelähmt hätte.

Alle jene, welche die Niederlande und Italien schon verloren haben und jetzt daran arbeiten, das noch Verbliebene einzubüßen, und alle, die in diesem Krieg eine gute oder schlechte Rolle gespielt haben, waren meine Untergebenen und gewiß nicht darauf gefaßt, mir vorgezogen zu werden. Ich bedaure, jetzt durch sie gerächt zu sein. Diese Rache ist aber nicht, was ich suche. Ich gestehe, daß ich in dieser peinvollen Lage aushalte, um mich vielleicht doch noch durch geleistete Dienste zu rechtfertigen. Vielleicht finde ich in einem Befestigungswerk oder draußen in den Linien einen bescheidenen Winkel, wo ich beim Angriff ein letztesmal Ehren einheimsen und Großes vollbringen kann.

Ich hätte niemals auf dem Boden des deutschen Reiches Krieg führen wollen. Ich hätte Deutschland dem angeblichen Schutze Preußens überlassen, aber versucht, unseren verlorenen Besitz wieder zu erlangen. In Italien hätte ich unsere Truppen keinesfalls getrennt, um kunstvolle Angriffe auszuführen. Ich hätte mich auch gewiß nicht von meinen Nachbargruppen, meinen Stützpunkten und Reserven entfernt, dagegen aber getrachtet, durch zahlreiche Spione, gute Erkundung, Kordone, leichte Truppen, genaue Karten und Mithilfe der Bevölkerung jeden Fußpfad zu kennen, kleine Abteilungen überraschend zu vernichten und den Feind unablässig zu quälen. Dies hätte mir die Überlegenheit über den Gegner gesichert. Der Geist, in dem man einen Feldzug führt, ist ja ausschlaggebend.

* * *

Nun aber bin ich ruhig und sehr glücklich daheimgeblieben und genieße die Gegenwart, ohne meinen eben geschilderten Plan zu bedauern, der vielleicht weniger Erfolg gehabt hätte als ich denke. Einsam schreibe ich dies auf meinem Berg, in einem hübschen, zierlichen, mein kleines Belœil genannten Aussichtsturm. Dieser soll mich für das wirkliche Belœil entschädigen, über dessen endgültigen Verlust kein anderer als ich sich hinwegsetzen würde.

* * *

Seit dem Siebenjährigen Kriege sind zwei oder drei Friedensschlüsse[208]) zustandegekommen, die allerdings in recht eilfertiger Weise abgeschlossen wurden. Wien ist jetzt wohl gerettet. Andere Zeiten, andere Sorgen. Denke ich auch heute nicht mehr an Beförderung, so bestrebe ich mich wenigstens, nicht allzusehr ins Hintertreffen zu geraten. Ein ungerechter und grausamer Befehl verschließt mir die Hauptstadt. Ich habe meiner Treue ein Einkommen von zweihunderttausend Gulden geopfert. Dabei muß ich immer bedenken, daß ich es noch besäße, wenn der Hof in den Verzicht auf alle meine Stellen gewilligt hätte, die man mir aber dann doch wieder aufdrängte. Unter Schwüren hat man mir damals meine Ernennung zum Feldmarschall in kürzester Frist zugesichert. Daran ändert auch das kaiserliche Handschreiben nichts, durch welches ich fast wieder in den aktiven Dienst rückversetzt wurde. Denn man hat es nicht gewagt, mich völlig zur Seite zu schieben. Der dem Kaiser jetzt erteilte jakobinische Rat, jene aus seiner Umgebung zu entfernen, die nicht für geleistete Dienste, sondern, wie man sagte, nur für ihre Anhänglichkeit gezahlt wurden, hält die pensionierten Offiziere von ihm fern. Ich bin aber passioniert, man hat sich in dem Worte geirrt.

Was meine Passion betrifft, so ist mir seit jener, die ich für meine letzte gehalten hatte, doch noch eine neue bescheert worden. Sie tröstet mich über die mir zugefügten Ungerechtigkeiten. Oft verlasse ich meinen Zufluchtsort, um ein einfaches, sanftes, fröhliches, mildes, ein wenig scheues ländliches Geschöpf

HERZOG ALBERT VON SACHSEN-TESCHEN.

aufzusuchen, das an den entferntesten Gestaden der Ostsee geboren wurde, nahe den Wäldern, wo nur Bären hausen. Umso besser für mich! — Eine ausgiebige Kränkung hat mich neuerlich beliebt gemacht, denn ich war nahe daran, vergessen zu werden. Aus Furcht, daß dies wirklich geschehen könnte, gebe ich allwöchentlich Bälle in einem meiner Zufluchtsorte, nicht allzuweit entfernt von Wien. Nußdorf ist jetzt mein drittes Asyl geworden. Man findet: „Sie trotzen offenbar Ihrem Unglück und unterstreichen Ihre Sorglosigkeit!“ — Keineswegs, meine vermeintlichen Freunde und traurigen Ratgeber, denen ich niemals zuhöre! Diese Sorglosigkeit gehört einmal zu meiner Natur, sie hebt mich über die Ereignisse hinaus, und mein Ball ist der Schweif des Hundes des Alkibiades.

* * *

Ein einziges Wort kann oft Unheil stiften, und der Grund meiner unfreiwilligen Muße im letzten Kriege ist der folgende: Als man in Spanien dem Günstling Godoy[209]) den Titel „Friedensfürst“ verlieh, meinte ich, daß dann Thugut der „Freiherr vom Kriege“ sei. Er hatte alle günstigen Anerbietungen Frankreichs[210]) zurückgewiesen, und so wurde denn dieses Wort recht eifrig verbreitet und so richtig gefunden, daß Thugut es mir nie verzeihen konnte.

* * *

Wäre Heinrich IV. König der Juden gewesen, nicht König von Frankreich und Navarra, und hätte er an Stelle seines freimütigen, liebenswürdigen und fröhlichen Lächelns ein bitteres, spöttisches, herausforderndes oder verächtliches Grinsen gezeigt, so hätte ihm der Baron von Thugut ähnlich gesehen. Der Minister besitzt den gleichen Gesichtsschnitt wie der Béarner, aber nicht die Eigenschaften seines Herzens oder Verstandes. Seine Augen sind sehr geistvoll, die Führung seines Gespräches ist nicht vornehm, aber auch nicht gerade gewöhnlich. Er verfügt nicht über mehr Höflichkeit als ein kleiner Beamter, aber seine Umgangs-

formen und seine Art zuzuhören sind nicht unangenehm. Er hat aber niemals genug gesprochen, weil er fürchtet, daß man dann versucht wäre, das Maß seines Wissens zu erforschen. Nur seine Leistungen und das von ihm in sieben Jahren Zerstörte beweisen seine Unfähigkeit für sein Amt, das Ministerium des Äußern. Nebst dieser Stellung bekleidet er noch drei oder vier andere, die ihn eigentlich mehr beschäftigten, als seine wichtigste Funktion.

Er hatte das Glück, verleumdet zu werden, und ist vielleicht auch der einzige Mensch, dem dies zum Vorteil gedieh. Man hat abwechselnd behauptet, daß er von Frankreich oder England gewonnen sei. Er hat über diese Bosheit gelacht und durch Verzicht auf ein kaiserliches Geschenk von hunderttausend Gulden seine Selbstlosigkeit beweisen wollen. Man warf ihm vor, das eine Mal russisch, das andre Mal englisch gesinnt zu sein. Er hat sich mit diesen Höfen überworfen und so seine Gleichgültigkeit für beide an den Tag gelegt. Preußen hat ihn durchschaut, und deshalb hat Thugut diesem Lande seinen Haß geweiht, der unserer Monarchie schweren Schaden brachte. Er hat gerne den Anwurf hingenommen, von einzelnen fremden Ministern ins Schlepptau genommen zu sein, denn dadurch konnte er sie sich, wenn nötig, unmerklich dienstbar machen.

Man hat ihn für hochmütig gehalten; er ist aber nur rücksichtslos und achtet die eigene Ehre ebenso gering, wie fremde. Als freundloser Junggeselle von sehr niederer Abkunft besitzt er weder Verwandte noch gesellschaftliche Beziehungen, er lebt unbeschwert von Grundsätzen und schließt sich ab, weil er besorgt, durchschaut zu werden. Er haßt die Menschen, anstatt ihre Gesellschaft zu suchen, er meidet sie, um ihrer Abneigung zuvorzukommen.

Er erteilt nur mündliche und unklare Instruktionen, und niemals hat irgend ein von ihm gefertigtes Stück jene zu retten vermocht, die er bloßstellen oder verleugnen wollte. Sein Sündenbock war mit der Durchführung seiner niedrigen Ränke betraut, und seine Fehler in den maltesischen Angelegenheiten[211]) haben das jetzige Unglück Europas mitverschuldet. Er wollte andere

verschonen, schrieb ihnen aber die eigenen Mißgriffe zu und baute auf seine dünkelhafte Zurückhaltung, die stets rechtzeitig Zerwürfnisse schuf, wenn sein Unwille durch die Umstände erregt war.

Selbst seine Schützlinge durften sich nur selten seiner Hilfe erfreuen. Wäre er aber in der Lage gewesen, irgend jemandem Gutes zu tun, so hätte er ihm widerfahrenen Undank ebenso leicht genommen, wie sein eigenes häßliches Verhalten gegen seine Wohltäter. Dies hat er den Fürsten Kaunitz, Starhemberg[212]), Rosenberg und Colloredo[213]) bewiesen, denen er in einem einzigen Augenblick ihren Einfluß und das Vertrauen ihres Herrschers raubte.

Zweifellos hat er auf seinem Botschafterposten in Konstantinopel Geschmack an orientalischem Despotismus gewonnen. Aber er zeigte diese Neigung erst auf der obersten Stufe der Macht. Niedere Ämter erschienen ihm nicht erstrebenswert; diese hat er stets ausgeschlagen. Er lehnte Entsendungen nach Warschau, Neapel und dem Haag ab, ebenso zwanzig geheime Missionen, mit denen er in Frankreich, den Niederlanden und bei den christlichen und türkischen Heeren betraut worden war. In Braunau[214]) erregte er bei Friedrich dem Großen so starkes Mißfallen, daß dieser der Kaiserin Maria Theresia schrieb, sie möge ihm keinen Mann mehr schicken, der derartig von Schwierigkeiten strotze, wie Thugut.

Man hat dem Minister nachgesagt, er habe die Monarchie zerstören wollen. Keineswegs; er hätte sie sogar gerne vergrößert, aber er opferte lieber das Reich als seinen Einfluß. Man hat auch behauptet, daß er das Königreich Neapel vernichten wollte[215]). Keineswegs, er hatte es nur auf das Verderben Macks[216]) abgesehen. Man hat auch seine Menschenkenntnis bestritten, aber er selbst hat über die unglückliche Auswahl seiner Leute gespottet, diesen Fehler aber anderen aufgehalst. Über die Siege des Erzherzogs Karl und Clerfayts hat er freilich nicht gelacht, aber auf die Abberufung beider Generale hingewirkt[217]). Dann hat er über die allen kaiserlichen Generalen bereitete Erniedrigung triumphiert und erklärt, daß er angesichts ihrer geringen Kampfes-

lust einen Heerführer aus einem achthundert Meilen entfernten Lande kommen lassen müsse (Suwórow)[218]). Als er jedoch merkte, wie dieser seine Belehrungen in den Wind schlug und nur seinem Kopfe gehorchte, um das Ende des Krieges herbeizuführen, war Thuguts gute Laune vorüber.

Seine ganze Politik vollzog sich förmlich hinter einem dichten Nebel, der den Zuschauer erst zu spät merken ließ, wie schlecht alle Berechnungen gewesen waren. Durch das von ihm stets betonte Gebot des Geheimnisses hatte er alle Geschäfte in seine Hand bekommen. Man hat ihn der Faulheit bezichtigt, aber er machte alles allein, ja er besorgte sogar die Adressen und etwa notwendigen Abschriften der Akten; trotzdem war er wirklich träge. Er antwortete niemandem und ließ Kuriere ein Jahr lang warten. Aus Nachlässigkeit, nicht aus Gewinnsucht, behielt er die Gelder seiner provisorischen Stellen zurück. Bei seinem Sturze verbrannte er Berge von uneröffnet gebliebenen Geschäftsstücken[219]). Wenn er arbeitete, so geschah es, um ernstes Tun zu verhindern und alles in Abhängigkeit von sich zu halten.

Eigentümliche Gegensätze wohnen in diesem Menschen und beweisen seine Unwissenheit auf vielen Gebieten. Da er in der besten Gesellschaft verkehrt hat, versteht er sich als Mann von Geschmack auf gute Tafel und Vergnügungen; dennoch speist er stets nur zu zweien mit unbedeutenden Leuten, denen nicht einmal er Aufmerksamkeit schenkt. Er meidet Prunk und standesgemäßes Auftreten, besitzt aber prachtvolles Tafelgeschirr, glänzende Livréen und das schönste Tischzeug, das aber nur einmal im Jahr ans Tageslicht kommt, wenn eine alte Frau den Schrank öffnet, um die Damaste zu mustern.

Thugut verfügt über genügenden Verstand, müßte aber mehr Folgerichtigkeit, mehr Seelengröße und Gerechtigkeitssinn, geringeren Eigendünkel und eine bessere Meinung von den anderen besitzen, auch weniger Neid, Bosheit und Tücke. Dann hätte er ein großer Minister werden können. Bei seinem Rücktritte vergoß er einige Tränen. Tränen der Wut hätte ich ihm verziehen, aber nicht Zähren der Schwäche, die geflossen sind,

weil er seinen Händen die große Macht entgleiten sah, um deren Besitz er eben noch sechs Wochen lang sehr niedrige Ränke geschmiedet hatte. Einstweilen gleicht der Baron Thugut bis zur Wiedererlangung seiner Macht den Kardinälen Richelieu und Mazarin, von denen es in der Henriade in den beiden letzten Versen ihrer Portraits heißt:

„Richelieu, groß und erhaben, ein schonungsloser Feind,
Mazarin, geschmeidig, geschickt und gefährlich als Freund."

* * *

Alle Dicken fürchten für schwerfällig zu gelten. Deshalb spielt der Graf Cobenzl den Leichten. Er ist tätig, gefällig, eilfertig, gutartig und verträglich, gönnt sich aber nicht genug Zeit zur Überlegung.

* * *

Bonaparte ist gleichzeitig Cäsar, Alexander, Pyrrhus und Scipio. Er ist ein wunderbarer Mensch, man kann aber von ihm nicht ein einziges gefühlvolles oder erhabenes Wort zitieren. Wenn ich seine Vorliebe für Zeremonien und Willkür sehe, erinnert er mich an Paul I. — Wozu hat er eine Frau und Verwandte? Wenn er im Jahr nur hunderttausend Francs für sich verwendete und, was ich billigen würde, Prunk nur bei Paraden entwickelte, wenn er zuhörte und Antworten duldete, so wäre er der größte Mann, der jemals gelebt hat.

* * *

Der Herzog von Enghien[220]) hat Bonaparte getötet, und die Eitelkeit hat seinen Ruhm vernichtet. Sein kaiserlicher Wahnsinn hat die Alpen abgetragen; Saint-Cloud hat Marengo zerstört. Sein Thron hat sein Zelt umgeworfen, und die Legende hat seine geschichtlichen Taten erstickt.

* * *

Der Kaiser von Deutschland (Franz II.)[221]) läßt sich vom Kaiser der Franzosen zum Kaiser von Österreich machen. — Ein Offizier zieht sich mit Ruhegehalt zurück.

* * *

Alexander I.[222]) spielt den Bürger, der König von Preußen den Korporal. Man erblickt auf den Thronen nur gute Väter und gute Ehegatten, aber keine guten Könige.

* * *

Franz II. besitzt gute Herzensregungen und richtiges Urteil. Er brauchte nur eine gute oder, besser noch, gar keine Umgebung. Er neigt zur Gerechtigkeit und sogar zum Wohltun, glaubt an seine innere Festigkeit und will sie auch beweisen. Man will ihn aber hart sehen.

* * *

Der Erzherzog Johann[223]) kann, wie ich es ihm gesagt habe, durch den Verlust der Schlacht von Hohenlinden ein Créqui[224]) werden, der durch die Schlacht von Consarbrück ein großer General geworden ist. Der Prinz besitzt hohe militärische Bildung, großen Fleiß und, wie ich glaube, auch Charakter.

* * *

Besäße der Erzherzog Karl[225]) eine andere Leibesbeschaffenheit, so hätte dies seinen Eifer, seinen Verstand und seine Fähigkeiten verdoppelt. Er wäre Condé und dem Prinzen Eugen gleichgekommen. Er ist tapfer, gütig, geistvoll, verfügt über rasche Auffassung und weiten militärischen Blick. Aber die Sorge um seine Gesundheit hemmt seine Phantasie und wird ihn noch oft behindern, wenn er sich nicht völlig wohl fühlt. Möge die Schmeichelei diesen Prinzen nicht verderben, denn in

ihm wohnen reiche Talente, und er hat Großes vollbracht. Oft muß ich fürchten, daß sich die Schwäche seiner Nerven seinem Charakter mitteile. Er ist General und Soldat zugleich; das sind im Kriege ausgezeichnete Eigenschaften. Aber er ist nicht Offizier, und dessen bedarf es im Frieden. Seine Vertrauensmänner[226]) und Schützlinge taugen nicht viel.

* * *

Einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich jemals gekannt habe, war der Prinz Ludwig von Württemberg, der bei uns den Siebenjährigen Krieg als Freiwilliger mitmachte. Er hat mir Geschmack an der Verskunst beigebracht und war auch selbst ein sehr geschickter Reimschmied und geistvoller Vorleser. Eines Tages überwarf er sich mit dem Marschall Daun[227]) wegen eines jener schlechten Scherze, die er in seinem Frohsinn nicht lassen konnte. Wir hatten eben bei starkem Regenwetter ein feindliches Lager genommen. „Wie finden Sie es, mein Prinz?," fragt der Marschall. „Zu tief," erwiderte jener, denn man sank tief in den Kot ein. „Ich wußte wohl," tadelte der Marschall, „daß Sie an allem Kritik üben."

* * *

Zu meiner Freude habe ich nach vielen Jahren den Kurfürsten von Bayern[228]) als ebenso lieben Herrn wiedergefunden, wie zur Zeit, da er in Frankreich als Prinz Max gelebt hatte. Damals gingen wir gemeinsam zu Hofe, jagten miteinander und waren unzertrennliche Tischgenossen bei den Soupers mit den jungen Damen von der Oper. Aber an der Mittagstafel des Königs von Preußen hat er mich einmal in größten Schrecken versetzt. Da erzählte er hundert wahre und falsche Geschichten über sich, über mich, über diese Damen und eine Menge andere Dinge, die mir schon längst entschwunden waren. Man muß bekanntlich ein großer Herrscher sein, um Kleinigkeiten und Namen im Gedächtnis zu behalten. Der König von Preußen

sagte damals bei Tisch, daß meine zarte Rücksicht für die Stiftsdamen in Edelstetten mir zur Ehre gereiche. Darauf erwiderte ich: „Sire, es war mir um das gute Beispiel zu tun.“ — Dabei wies ich lachend auf den Kurfürsten, der bei seinen Stiftsdamen und dem von ihm seiner Güter beraubten Klerus sicher nicht beliebt war.

* * *

Welch' tiefen Eindruck hat mir die Königin[229]) von Preußen gemacht, wie schön und wie anmutig ist sie! Wie sehr erinnern ihre regelmäßigen Züge an die unglückliche Königin von Frankreich, und wie reizend sind auch ihre Schwestern[230])! Ich habe den preußischen Hof in Ansbach besucht. Der König[231]) war anfänglich ein wenig scheu und wortkarg, mied die Gesellschaft und machte oft einsame Spaziergänge. Es gelang mir aber, ihn zum Sprechen zu bringen. Da fand er sich wunderbar zurecht und redete sehr klug vom Krieg und militärischen Dingen. Er sieht soldatisch, gerecht, fest und gütig aus. Als er sich eines Tages auf einen Stein niederließ, wo Gustav Adolf einst ein Frühstück verzehrt hatte, sprach ich ihm mit Feuer vom Dreißigjährigen Kriege und seinen Folgen für Deutschland. Es gelang meiner Begeisterung, ihn mitzureißen, und er schien die niedrige, mißtrauische und verbrecherische Politik aller Höfe zu bedauern, die ihn hinderte, das zu tun, was die Ehre und der Vorteil dem ganzen Deutschen Reich damals geboten hätten, als man die Besetzung des Kurfürstentums Hannover[232]) hinnehmen mußte.

* * *

Man muß es verstehen, sich der Menschen richtig zu bedienen. Als unser Hof mit dem russischen schlecht stand, habe ich Unwürdiger die beiden Höfe durch eine von mir veranstaltete Zusammenkunft Trauttmansdorffs[233]) mit Herrn d'Antraigues[234]) wieder versöhnt. Der Pflichttreue d'Antraigues', seiner Überzeugung von Trauttmansdorffs gutem Willen und seinen geistvollen, geschickten Berichten gelang es, die beiden Kaiser ein-

ander wieder derart zu nähern, daß sie sich gegenseitig die aufrichtigst gemeinten Dinge schrieben. Der König von Preußen erfährt dies und faßt gleiches Vertrauen zu Trauttmansdorff. Aber ein Überrest Thugut'schen Einflusses merkt diese Harmonie: Trauttmansdorff wird entlassen, und Mißtrauen und Verstimmung zerstören neuerlich die Sicherheit und Einigkeit Europas.

* * *

Als ich kürzlich in Berlin weilte[235]), empfing mich der König von Preußen in Potsdam, wo er sonst niemanden vorläßt. Während der Parade seiner Garden und der übrigen Garnison herrschte grimmige Kälte. Da sagte er mir: „Wärmen Sie sich an meinem Kamin! Benützen wir diese kleine Stiege, die nicht gerade glänzend aussieht." Da auch dieser Monarch auf äußeren Glanz wenig Wert legt, meinte ich, daß nicht immer die schönsten, aber die sichersten und geradesten Treppen die besten seien. „Und nun," sagte er „gehen wir zur Königin frühstücken." Sie war schön wie ein wolkenloser Tag.

Ich befragte den König um den Namen eines hübschen Offiziers, der eben vor mir defilierte. Er sagte: „Dies ist mein Bruder Wilhelm[236]), den ich Ihnen sofort vorstellen werde." Er machte mich auch mit allen Offizieren bekannt, die den Siebenjährigen Krieg mitgemacht hatten, zählte ihre Verwundungen, ihre Taten auf und wünschte, daß ich mich mit diesen Herren unterhalte. Gespannt lauschte er unserem Gespräche. Sodann wurde ich bei allen Mitgliedern der königlichen Familie eingeführt. Der Prinz Wilhelm ist eine sehr vornehme Erscheinung, dabei liebenswürdig und anziehend. Der Prinz Heinrich[237]) ist es nicht im gleichen Maße, ist aber auch ein schöner Mann. Beide aber sind verläßlich und tapfer. Ich verbürge mich dafür. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen[238]) ist ein Held für einen Roman, die Weltgeschichte und die Sage. Damals erblickte man in ihm einen Halbgott. Durch seine Liebenswürdigkeit, seine Anmut und seinen Leichtsinn ist er Mars, Adonis und Alkibiades in einer Person. Wie reich ist seine militärische Begabung, wie

groß sein Mut und seine Leutseligkeit! „Mit Freuden sehe ich den herzlichen Verkehr zwischen Ihren und den preußischen Offizieren," sagte mir der König. „Ich wünschte, Sire, daß die ganze Welt es sähe; dies würde allen Wirbelköpfen Europas und besonders dem Kaiser Wirbelkopf I., Napoleon, das Gegenteil von Freude bereiten. Dann wären auch unsere beiden Höfe mehr gefürchtet. Ich bitte Eure Majestät, lassen Sie den ersten Minister, General, Verwandten, Höfling oder wen sonst immer aufknüpfen, der es noch wagt, die Behauptung von der natürlichen Feindschaft zwischen Österreich und Preußen auszusprechen." „Oh, man hat mir das oft gesagt," erwiderte er mit wirklich bezaubernder Schlichtheit. „Ich wäre glücklich," fuhr ich fort, „wenn es auch der Kaiser so hielte. Ich werde es ihm bei meiner Rückkehr berichten, (das habe ich auch getan) denn," fügte ich hinzu, „woraus besteht Deutschland, wenn nicht aus Ihnen, Sire, und ihm? Beide Länder haben die gleiche Sprache und gleiche Interessen. Wirbelkopf I. als Kurfürst von Hannover, Trier, Köln, Mainz und, wenn er will, in acht Tagen auch von Baden, Württemberg und Bayern ist Kaiser des Okzidents. Die Truppen dieser Länder behandelt er als die seinen und ihre Herrscher befördert er zu Bataillonskommandeuren." Der König lächelte, als ich die Namen dieser Kurfürsten und französischen Offiziere nannte, aber es war ein bitteres Lächeln. „Man setzt großes Vertrauen in Herrn von Hardenberg[239])," fügte ich hinzu; „ich halte ihn für einen wackeren Mann." „Deshalb habe ich ihn ja zum Minister gemacht," erwiderte der König. „Sire, möchten sich doch Eure Majestät und Seine Majestät der Kaiser zur gegenseitigen Unterstützung im Falle eines Angriffes oder noch stärkerer Demütigung schriftlich die Hände reichen! Kein Minister, kein Kabinett soll es erfahren, und die an den Grenzen kommandierenden preußischen und österreichischen Generale erhalten versiegelte Ordre, die erst auf Befehl zu öffnen ist. Diese Ordre wird von Seiten Eurer Majestät den Auftrag enthalten, in den nächsten Stunden aufzubrechen, um Hannover zu säubern; der österreichische General wird Weisung bekommen, die Schweiz wieder zu besetzen."[240])

Diesmal hat der junge Friedrich Wilhelm III. nicht gelächelt, sondern meinen Vorschlag gebilligt, darüber nachgedacht und nach einem Augenblick ernster Überlegung zu mir gesprochen: „Sie sehen, was ich soeben für Rumbold[241]) getan habe.“ „Ich wollte, Majestät, man hätte ihn gehängt, um Eure Majestät und ganz Europa noch mehr in Zorn zu versetzen.“ — Der König erwidert lächelnd: „Ich bin über diese verteufelten Engländer ungehalten. Sie haben die Schmach auf sich geladen, den Spaniern ohne Kriegserklärung ihre Schiffe[242]) wegzunehmen. Das ist wieder ein Glücksfall für diesen Mann.“ — Der König dachte an Bonaparte. — „Immerhin möglich, Sire, aber dies wird sein Vorgehen gegen den Herzog von Enghien gewiß nicht rechtfertigen.“

Man ist gegen einen König, den man in Potsdam an der Spitze seiner Garnison sieht, weniger freimütig, als mit einem Monarchen auf Reisen oder im Bade. Der Herrscher pochte immer auf seine Ritterlichkeit und brachte mich dadurch eines Tages in Harnisch. Ich sagte ihm: „Sire, Ihre Absichten sind wundervoll, aber sie werden sich nicht verwirklichen lassen, wenn Sie nicht dreien Ihrer Kameraden ein Stelldichein geben und zu den Herren sprechen: ‚Wir geloben uns bei unserem Fürstenwort ein ewiges Bündnis, und,‘ ich bitte Eure Majestät zu verzeihen, wenn ich jetzt einen militärischen Ausdruck wähle, den ich kaum auszusprechen wage: ‚und ein Schuft, der dieses Bündnis bricht‘.“

So habe ich über diese Dinge vor zwei Monaten in Berlin geredet. Damals war man dort ebenso begeistert wie in Petersburg, und auch in Wien war die Stimmung fast gut geworden. Mit Möllendorf[243]) trank ich alle Tage drei Flaschen Champagner; er war ein tapferer und liebenswürdiger Achtziger, der mehr taugte als alle Jungen. Rumbold ist freigelassen worden, die gute Stimmung ist verflogen, und man hat selbst die neugeschaffenen Königreiche hingenommen. Wenn man im Krieg, in der Politik und in der Liebe den richtigen Augenblick versäumt, kehrt er niemals wieder.

Umso schlimmer für die alte Metze Europa!

* * *

Wenn ich unserem Kaiser und der Kaiserin von Rußland über den Fürsten Potemkin, seine militärische Begabung und über unseren Feldzug im Jahre 1788 hätte Gutes berichten wollen, so wäre ich durch Geschenke an Bauern, Geld und Diamanten einfach erdrückt worden. Ich glaube, daß Paul I. mir Dank dafür wußte, daß ich die enge Freundschaft und das Vertrauen seiner Mutter nicht dazu benützte, um aus den mir abgetretenen Ansprüchen des Hauses Massalski gegen den russischen Hof eine große Summe Geldes herauszuschlagen. Ich denke, daß ihn dies später bewog, mir eine Pension von tausend Dukaten zu gewähren. Um eine Vorstellung von der Gerechtigkeitsliebe dieses außergewöhnlichen Menschen zu geben, dem man nur den Kopf verdreht hatte, will ich sein rasches Handeln bei dieser Gelegenheit schildern. Ich schrieb ihm bei seiner Thronbesteigung, daß man als reicher Mann leicht großmütig sein könne, und daß ich daher die mir von Herrn von Stackelberg[244]) gewährten dreitausend Dukaten seinerzeit nicht in Anspruch genommen hätte. Ich fügte hinzu, daß nur Herr von Stackelberg in die Angelegenheit, den alleinigen Grund für meine erste russische Reise, eingeweiht sei. Ich betonte auch noch, daß man aus den Akten über die ganze Sache keine Auskunft schöpfen könne. Glücklicherweise trifft der ehemalige Botschafter Stackelberg in Petersburg ein. Man spricht ihm von meiner Sache, aber am nächsten Morgen rafft ihn ein Schlaganfall hinweg. Trotzdem erhalte ich mit wendender Post meine Pension bewilligt. So kommt es, daß ich mit diesem Gnadengehalt und den fünfzehnhundert Gulden Rente von meiner Besitzung am Iphigenien-Tempel in Tauris von Rußland, dem ich nicht gedient habe, größeren Vorteil ziehe, und von Preußen, gegen das ich einst gekämpft habe, höher geehrt werde, als von Österreich, dem ich nur zu gut diente.

* * *

Erst seit vier Jahren sind Liebedienerei und Ränke in Wien heimisch geworden. Vorher kannte man hier nicht die dummen Lobgesänge, den lauten Beifall, die Zeitungsartikel, die schmeich-

lerischen Bildnisse usw. Der hiesige Hof konnte sich berühmen, keinem anderen vergleichbar zu sein. Man verehrte Maria Theresia, man pries Joseph II., ohne es ihnen zu sagen. Die Kaiserin erzwang sich Begeisterung, der Kaiser Hochschätzung; dennoch sah man ihnen nichts nach, sie wußten es und fanden sich darein.

Phantasie gedeiht hier so spärlich, daß drei oder vier damit begabte Leute daran verrückt geworden sind. Zweifellos gibt es hier zu viel Verleumdung, man findet aber gleichwohl auch viel Biedersinn. Verhetzung und Klatsch sind noch unbekannt, selbst die alten Frauen und die Betschwestern sind nicht bösartig. Die Angeberei, von der ich spreche, verfolgt Dinge, Werke und Taten, die anderwärts bewundert würden, aber den Leuten hier ist das Glück der Begeisterung fremd.

Man müßte förmliche Lehranstalten für Bewunderung gründen. Vielleicht gelänge es Fremden, die aber schon in der Volksschule damit anfangen müßten, die jungen Leute dadurch zu erwärmen, daß sie ihnen unermüdlich schöne Taten aller Art vor Augen führten.

Man besitzt hier alle Talente, aber sie schlummern oft in Menschen, die wenig denken. Man spricht jetzt bei Hof lieber deutsch, und dies hat die unter Franz I. eifrig gepflegte feine Lebensart ertötet. Das Duzen unter den Frauen, der Stimmaufwand, den diese Sprache benötigt, haben den Ton der Gesellschaft vergröbert. Eigentlich kann man nur im Französischen geziemend lachen. Die alten Herren und die greisen Fürstinnen, seit fünfzig Jahren an guten Brauch gewöhnt, sind noch die einzig Höflichen am Hofe. Wenn überdies die österreichische Kehle und der österreichische Dialekt das ihre beitragen, so kann man sich vorstellen, was Heiterkeit oder eine Auseinandersetzung hierzulande bedeuten.

Den Wienern eignen viele gute Eigenschaften, man müßte sie aber erst zurechtrichten. Die Formen sind hübsch, entbehren aber der Tünche; es ist guter Stoff vorhanden, aber es fehlt eine elektrische Maschine, die ihm Funken entlockt. Nirgends brauchte man mehr als hier ein französisches Theater, denn dieses trägt

zur Erziehung, zum guten Ton, zum Geschmack, zur Haltung und selbst zur Verbesserung der Sprechweise bei. Man ist hier nicht soldatisch genug, um auf alles dies verzichten zu dürfen.

Welche Meinung soll man von der Ehre eines Landes haben, wo der älteste Sohn eines großen Hauses nicht beim Militär dienen darf? Er muß sein Leben schonen, um Kinder zu zeugen, ebenso dumm wie er selbst. Das älteste ist dann wieder dazu bestimmt, gleichfalls ein Nichtstuer und Feigling zu werden. Auch diese Gedanken gehören in die Bruchstücke der Erzählung meines wenig interessanten, wenig bedeutenden, wenig wichtigen, aber angenehmen Lebens.

Ich muß es betonen, daß mein Haus, ebenso rosenrot wie meine Ideen, das einzig offene in Wien ist. Zu Mittag habe ich sechs Schüsseln, zum Nachtessen fünf. Mag kommen wer will, mag sich setzen wer kann. Wenn die sechzig Personen meines Kreises gleichzeitig anwesend sind, reichen meine Strohsessel nicht aus für sie. Man steht herum, und die Besucher fluten hin und wieder wie im Parterre eines Theaters, bis die Eiligsten wieder verschwinden.

Unter meinen Gästen finden sich immer einige Plauderer aus dem Auslande, die einzigen, die gesellige Talente besitzen, denn in Österreich gibt es das nicht. Man spricht über Polen, Rußland, England, wenig über Italien, kaum über das alte Frankreich und, wie natürlich, gar nicht über das neue. Ich gehe nicht zu Hof, nicht in Gesellschaften, lehne Einladungen zu Prunkmahlen ab und lebe sehr zufrieden.

Dagegen erscheine ich gerne als schöner Mann in den Straßen Wiens bei den großen Zeremonien zu Pferde hinter dem Wagen des Kaisers, wo ich den Oberstkämmerer vertrete... Ziemlich kokett zeige ich mein goldenes Vließ und meine Ordensbänder, welche Dinge Roger de Damas[245]) so liebenswürdig den „Blumenstrauß der Ehre“ nennt.

Seit vierzehn Jahren habe ich meine Feldzeugmeisteruniform im Kasten hängen lassen. Ich trage, wie ein Erzherzog, nur den Rock meines Regimentes. Wenn mich als Fürsten und Kammerherrn die Pflicht trifft, die kaiserlichen Kinder zur Taufe

zu tragen oder während der feierlichen Handlung zu halten, so fragt man mich wohl, warum ich nicht, wie der übrige Hof, in großer Gala bin. Dann erwidere ich, daß ich mich selbst zum Erzherzog gemacht habe. Da ich nicht um meine Ernennung zum Staatsrate bitten wollte, bin ich es auch nicht geworden. Den Kämmererschlüssel, den man unmöglichen Menschen und sogenannten Edelleuten verliehen hat, will ich nicht anlegen und lasse ihn ebenfalls zu Hause. Ein sehr einfaches Mittel. So habe ich mich denn auch aus eigener Machtvollkommenheit zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, bis auf das Geheimnis und die Wirklichkeit.

* * *

Bald wird es weder mehr verschiedene Völker, noch vielleicht sogar Geschlechtsunterschiede geben. Die Welt wird immer gleichförmiger. Man müßte vor Öde sterben, wenn man nicht von Zeit zu Zeit Gelegenheit fände, einen Dummkopf zu beobachten, der einen anderen zu vertrautem Gespräche in eine Fensternische zieht. Es wäre trostlos, wenn es nicht gelänge, die laudatores temporis acti zum Sprechen zu bringen, die sich nicht mehr der Tage erinnern, wo sie sich gelangweilt haben, und nun gütig genug sind, sich nach dem Vergangenen zurückzusehnen. Ich wiederhole es, die Gesellschaft aller Länder unterscheidet sich immer weniger von einander. Man sagt, daß man zu oft das Gleiche sieht, und schwingt sich weder zu rechtem Haß noch zu wahrer Liebe auf. So, zum Beispiel, bringt jetzt jeder und jede ein lesbares Morgenbriefchen zustande. Ich für meinen Teil liebe die Zeit, wo die Frauen noch orthographische Fehler machten.

* * *

Ich will Euch, meine Damen, sagen, warum Ihr so tugendhaft seid. Das ist, weil Ihr uns zu oft in unvorteilhafter Verfassung erblickt, des morgens zu Pferde oder im offenen Wagen mit abgespannten Zügen, von Regen oder Wind und Staub belästigt. Des Abends erscheinen wir, um mit der Mode zu gehen,

schlecht gekämmt, in nachlässiger Kleidung. Seinerzeit verkündeten ein reichgestickter Frack, eine Frisur mit zehn Locken auf jeder Seite, Orangenblütenpuder, Jasminpomade, rote Stöckel und stolzes Auftreten den Mann, der zu gefallen wünschte. So zeigten wir uns aber nur bei Kerzenlicht, nachdem wir vorher auf dem Theater geglänzt hatten, dessen Kulissen noch mit Bänken versehen waren, wo man sich bemerkbar zu machen suchte. Dann erst betraten wir die Salons, um die schon erweckte Aufmerksamkeit noch zu verstärken. Auch die Frauen waren bei Tag weniger sichtbar... Heute ist man häßlicher und stellt Eurer Tugend weniger nach. Dies schafft Euch einen guten Ruf, den Ihr nicht verdient.

* * *

Mein armer Kopf ist erschöpft, aber mein Herz ist es nicht.

* * *

Die beste Zeit meines Lebens war die, wo ich von ihr[246]) geliebt wurde. Das Glück das ich mit ihr in Baudour in Gesellschaft sehr liebenswürdiger Gefährten genoß, die Schönheit ihrer Seele und ihrer Erscheinung, die nur ihrer Reinheit gleichkam, empfand ich erst recht, wenn ich mich von ihr losriß. Ich weiß noch, vielleicht mit mehr Rührung als damals, daß ich eine ihrer reizenden Unterhaltungen verließ, um jenen Festen in Fontainebleau beizuwohnen, die nicht mir galten, wie die ihren. Damals entfloh ich bei Nacht, um mich ihren Tränen, ihrer Anmut, ihren Reizen und ihrer Keuschheit zu entziehen, die so schlecht durch das ersetzt wurden, was ich bei Hofe vorfand.

Angelica war mir aufrichtig gut. Man kann nicht besser lieben. Unglücklicherweise hatten zwei andere Frauen, die einzigen, die mir außer ihr wahrhaft geneigt waren, gerade die gleiche Zeit für ihre Huld erwählt. Ich habe auch alle drei gleichzeitig und mit dem besten Glauben von der Welt verehrt. Aber dies brachte mir große Verlegenheiten und viel Verdruß ein. Jene, die mir am wenigsten beschwerlich fiel, war vielleicht jene, die am bittersten

darunter litt, aber ich für meinen Teil trug schwer an ihren Vorwürfen. Ich habe die drei nicht betrogen, aber vielleicht belog ich mich selbst.

* * *

Auf eine Wand meines reizenden Hauses auf dem Kahlenberge habe ich das Monogramm jener Frau geschrieben, die ich liebe und die mich liebt. Ich glaube immer, nun sei es die letzte! Ach, diesmal ist es sicher die letzte! Der erste Buchstabe ist ein J. und daneben steht noch ein zweiter. Ich besitze dort auch eine Uhr, und sie hat die vielen wechselnden Stunden geschlagen, wo ich glücklich gewesen bin. Nun werde ich die Zeiger nicht mehr umstellen. Ich werde alt. Wahrscheinlich ist dies das Ende meiner schönen Laufbahn, verklärt durch diese letzte Leidenschaft. Ich gestehe, daß schließlich auf meiner Mauer auch kein Raum mehr war für neue Buchstaben. Ich habe alle anderen weggewischt. Meine Uhr zeigt halb Sechs, den Moment, wo ich bei dem himmlischen Geschöpf eintreffe, dem ich für die Dauer meiner Tage angehöre. Ich werde keine neuen Initialen mehr auf meine Mauer malen.

* * *

Das Leben ist ein Kreislauf; es endet ungefähr so, wie es begonnen hat. Die beiden Kindheiten beweisen diesen Satz, nur ist bei jedem Menschen der Zwischenraum, der sie trennt, verschieden. Mein Herbst, der sich dank meiner Körperbeschaffenheit und meiner Sinnesart verlängert, schiebt den Winter meines Lebens hinaus und gestaltet sich durch unerwartete Umstände, wie beispielsweise eine Revolution, zu einem neuen Frühling. Wieder drängen sich in meinem Vorzimmer Gläubiger und Wucherer, wie zur Zeit, da ich auf das magere väterliche Taschengeld angewiesen war. Anleihen, die ich unter großartigen Vorwänden erhalte, dienen mir zur Befriedigung der Lebensnotdurft. Dies mahnt mich ebenfalls an die Jahre, wo ich an Pharao-Tischen Geld aufnahm, aber immer nur die Hälfte des Entliehenen verspielte. So bin ich denn, ein armer

Edelmann, auf die gleichen Auskunftsmittel angewiesen, mit denen ich einst begonnen habe. Viele sah ich zu großen Herren werden; bei mir hat sich das Gegenteil ereignet.

Man erinnert sich, daß mich mein Vater zwang, das Pulver zu bezahlen, damit ich es nicht nutzlos verschieße. Er bewilligte mir auf Grund meines vom Jägermeister kontrollierten Schußbuches sieben Kreuzer für jedes Stück Kleinwild. Nun ein weiterer Beweis für den Kreislauf des Lebens: Jetzt wette ich mit dem Fürsten von Biron[247]) um jedes Stück Wild, das ich mehr erlege als er. Aus dem Gewinste bestreite ich dann die Geschenke für die schöne Frau W.....[248]), die mich sonst übel empfangen würde. Die Erträgnisse dieser Wetten ermöglichen mir mitunter Aufmerksamkeiten für die Toscana[249]), unsere erste, ziemlich hübsche und verführerische Sängerin. Ich mache ihr wie ein achtzehnjähriger Jüngling den Hof, um mir selbst damit zu schmeicheln, daß ich der König von Etrurien[250]) sei.

Noch ein Beweis für den Kreislauf des Lebens! Ich besitze einen Esel, ein Lamm und eine Ziege, die mit mir gemeinsam frühstücken, wenn ich auf meinem Kahlenberg weile. Sie steigen auf mein Bett, und ich bin sehr froh, wenn sie nur ihre Vorderfüße daraufstellen, um Brot von mir zu erbetteln. Wenn ich in die Hände klatsche, laufen sie im Galopp hinter mir in den Wald. Mit zwölf Jahren hatte ich einen Raben, ebenfalls ein Lamm und einen Fuchs, die mich über die Strenge meiner stets unzufriedenen Lehrer trösteten. Der Rabe hackte mit dem Schnabel nach den Beinen des Tanzmeisters, als ob er gewußt hätte, daß ich diesen am meisten haßte. Reinecke war ein Spitzbube, der die Baumwolle vom Schreibzeug meines Erziehers stahl, um damit alle Papiere zu besudeln.

Eines Tages beschmutzte er sogar eines unserer Ahnenbilder im Gesichte. Es lag nebst anderen Gemälden auf dem Fußboden eines Salons, den mein Vater eben herrichten ließ. Dieser geriet in furchtbaren Zorn, da er glaubte, daß sich mein Fuchs absichtlich gegen den Vorfahren ehrfurchtslos benommen hätte.

* * *

Im Jahre 1803 wandelte mich pötzlich der Entschluß an, eine Generalbeichte abzulegen. Ich hatte die Gebete vergessen. Dennoch kniee ich nieder, um das Bekenntnis zu sprechen, vermag mich aber nicht zurechtzufinden. Ich fange von neuem an und übergehe einen Teil dessen, was ich sagen wollte. Mein wackerer Pfarrer verstand nicht gut Französisch und war vielleicht entzückt, einen großen Sünder zu seinen Füßen zu sehen. Er erteilte mir sehr rasch die Absolution und übersah sogar, mir eine Buße aufzuerlegen.

Warum sollte ich nicht wieder anfangen zu sündigen? Man setzt nichts aufs Spiel dabei, und was verschlägt das Versprechen, nicht mehr zu sündigen, wenn einmal das Alter der Gleichgültigkeit da ist? Was schadet das Gelübde, jeden Sonntag zur Messe zu gehen, wenn der Grund, der einen daran hinderte, nicht mehr besteht? Die Ursache, die mich dem Gottesdienste fernhielt, war die Angst, meinen Sonntagmorgen zerrissen und meine literarischen Arbeiten unterbrochen zu sehen. Mit meinen Schriften bin ich fast ebenso wie mit meinen Abenteuern zu Ende. Ich will und kann in der anderen Welt leicht glücklich werden, nachdem ich es hienieden gewesen bin. Gott wird mir diese wohlangebrachte, selbstsüchtige Anspielung verzeihen und meine Leser ebenfalls. Sie werden sehen, daß ich Zeit meines Lebens weder scheinheilig noch geziert gewesen bin. Die Zynischen werden bei mir genug Zynisches finden, und die Frommen werden mit Freuden eine christliche Weltanschauung eine schlechtere ersetzen sehen. Die Gottlosen und die Lauen werden darüber zu entscheiden haben, ob Menschen berechtigt sind, einen unbußfertigen Tod zu verurteilen. Man wird mir mehr glauben als einem Heiligen, und sich durch Befolgung meines Beispieles nicht für entehrt halten.

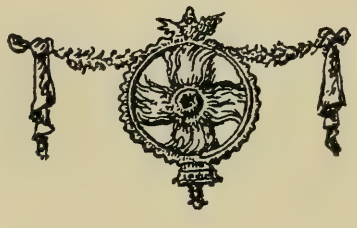
* * *

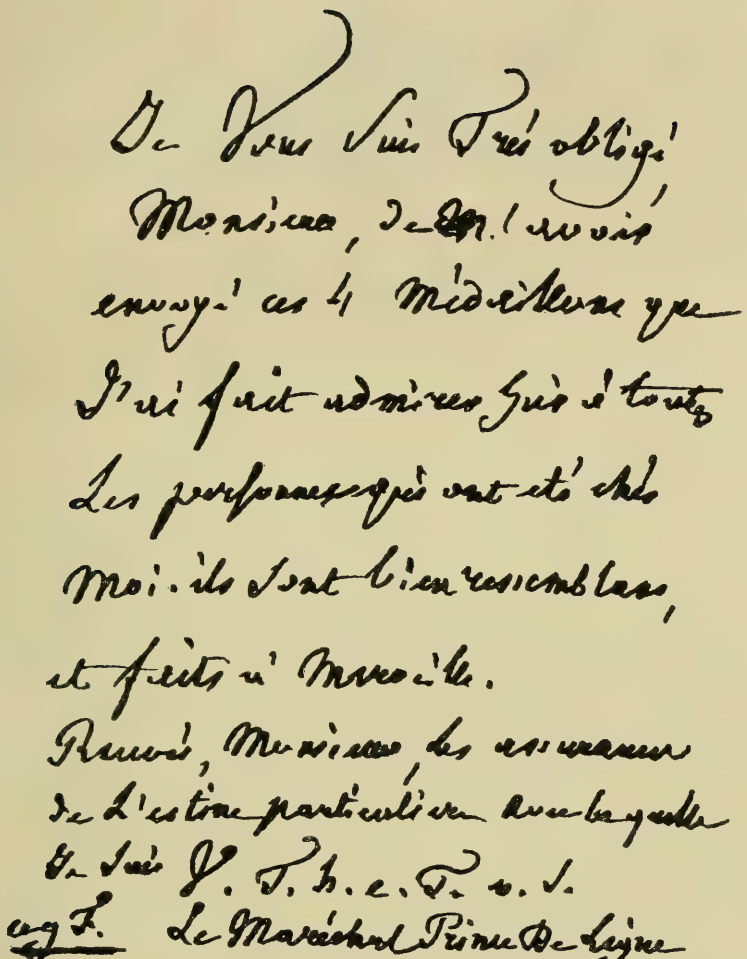
Wie man sieht, lasse ich einige Seiten in diesem Hefte leer, denn ich rechne darauf, bis 1820 auf Erden zu wandeln. Man hat mir prophezeit, daß ich so lange leben würde, als ich mindestens

ein schwarzes Haar in meinem Zopfe hätte. Ich untersuche ihn und es scheint mir, daß er recht wenig graue Strähne aufweist. Wir werden ja sehen!

* * *

Der Wiener Kongreß hat nun alle möglichen Festlichkeiten ausgekostet. Welches Schauspiel werde ich ihm bieten, um ihm aus der Langweile herauszuhelfen?... Das Begräbnis eines Feldmarschalls.





EIN BILLETT DES FÜRSTEN VON LIGNE.

BRIEFE

Nr. 1. An die Gräfin Cosel.

Winter 1761.

Wie rührend sind Ihre Ratschläge, Gräfin! Achtundvierzig Jahre Gefängnishaft in diesem alten Schlosse Stolpen, wo Sie nur mir allein einen Besuch gestatteten, haben Sie die Welt und ihre Gefahren nicht vergessen lassen.

Ich trachte, so viel Vergnügen zu erraffen, als ich nur kann. Denn der Krieg ist erbittert, und ich fürchte, dabei mein Leben zu lassen. Aber diese Freuden sind nicht rein genug, um abzustumpfen, sie sind aber auch nicht so, daß man ihnen seinen Stolz opfern müßte. Wenn wir nicht mit Pflichten überhäuft sind, führt uns der Müßiggang dazu, uns mit leichten, aber nicht entehrenden Eroberungen abzugeben.

Der Wein ist bei uns nicht mehr in Mode; auch ist er so schlecht, daß er die Seelen nicht zu erschließen vermag. Was das Spiel betrifft, so gestehe ich, daß mir ein grüner Teppich mit einem großen Haufen von Goldstücken darauf, wenn ich derlei bei unseren Generalen erblicke, den Wunsch eingibt, das Geld mit meinen armen Kameraden oder meinen Soldaten teilen zu können. Sowie ich diesen Gedanken fasse, vergeben Sie mir diesen Aberglauben, gewinne ich immer. Jüngst dachte ich beim Spiel an ein Fest, das ich den Stiftsdamen in Radměřitz geben wollte, — und verlor. Was die Religion betrifft, so würde ich den Abfall vom Christentum und das Bekennen zu Ihrem viel älteren Glauben dem Anblicke einer von fünfzig oder sechzig Sekten

Ungläubiger beschmutzten Kirche vorziehen. Man wird aber nicht so leicht in den Himmel aufgenommen, wie in den Malteser- oder Deutschherren-Orden, wo es nur auf die Ahnenprobe ankommt. Trotz beträchtlichen Leichtsinnes und lässigen Kirchenbesuches bin ich doch fast ein guter Katholik.

Was meine Ruhmbegierde betrifft, so vergeben Sie mir diese um der ganz tüchtigen Generale Josua, Gideon, David, Abner und der Makkabäer willen. Sie haben Helden gesehen und andere dazu gemacht, und Ihren eigenen Mut hat selbst der Heros Karl XII. bewundert. Das war damals, als Sie dem König August bedeuteten, den Schwedenkönig festnehmen zu lassen, der ins Arsenal eingedrungen war, wo Sie eben in leichtem Morgenkleid das Bett verlassen hatten. Sie sehen, daß ich nichts vergesse, was Sie mir erzählten, das heißt, daß ich mich aller Ihrer Worte zu erinnern weiß, denn sie waren alle interessant.

Ich habe mir auch gemerkt, wie erstaunt August war, über das „Salve Frater" des Schwedenkönigs, und auch Ihr furchtbarer Blick auf Karl XII. haftet mir noch im Gedächtnis. Ihre Ansicht über die Duelle — Ihrer mütterlichen Fürsorge entgeht ja gar nichts — ist auch die meine. Glücklicherweise enthebt mich ein allgemeines Wohlwollen dieser Pflicht. Wohl hätten mir manchmal Leichtsinn und schlechte Späße beinahe Ehrenhändel zugezogen, aber bisher habe ich nur einen einzigen gehabt. Die anderen haben sich in Lachen und Verzeihung aufgelöst, als man merkte, daß ich meinen Mann stellte. Schließlich hat man mich sogar umarmt.

Wie ich Ihnen schon gesagt habe, trinkt man nicht mehr. Man ist jetzt besser erzogen, man ist fröhlicher und versteht das Leben besser zu genießen. Unsere Vorfahren sind weniger am Dasein gehangen, als wir, da das ihre nicht so angenehm war. Sie waren immer übellaunig und schlugen sich wegen eines „Ja" oder „Nein".

Klugheit, Vorsicht, Erfahrung, Gräfin! Wissen Sie, was mitunter daraus entsteht? Während des letzten Feldzuges habe ich mich dieser drei schönen Eigenschaften beflissen. Deshalb versäumte ich eine Gelegenheit, zwei feindliche Bataillone ab-

DER FÜRST VON LIGNE IN JÜNGEREN JAHREN.

Ungläubiger beschmutzten Kirche vorziehen. Man wird aber nicht so leicht in den Himmel aufgenommen, wie in den Malteser- oder Deutschherren-Orden, wo es nur auf die Ahnenprobe ankommt. Trotz beträchtlichen Leichtsinnes und lässigen Kirchenbesuches bin ich doch fast ein guter Katholik.

Was meine Ruhmbegierde betrifft, so vergeben Sie mir diese um der ganz tüchtigen Generale Josua, Gideon, David, Abner und der Makkabäer willen. Sie haben Helden gesehen und andere dazu gemacht, und Ihren eigenen Mut hat selbst der Heros Karl XII. bewundert. Das war damals, als Sie dem König August bedeuteten, den Schwedenkönig [illegible] der ins Arsenal eingedrungen war, wo Sie eben in [illegible] das Bett verlassen hatten. Sie sehen, daß ich nichts vergesse, was Sie mir erzählten, das heißt, daß ich mich aller Ihrer Worte zu erinnern weiß, denn sie waren alle interessant.

Ich habe mir auch gemerkt, wie erstaunt August war [illegible] des Schwedenkönigs, und auch Ihr [illegible] Karl XII. haftet mir noch im Gedächtnis. Nur weniges über die Quelle — Ihrer mütterlichen Fürsorge entgeht ja gar nichts — ist auch die meine. Glücklicherweise enthebt mich ein allgemeines Wohlwollen dieser Pflicht. Wohl hätten mir manchmal Leichtsinn und schlechte Späße beinahe Ehrenhändel zugezogen, aber bisher habe ich nur einen einzigen gehabt. Die anderen haben sich in Lachen und Verzeihung aufgelöst, als man merkte, daß ich meinen Mann stellte. Schließlich hat man mich sogar [illegible].

Wie ich Ihnen schon [illegible] habe, trinkt man nicht [illegible] Man ist jetzt besser erzogen, man ist fröhlicher und [illegible] das Leben [illegible] an Ihrem Vertrauen [illegible] an Ihnen gehangen als wir, da das ihre nicht so angenehm war. Sie waren immer streitsüchtig und schlugen sich wegen eines „Ja“ oder „Nein“.

Klugheit, Vorsicht, Erfahrung, Gräfin! Wissen Sie, was miteinander daraus entsteht? Während des letzten Feldzuges habe ich mich dieser drei schönen Eigenschaften beflissen. Deshalb versäumte ich eine Gelegenheit, zwei feindliche Bataillone ab-

zufangen und vier Geschütze zu erbeuten. Vor drei Jahren, als ich noch nicht so besonnen war, wäre mir dies nicht geschehen.

Was die Philosophie betrifft, die Sie mir so dringend anempfehlen, so will ich erst einmal Unglücksfälle abwarten, um sie hinzunehmen. Dem Himmel sei Dank, bisher habe ich noch keine Ergebung gebraucht. Niemals war ein Mensch glücklicher als ich und gleichgültiger gegen alles, was nicht an die Ehre und die Empfindsamkeit rührt.

Meine sehr hübsche Laufbahn entwickelt sich vortrefflich. Der Große Friedrich ist bemüht, mich die Kriegskunst zu lehren; denn in ziemlich kurzer Zeit habe ich sechs verteufelte Schlachten mitgemacht, und mein Winterquartier in Dresden bietet mir Gelegenheit, noch einige Überbleibsel des galanten Sachsens kennen zu lernen.

Ich glaube, Gräfin, daß es mir vergönnt ist, von Kummer verschont zu bleiben und das nicht schwer zu nehmen, was das vernunftbegabte Tier sonst quält. So bezeichnet man ja wohl den Menschen und verletzt dabei die Ehrfurcht vor dem Tiere, das von seinem Instinkte niemals betrogen wird.

Gunst, Ungunst und Unbeständigkeit des Glückes und — andere Weiber werden mir nichts anhaben. Die Bösartigen werde ich verlachen, die Neidischen bedauern. Unnötige Seelenpein werde ich aber nicht mutwillig heraufbeschwören, denn man büßt sie durch Reue. Sie können sich die Gefühle nicht ausmalen, die mich bestürmten, als Sie mir neulich für immer Lebewohl sagten. Sie taten dies mit großer Festigkeit, ehe Sie mich an einem Freitagabend um sechs Uhr verließen, weil die Mysterien und Zeremonien Ihrer Religion anfingen.

Sie sprachen zu mir: „Allwöchentlich versammeln sich die über die ganze Erde Verstreuten, um den Verheißungen der Propheten zu lauschen. Ich hause nun fast ein halbes Jahrhundert lang einsam in meinem Turm, aber im Gebete vereinige ich mich mit jenen anderen. Ich habe ihre Sprache erlernt und Luther abgeschworen, weil ich seine Erklärungen und Unterscheidungen nicht zu verstehen vermochte. Ich wäre katholisch geworden, wenn ich den christlichen Glauben nicht lieber gänzlich auf-

gegeben hätte. Hier haben Sie eine unserer Bibeln mit allen meinen rot geschriebenen Anmerkungen. Bewahren Sie dieses Buch mir zuliebe auf. Leben Sie wohl, seien Sie glücklich, leben Sie wohl auf immer. Meine irdische Wanderung wird im Laufe dieses Jahres 1761 enden."

Die Uhr verkündete die Stunde. Ihre letzten Worte und die letzten Schläge der Uhr tönen noch in meinem Ohre. Meine Augen wurden tränenfeucht, aber die Bewunderung für Sie half mir sie trocknen.

Diese finstere und schwarze Behausung hoch oben in einem altersgrauen Turm, so alt wie Wittekind, war von einer einzigen Lampe erhellt, die trüb brannte, wie ein Totenlicht. Weit stärker aber leuchtete die Erhabenheit Ihrer weißen Stirn und Ihrer blaßen Wangen, an denen allein die Verheerungen der Zeit erkennbar waren. Ihre schöne, aufrechte Gestalt hat sie nicht zu beugen vermocht.

Das alles ist meinem Herzen für immer eingeprägt, in dem die Erinnerung an Ihre großen Eigenschaften und die mir erwiesene Güte unauslöschlich bleibt.

Nr. 2. An den Prinzen Karl.

Aus meinem Hauptquartier Bezděkow (Bösig),
am 27. Juni 1778.

Nun, mein Genie, Du befestigst Dich also weiter, scheinst Dich aber in Deiner Wertschätzung für das Genie unseres Genies nicht stark zu befestigen. Was mich betrifft, so habe ich alle Mühe, mich gegen die Langeweile zu verteidigen.

Der Kaiser ist hier gewesen — um uns Schwierigkeiten zu bereiten. Er behauptet, den Krieg wohl zu wünschen, aber nicht daran zu glauben. „Wer will wetten?" sagte er neulich zu uns. „Wir alle," erwiderte der immer übelgelaunte Feldmarschall Laudon. „Das heißt gar nichts, wir alle." „Aber ich zum Beispiel," sagt der Feldmarschall Lacy, „Wie hoch geht die Wette," fragt der auf einen Einsatz von etwa zwanzig Dukaten gefaßte Joseph. „Zweihunderttausend Gulden," antwortet der Marschall.

Der Monarch hat seine Teufelsmiene aufgesetzt und die ihm öffentlich erteilte Lektion sicher gemerkt.

Mit mir war er sehr liebenswürdig. Er fürchtet aber immer, daß man seine Weisheit vor ihm auskramt. Er war auch mit meinen Truppen sehr zufrieden und hat mir über Dich, mein lieber Karl, sehr viel Schönes gesagt, da er Dich, wie ein Weltwunder, an der Arbeit gesehen hat. Jetzt ist er abgereist, und ich erblicke ihn noch von meinem Fenster aus.

Ich lache über mich und die andern, wenn ich bedenke, daß ich trotz der mir widerfahrenen Geringschätzung mehr tauge, als man denkt. Hier exerziere ich jeden Zug selbst ein und schreie mich heiser, wenn ich sechs Bataillone zugleich kommandiere.

Es gibt nicht eine einzige, auch nur mit vier einquartierten Soldaten belegte Hütte, oder wie man sie in Böhmen nennt, Chalupe, die ich nicht aufsuchen würde, um die Suppe und das Brot zu verkosten, das Fleisch zu wiegen und darauf zu achten, daß man die Leute nicht betrügt. Es gibt nicht einen Mann, mit dem ich nicht spräche, dem ich nicht Gemüse verschaffen würde oder etwas schenkte. Ebensowenig gibt es einen Offizier, den ich nicht zu Tisch laden und für diesen Krieg möglichst begeistern wollte. Meine Kameraden tun nichts dergleichen, und das ist sehr vernünftig von ihnen, denn man verübelt es ihnen nicht. Keiner kümmert sich um den Krieg, sie führen die friedlichsten Gespräche mit jungen Leuten, die sie mit der Zeit zu ebenso eifrigen Soldaten und guten Generalen machen wollen, wie sie selbst. Auch das ist ausgezeichnet. Sie werden früher Generale[1]) werden als ich, und auch das wird ausgezeichnet sein.

Seit sechs Wochen habe ich nicht Französisch gesprochen, aber man entschädigt mich dafür, indem man vor mir nach einem langweiligen Mittagessen dreißig Kratzfüße zieht.

Wenn es ein Infanterieoffizier wagen darf, einen Genieoffizier — noch dazu einen Genieoffizier bei der Arbeit — zu grüßen, so umarme ich Dich, mein Sohn. Ich bin entzückt, daß Du Dir Verdienste erwirbst, indem Du schlechte Werke aufführst. Lebe wohl, Du mein ausgezeichnetes Werk, lebe wohl Meisterwerk, fast ebenso gelungen wie Christine.

Nr. 3. An den Prinzen Karl.

Bezděkow, am 5. Juli 1778.

Eben erfahre ich, daß der Feldmarschall am Johannestag den Kaiser um seine Antwort auf einen am gleichen Tage eingetroffenen Brief des Königs von Preußen befragt hat. „Ich treibe ihn in die Enge," erwiderte der Kaiser, „und habe ihm vorgehalten, daß die Jahreszeit vorgeschritten und ich nach der Belehrung eines so großen Meisters begierig sei. Wann glauben Sie, mein lieber Feldmarschall, daß ich seine Antwort erhalten werde?" Dieser hat an seinen Fingern abgezählt und geantwortet: „In acht Tagen werden Eure Majestät die Antwort haben, aber er selbst wird sie überbringen."

Eben höre ich, daß er wirklich in Böhmen einmarschiert. Wir schreiben den 5. Juli, die Rechnung stimmt. Umso besser, dann erhalte ich Befehl, mein ganzes Korps in Marsch zu setzen[2]).

Nr. 4. An den Prinzen Karl.

Bezděkow, Juli 1778.

Da ich Dich noch nicht von Pardubitz zur Armee zurückgekehrt glaube, will ich Dir von ihr Nachricht geben. Man hatte dem Kaiser gemeldet, daß der König mit einer, ich weiß nicht wie großen, Zahl von Kolonnen nahe. Darauf sprengte er im gestreckten Galopp bis zur siebenten Redoute und frug zwanzigmal: „Wo ist der Feldmarschall?" Dieser kam, wohl zum erstenmal im Leben, im Schritt einher. „Nun, Herr Feldmarschall, ich habe Sie überall suchen lassen." „Nun, Majestät, jetzt ist der König da." „Reichen Sie mir Ihr großes Fernrohr. Ich wette, daß er das selbst ist, denn ich sehe einen Reiter auf einem großen englischen Pferd. Vielleicht ist es auch Anhalt, schauen Sie hin." „Möglich, aber sie werden uns ja nicht ganz allein schlagen wollen. Betrachten wir lieber die Stärke ihrer Kolonnen. Da ist unter anderen gleich eine von mindestens zehntausend Mann." „Glauben Sie denn, daß sie uns angreifen werden?" „Vielleicht; wie viel Uhr ist es?" „Elf." „Sie werden mindestens zwei Stunden brauchen, um sich in Schlachtordnung

aufzustellen. Dann werden sie abkochen. Wir auch. Heute werden Eure Majestät nicht mehr angegriffen werden.“ „Schön, aber morgen?“ „Ich glaube, auch morgen nicht. Auch übermorgen nicht und überhaupt nicht während des ganzen Feldzuges.“

Daraus kannst Du die kalte und ein wenig bittere Art unseres guten Feldmarschalls ersehen, der ungehalten ist, weil man sich stets in seine Angelegenheiten mengen will. Auch merkst Du wohl die Unruhe des Kaisers, der bei solchen Gelegenheiten empfindet, daß dies alles für ihn zu hoch ist.

Nr. 5. An den Prinzen Karl.

September 1778.

Auf den Höhen von Hühnerwasser hielten Husaren des Prinzen Heinrich ziemlich starke Stellungen besetzt. Um sie von dort zu vertreiben, mußte man sich zuerst des von ungefähr vierzig Mann besetzten Klosters Bösig bemächtigen. Die kleine Besatzung war tagsüber eifrigst bemüht, alle Vorgänge in unseren Lagern auszuspähen; diese fortwährende Beobachtung bereitete Laudon viel Verdruß. Ich meldete ihm, daß mir der Oberst d'Aspremont schon den Angriff auf diesen Punkt vorgeschlagen hätte, der aber selbst nach Einnahme des Berges schwer zu halten sein würde, da er den Linien des Prinzen Heinrich näher liege als den unseren. Laudon befahl mir, es trotzdem zu versuchen[3]). Aber die Besatzung war auf ihrer Hut und hatte einen Posten vor die Tür des Mönchs gestellt, der mir gewöhnlich Bericht erstattete; die Eingangspforte war verrammelt und im Innern des Hauses waren Verteidigungsgerüste aufgestellt. Eine Stunde vor Tag griffen unsere braven Liccaner[4]) an. Fünfzig Mann waren für den Sturm bestimmt worden, und alle wollten gleichzeitig daran teilnehmen. Es gab aber nur fünf Sturmleitern. Hätte ich ihrer mehr besorgen lassen, so wäre die Nachricht dem Feinde bestimmt hinterbracht worden. Obwohl die Leitern etwas kurz waren, wurde doch alsbald einer der braven Kroaten oben auf der Klostermauer getötet. Sie waren mit

einem Steinhagel begrüßt worden, und Oberst d'Aspremont konnte sie nicht zurückhalten. Der würdige und achtbare Oberleutnant Wolf stieg als erster voran und erhielt eine Kugel in den Arm. Plötzlich entsteht das Gerücht, das Klostertor sei schon eingeschlagen. Darauf stürzt alles hin, und Wolf bekommt einen Gewehrschuß durch den Leib, an dem er zwei Tage später stirbt. Vorher aber hat er noch beteuert, daß er mir noch tausend Leben opfern würde, wenn er könnte. Ein Feldwebel und fünf Zimmerleute, die den Zugang bearbeiteten, fanden dort ihren Tod; fünfundzwanzig Mann wurden verwundet.

Niemals hat mich irgend etwas auf der Welt so tief geschmerzt, wie der Anblick dieser schönen und vortrefflichen Liccaner, die einer neben dem andern verwundet dalagen und mir, ebenso wie ihr Oberleutnant, rührende Worte zuriefen. Wenn ich früher Leute zum Sterben führte, was ich vielleicht hie und da hätte vermeiden können, habe ich wenigstens die Gefahr mit ihnen geteilt, und es machte mir keinen so traurigen Eindruck. Aber diesmal hatte ich diese Unglücklichen hingeschickt, ohne überall mit dabei sein zu können. Auch meinte ich, dort mehr auf meinem Platze zu sein, wo ich mich eben befand. So empfand ich, wie hart es oft ist, als General andere in den Tod schicken zu müssen, ohne selbst gefährdet zu sein.

Nr. 6. An den Prinzen Karl.

Versailles, 10. September 1779.

Nicht wahr, mein lieber Karl, es ist sehr spaßig, verheiratet zu sein? Aber Du wirst damit schon fertig werden. Man ist, je nach Gelegenheit, mehr oder weniger verheiratet, und nur die Dummen verstehen es nicht, aus diesem Zustand Vorteil zu ziehen. Einstweilen hast Du eine sehr hübsche kleine Frau, die auch, ohne Dir Schande zu machen, Deine Geliebte sein könnte. Obwohl wir alle, auch Du und ich, vom Vater auf den Sohn Lamoral heißen, ohne daß ich wüßte, ob es auch einen Heiligen dieses Namens gibt, bin ich lange nicht moralisch, Moralist und Moralisator genug, um zu predigen; aber ich lache über die, die

nicht an meine Lehre glauben. Sie besteht einfach darin, alles um mich herum glücklich zu machen. Ich bin sicher, daß Du meine Lebensauffassung teilst. Ohne über eine große Schar von Grundsätzen zu verfügen, ist dies dennoch einer von den vier oder fünf, die ich für Deine zweite Erziehung aufgespart habe. Während Deiner ersten Bildungszeit sagte ich Dir, ich würde vor Kummer sterben, wenn Du lügenhaft oder feig wärest. Diese kurze Belehrung hast Du sicher richtig aufgefaßt, mein Sohn.

So haben wir denn jetzt gar Geschäfte miteinander abzutun! Nimm so viel Geld, als Du brauchst, und so viel meine Geschäftsmänner haben oder aufbringen können. Damit wäre die eine Angelegenheit erledigt.

Dein Onkel, der Bischof von Wilna, glaubt, daß Du und ich vielleicht eines Tages Könige von Polen sein werden, und wünscht deshalb, daß wir dort das Indigenat erlangen. Wir werden es uns holen. Damit wäre eine weitere Angelegenheit erledigt.

Unsere Tante[5]) in den Tuilerien wünscht, daß Deine Frau bei ihren Besuchen in Versailles das Recht genieße, in Gegenwart der Königin auf dem Tabouret zu sitzen. Die Tante will deshalb, daß ich zu Euren Gunsten auf die Grandezza verzichte. Ich habe daher schon an den König von Spanien und seinen Minister geschrieben und mit dem Botschafter darüber gesprochen. Damit ist die dritte Angelegenheit erledigt, aber ich riskiere einen Schnupfen, wenn ich künftig an der Pforte des Hofes aussteigen muß, wo, wie im Luxembourg und anderwärts, nur die Karossen der Granden einfahren dürfen.

Weißt Du, was mir hier am meisten mißfällt? So viele vernünftige Leute Dummheiten sagen zu hören. Solches Gerede über den Krieg gerade von jenen hinnehmen zu müssen, die nur exerzierende Soldaten, und auch diese nur sehr flüchtig, gesehen haben, erscheint mir bitter; nicht minder, Frauen ihre Selbstlosigkeit preisen zu hören und zu sehen, wie sie Pensionen erhalten, weil sie die tausendmal zu gütige Königin und die Minister darum quälen. Andere wieder, die zwanzig Liebhaber haben, rühmen sich der Empfindsamkeit ihrer Seelen; auch die Intriganten, Wichtigtuer und Bösewichter fallen mir recht beschwerlich. Das

verstimmt mich öfter, aber nach einer Viertelstunde denke ich nicht mehr daran.

Ich finde das Treiben in Versailles reizend; so verstehe ich das Leben in einem Schlosse. Umarme Deine Frau und Deine Mutter, diese besonders, weil sie liebenswürdig genug war, mir einen Karl, wie Dich, zu schenken.

P. S.

Schon habe ich fertig im Kopf den Entwurf zu einem Hain für meinen Karl, das Modell eines Brunnens, der nach Helenen genannt sein wird, sowie den Plan für eine Wiege ihrer Kinder. Sofort nach meinem Abschiede von Versailles werde ich mich an diese Arbeit machen. Ich werde von hier abreisen, um Euch allen, tutti quanti, zu sagen, daß ich Euch von ganzem Herzen liebe.

Nr. 7. An den König von Polen.

Im Jahre 1785.

Sire, Sie befehlen mir, Ihnen über einen der größten Männer dieses Jahrhunderts zu berichten. Sie bewundern ihn, obwohl Ihnen seine Nachbarschaft ziemlich übel mitgespielt hat, aber Sie betrachten ihn aus der geschichtlichen Distanz, und so erweckt jede Regung dieses außerordentlichen Geistes Ihre edle Neugier. Ich werde Ihnen daher auch über die geringsten Worte des Großen Friedrich genaue Rechenschaft geben. Nichts ist unbedeutend in einer solchen Erzählung, da alles der Charakterschilderung dient. Der Mann, über den ich reden soll, und mein Zuhörer machen alles interessant, was ich zu überliefern habe. Ich liebe es nicht, von mir selbst zu sprechen und das „Ich“ ist mir verhaßt, wenn ich mich seiner bedienen muß. Noch unleidlicher kann es werden, wenn man es von anderen hinnehmen soll. Wenn ich es künftig öfter anwende, so tue ich es notgedrungen, da ich meine Unterhaltungen mit dem König von Preußen wiedergebe. Das Folgende ist alles, wessen ich mich entsinne, und es wäre vielleicht der Niederschrift nicht wert, wenn es sich

um einen anderen handelte. Ein anderer allerdings würde derartiges nicht sprechen; übrigens, ich wiederhole es, selbst die geringsten Worte eines Mannes, wie er, müssen festgehalten werden.

Ein außerordentlicher Zufall ermöglichte es dem Kaiser im Jahre 1770, sich seiner Bewunderung für den König von Preußen hinzugeben, und die beiden großen Fürsten standen gut genug miteinander, um sich besuchen zu können. Joseph II. gestattete mir, dieser Begegnung beizuwohnen, und stellte mich dem Könige vor. Dies war im Lager von Neustadt in Mähren. Ich erinnere mich nicht, verlegen oder befangen gewesen zu sein, weiß aber, daß der Kaiser über mich zum König sagte: „Er sieht ängstlich aus; ich habe das an ihm noch nie bemerkt, aber später wird er umso mehr auftauen." Dies sprach er fröhlich und liebenswürdig, und die Monarchen entfernten sich aus dem Hauptquartier, um, wie ich glaube, ins Theater zu gehen. Unterwegs verließ der König auf einen Moment den Kaiser und fragte mich, ob mein in den öffentlichen Blättern abgedruckter Brief an Jean-Jacques Rousseau wirklich von mir stamme. Ich antwortete: „Sire, für einen Mißbrauch ist mein Name nicht berühmt genug." Er verstand, was ich meinte. Man weiß, daß Horace Walpole[6]) an Jean-Jacques unter dem Namen des Königs jenen berühmten Brief schrieb, der am meisten dazu beitrug, diesem beredsamen und unvernünftigen Genie den Kopf zu verdrehen. Allabendlich war ich beim König zum Nachtessen befohlen und wurde nur zu häufig ins Gespräch gezogen. Trotz meiner Anhänglichkeit an den Kaiser, dem ich sehr gerne als General diene, dessen d'Argens[7]) oder Algarotti[8]) ich aber nicht sein will, nahm ich an der Unterhaltung nicht mehr als nötig teil. Wurde ich aber zu eindringlich ausgefragt, so mußte ich wohl antworten und das Gespräch fortsetzen. Übrigens war der Kaiser recht redselig und fühlte sich vielleicht in Gesellschaft des Königs wohler als dieser. Eines Tages sprachen sie davon, was man sich wohl zu sein wünschte, und fragten mich um meine Meinung. Ich erwiderte, daß ich bis zu meinem dreißigsten Jahr gerne eine hübsche Frau gewesen wäre, dann bis sechzig ein sehr glück-

licher und geschickter Feldherr, und da ich nichts mehr zu sagen wußte, fügte ich dennoch leichthin irgend etwas hinzu und scherzte: „bis zu meinem achtzigsten Jahre Kardinal.“ Der König, der Späße über das heilige Kollegium liebte, fand meine Antwort sehr witzig. Der Kaiser äußerte sich abfällig über Rom und dessen Anhänger. Diese Abendtafel war eine der fröhlichsten und angenehmsten meines Lebens. Der Kaiser und der König gaben sich ganz anspruchslos und ohne Zurückhaltung. Am nächsten Tage aber war diese gute Stimmung verflogen. Die Liebenswürdigkeit der beiden so hervorragenden Männer, die oft über ihr Beisammensein gestaunt haben mögen, war unendlich reizvoll. Der König bat mich um meinen Besuch bei der ersten Gelegenheit, wo er oder ich drei bis vier Stunden Zeit hätte.

Ein unerhörtes Gewitter, eine wahre Sündflut — die Deukalions war dagegen ein leichter Sommerschauer — überströmte unsere Berge und ertränkte fast unsere manövrierende Armee, weshalb am nächsten Tage gerastet wurde. Um neun Uhr morgens begab ich mich zum König und blieb bis ein Uhr ganz allein mit ihm. Er sprach von unseren Generalen, und ich ließ ihn den Marschällen Lacy und Laudon sein Lob spenden. Von den übrigen meinte ich, daß man leichter Tote als Lebendige zu beurteilen vermöge, da man einen General niemals richtig einschätzen kann, wenn ihm große Taten nicht vergönnt waren. Er sprach dann vom Marschall Daun; ich meinte, daß dieser gegen die Franzosen Großes geleistet hätte. Dem König gegenüber sei er stets befangen gewesen, da er ihn immer als Jupiter, mit dem Blitz in der Hand unsere Armee zerschmetternd, gesehen habe. Dies schien ihm zu gefallen, und er zollte dem Marschall Daun seine Anerkennung. Dann kam das Gespräch auf Ludwig XIV. „Das war der Patriarch der Könige,“ scherzte Friedrich, „man hat bei seinen Lebzeiten von ihm hie und da ein wenig zu viel des Guten gesprochen, nach seinem Tod aber viel zu viel Schlechtes.“ „Ein König von Frankreich, Sire,“ fügte ich bei, „ist immer der Patriarch der geistvollen Leute“. „Das ist das schlechteste Los, der Teufel ist leichter zu regieren als sie. Ich wäre lieber griechischer Patriarch, wie meine Schwester die Kaiserin von Rußland; das

bringt viel ein und wird noch mehr einbringen; ich lobe mir eine Religion, die so viele verschiedene Länder und Völker umfaßt. Wir armen Lutheraner sind unser so wenige, daß es nicht der Mühe wert ist, ihr Patriarch zu sein."

„Aber, Sire, wenn es gelänge, die Kalvinisten und alle kleinen, jüngeren Sekten zu vereinigen, so gäbe dies schon eine schöne Menge."

Der König schien sich an diesem Gedanken zu erwärmen, und seine Augen belebten sich. Das dauerte aber nicht an, als ich hinzufügte, auch der Kaiser wäre als katholischer Patriarch in keiner üblen Lage.

„Ausgezeichnet; so wäre denn Europa auf drei Patriarchen aufgeteilt. Es war unrecht, damit anzufangen, sehen Sie, wohin uns das führt. Ich finde unsere Träume unvernünftig. Wenn Ludwig XIV. noch lebte, würde er sich bedanken." Alle diese möglichen und unmöglichen patriarchalischen Ideen machten ihn einen Augenblick lang nachdenklich und verstimmt.

„Ludwig XIV. hatte mehr Verstand als Geist und suchte lieber diesen als den anderen. Er wollte geniale Menschen und fand sie. Und doch kann man Corneille, Bossuet, Racine und Condé nicht gut als geistvolle Männer bezeichnen."

„Man findet alles in Frankreich, das wirklich glücklich zu sein verdient. Eurer Majestät wird die Äußerung nacherzählt, daß es ein schöner Traum sein müßte, König von Frankreich zu sein." „Ja, das habe ich einmal gesagt."

„Wären Franz I. und Heinrich IV.[9]) nach Eurer Majestät geboren worden, so hätten sie gewünscht: ‚König von Preußen'."

Man mußte den König immer durch irgend eine interessante Einzelheit fesseln, sonst schweifte er ab und ließ den andern nicht mehr zu Worte kommen. Gewöhnlich begann die Unterhaltung mit nichtssagenden Worten, aber er fand alsbald Mittel und Wege, sie interessant zu gestalten. Zuerst betraf das Gespräch Regen oder Sonnenschein, wandte sich aber bald zum Erhabenen. Niemals vernahm ich von Friedrich einen Gemeinplatz; er veredelte alles, und Beispiele aus der griechischen und römischen Geschichte oder Schilderungen neuzeitlicher Generale

hoben alsbald die Zwiesprache über Gewöhnliches oder Unbedeutendes hinaus.

„Haben Sie jemals einen Regen wie den gestrigen erlebt? Eure guten Katholiken werden jetzt meinen: ‚Das hat man davon, wenn ein Glaubensloser unter uns weilt. Was machen wir mit diesem verfluchten König, der doch mindestens lutherisch ist?‘ Denn ich glaube wirklich, daß ich Ihnen Unglück bringe. Ihre Soldaten sagen sicher: Jetzt haben wir Frieden, und dieser Teufelsmensch muß uns noch weiter stören.“

„Eure Majestät sind sicher die Ursache des Regens, und das ist sehr unschön. Das darf sich nur Jupiter herausnehmen, der immer gute Gründe für alles hat. Sie haben genau so gehandelt wie er, der zuerst die Menschen durch Feuer und dann durch Wasser vernichtete. Aber jetzt ist die Kriegsfackel erloschen; ich hoffte nicht, ihr heil zu entrinnen.“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie so oft gequält habe. Ich bedaure es im Interesse der gesamten Menschheit, aber welch' schöner Lehrkrieg war es doch! Ich habe genug Fehler gemacht, die Euch junge Leute tüchtiger hätten machen können, als ich es bin. Mein Gott, wie gut gefallen mir Ihre Grenadiere! Wie schön sind sie vor mir defiliert! Ich würde Mars raten, sie ohne Überlegung als Leibgarde zu nehmen. Wissen Sie, daß mich der Kaiser gestern bei der Abendtafel sehr befriedigt hat? Haben Sie seine Äußerung über Preßfreiheit und Gewissenszwang gehört? Er wird sich sehr stark von seinen guten Vorfahren unterscheiden.“

„Ich bin überzeugt, daß er vollständig vorurteilslos sein wird, und daß ihm Eure Majestät ein großes Lehrbuch sind.“

„Er hat gestern sehr fein und wie unabsichtlich die lächerliche Zensur in Wien und, ohne seine Mutter zu nennen, ihre übergroße Neigung für Einrichtungen mißbilligt, die nur Heuchler züchten. Übrigens, sie muß Sie ja hassen, diese Kaiserin.“

„Oh, nicht im mindesten; sie hat mich ob meiner Verirrungen zwar öfter, aber nur sehr mütterlich getadelt. Sie bedauert mich eigentlich, hält mich aber für besserungsfähig und sagte mir neulich: ‚Ich weiß nicht, wie Sie es anstellen. Sie waren der intime Freund meines Beichtvaters, des Paters Grasset[10]), der

Bischof von Neustadt[11]) hat mir immer Gutes von Ihnen erzählt, ebenso der Erzbischof von Mecheln[12]) und der Kardinal[13]) ist Ihnen wohl gesinnt'."

Warum vermag ich nicht, mich an hundert lichtvolle Bemerkungen des Königs zu erinnern, die ihm damals einfielen. Wir blieben so lange beisammen, bis die Trompete des Hauptquartiers zur Tafel rief. Der König begab sich zu Tisch, und ich glaube, daß er an diesem Tage scherzend nach dem Verbleiben des Feldmarschalls Laudon fragte: „Das ist gegen seine Gewohnheit; früher war er oft vor mir da. Gestatten Sie, daß ich ihn neben mich setze; ich habe ihn lieber an meiner Seite, als mir gegenüber."

Einmal waren die Manöver früh zu Ende gegangen, und beim Kaiser fand ein Konzert statt. Trotz seiner Vorliebe für die Musik gab mir der König den Vorzug und bezauberte mich durch seine glänzenden, heiteren und kühnen Gedanken. Er bat mich, ihm die anwesenden Generale zu nennen, besonders jene, die unter Marschall Traun[14]) gedient hatten. „Ich glaube," meinte er, „Ihnen schon erzählt zu haben, daß er mein Meister war und meine ersten militärischen Schritte lenkte." „Dann waren Eure Majestät sehr undankbar, denn Sie haben kein Lehrgeld gezahlt. Wenn er der Lehrer Eurer Majestät war, hätten Sie sich wenigstens von ihm schlagen lassen müssen, aber ich erinnere mich keines solchen Falles." „Ich wurde nicht geschlagen, weil ich mich nicht geschlagen habe. So haben sich ja die größten Generale oft bekriegt, wie z. B. Montecuccoli und Turenne in den beiden Feldzügen 1674 und 1675 an der Rench[15]). Zwischen Traun und Montecuccoli besteht kein Unterschied. Wie groß aber ist der Abstand zwischen Turenne und mir!" Ich zeigte ihm damals den früheren Generaladjutanten Grafen Althann[16]) und den Grafen Pellegrini[17]). Nach diesem fragte er mich zweimal und entschuldigte sich mit seiner Kurzsichtigkeit. „Aber Sire," bemerkte ich, „im Krieg war Ihr Gesicht sehr gut, und wenn ich mich recht erinnere, sehr weitreichend." „Das war nicht ich," sagte der König, „sondern mein Fernrohr." „Wahrhaftig," warf ich ein, „dieses hätte ich gerne gefunden, aber ich fürchte,

daß es meinen Augen eben so wenig getaugt hätte, wie Skanderbegs[18]) Säbel meinem Arm.“ Das Gespräch wurde dann so frei, daß der König einen Dritten vor der gefährlichen Unterhaltung mit einem von den Theologen zum ewigen Höllenfeuer Verurteilten warnte. Nach meinem Empfinden pries er seine Verdammnis ein wenig zu stark und brüstete sich zu sehr damit. Von dem Unglauben der Freigeister abgesehen, die sehr häufig den Teufel aus ganzem Herzen fürchten, ist es mindestens unpassend, seine Ansichten überlaut zu betonen. Der König hatte im Umgang mit geschmacklosen Leuten seiner Umgebung, den d'Argens, Maupertuis[19]), La Mettrie[20]), Abbé de Prades[21]), Jordan[22]) und einigen schwerfälligen Gottesleugnern seiner Akademie sich Schmähungen der Religion und Gespräche über Dogmen, Spinozismus, den Heiligen Stuhl usw. angewöhnt. Auf derartige Ausfälle pflegte ich nicht immer einzugehen. Während Friedrich sich schneuzte, benützte ich die Pause, um über eine Angelegenheit des westphälischen Kreises und meine dort gelegene kleine reichsunmittelbare Grafschaft[23]) zu sprechen. „Ich werde tun, was Sie wollen,“ sagte der König, „aber wie denkt darüber der andere Direktor, mein Kollege der Kurfürst von Köln?“ „Ich wußte nicht,“ erwiderte ich, „daß Eure Majestät geistlicher Kurfürst sind.“ „Ich bin es, und zwar wegen meines Protestantismus.“ Er forschte mich dann weiter über alle Anwesenden aus. Ich nannte ihm die Namen junger Prinzen, die eben ihre militärische Laufbahn begannen, und deren etliche zu Hoffnungen berechtigten. „Leicht möglich,“ sagte er, „aber ich glaube, daß man im Reiche die Rassen öfter kreuzen sollte. Ich liebe die Kinder der Liebe. Denken Sie an den Marschall von Sachsen und meinen Anhalt[24]). Ich fürchte, daß sein Kopf leider durch seinen Sturz Schaden gelitten hat. Das wäre für ihn und für mich ein Unglück, denn er ist reich begabt.“ Ich freue mich mit der Erinnerung an diese Dinge, denn ich habe dumme Verleumder den König von Preußen der Undankbarkeit beschuldigen und behaupten hören, daß ihn der Unfall seines größten Lieblings nicht erschüttert hätte. Dies ist noch die geringste Bosheit; denn man beschuldigt ihn der Eifersucht auf den Ruhm Schwerins[25])

und Keiths[26]) und der Freude über ihren Soldatentod. So versuchen mittelmäßige Menschen, große Männer herabzusetzen, um den Zwischenraum, der sie von jenen trennt, zu verringern.

Der König und seine Begleiter trugen uns zuliebe weiße Uniformen, um jenes Blau, das wir so oft im Kriege erblickt hatten, zu vermeiden. Er sah aus wie ein beim Kaiser diensttuender Offizier unserer Armee. Ich glaube, daß bei diesem Besuche auf beiden Seiten einige Reizbarkeit, vielleicht auch Mißtrauen und sogar ein wenig Verstimmung bestand. Nach dem Worte Philipps de Commines[27]) ereignet sich dies bei Monarchenzusammenkünften immer. Der König schnupfte sehr viel Spagnoltabak und sagte mir, während er seinen Rock so gut als möglich säuberte: „Ich bin nicht reinlich genug für Euch, mein Herr, ich bin nicht würdig, Eure Farben zu tragen.“ Dieser Ausspruch ließ mich ahnen, daß er das Weiß bei Gelegenheit wohl durch neuen Pulverdampf schwärzen würde.

Ich nützte einen kleinen Zufall, um die beiden Monarchen einander näher zu bringen. Der König äußerte sich: „Ich war heute mit der genauen Ausrichtung Ihrer Kolonnenspitzen und ihrer Entwicklung sehr zufrieden.“ „Und ich, Sire, freute mich über den richtigen Blick des Kaisers als Kommandant. Er irrte sich im Gelände nicht um einen Schritt in den nötigen Abständen.“ In diesem Augenblicke erschien Joseph und forschte nach dem Gegenstande unseres Gespräches. Friedrich erwiderte: „Ich bin sicher, daß der General nicht wagen wird, das Eurer Majestät zu wiederholen; auch ich finde kaum den Mut dazu. Wir waren der gleichen Ansicht über die Bewegungen, die Sie heute morgens Ihre Husaren zur Deckung des Aufmarsches Ihrer Truppen machen ließen. Eure Majestät haben sie genau auf jene Punkte befohlen, wo jede Abteilung in die Front einzuschwenken hatte.“ Der König vergaß bald darauf dieses Madrigals, und einige Jahre später entsprach das Epigramm seines Einrückens in Böhmen besser seiner Art.

Er war öfter zu beflissen und verstimmte dadurch den Kaiser. So weiß ich zum Beispiel nicht, ob er wirklich die Absicht hatte, sich als unterwürfiger Kurfürst zu zeigen. Wenn

aber der Kaiser den Fuß in den Steigbügel setzte, ergriff der König erst die Zügel seines Pferdes, und wenn der Kaiser das Bein schon über den Sattel schwang, nahm der König erst den Steigbügel usw. Die vielen Aufmerksamkeiten des Kaisers schienen aufrichtiger gemeint zu sein; es waren Höflichkeiten eines jungen Fürsten einem alten König gegenüber oder der Zartsinn eines jungen Soldaten für den größten der Generale. Eines Tages unterhielten sich die Monarchen vertraulich über Staatskunst. „Alle Welt kann nicht die gleiche Politik betreiben," sagte der König, „sie hängt von der Lage, den Umständen und der Macht der Staaten ab. Was mir paßt, könnte Eurer Majestät nicht zusagen. Ich habe auch hie und da eine politische Lüge gewagt." „Was ist das?" meinte lachend der Kaiser. „Das ist beispielsweise" erwiderte der König ebenfalls sehr vergnügt, „die Erfindung einer Nachricht, die nach vierundzwanzig Stunden sicher als falsch erkannt werden muß. Sie hat aber, bevor man dies merkt, schon ihre Wirkung getan."

Hie und da gab es zwischen den beiden Souveränen doch einige äußerliche Herzlichkeit. Man merkte, daß Friedrich II. Joseph schätzte, daß aber das Übergewicht des Kaiserreiches und die Nachbarschaft Böhmens und Schlesiens die Gefühle des Königs für den Kaiser beeinträchtigten. Sie erinnern sich, Sire, an beider Briefe über Bayern, ihre gegenseitigen Liebenswürdigkeiten und die Auseinandersetzungen über ihre Absichten. Diese Auseinandersetzung vollzog sich mit Höflichkeit, und von einer Höflichkeit zur andern rückte der König schließlich in Böhmen ein.

Nr. 8. An den König von Polen.

Zu Ende des Jahres 1786.

Da Eure Majestät noch eine Viertelstunde jener Zeit verlieren wollen, die Sie so gut zur Gewinnung der Liebe aller benützen, denen Sie Ihre Gnade gönnen, schildere ich nun mein zweites Zusammentreffen mit Friedrich dem Großen. Meine Darstellung, Sire, ist nur für Sie interessant, der Sie den König gekannt haben, und auch in seinen scheinbar gleichgültigen Worten

Charakterzüge entdecken werden. Allerdings findet man darin niemals Offenheit oder wenigstens Schlichtheit, diese Zierden Eurer Majestät. Bei Ihnen darf man sich Ungezwungenheit gestatten, vor dem König von Preußen aber mußte man immer unter Waffen bleiben und den Mittelweg zwischen einem kleinen Angriff und einer großen Verteidigung finden. Ich beginne nun meine Erzählung und will Ihnen zum letztenmal von ihm berichten.

Er hatte mir das Versprechen abgenommen, nach Berlin zu kommen. Nach jenem kleinen, von ihm „Prozeß" genannten Kriege, dessen „Urteil er als Gerichtsvollzieher vollstreckt hatte," beeilte ich mich mit der Reise nach Berlin. Das einzige Ergebnis jener Kämpfe war für Preußen bekanntlich großer Menschen-, Pferde- und Geldverlust gewesen, außerdem scheinbare Loyalität und Selbstlosigkeit, geringer Kriegsruhm, wenig Ehrlichkeit in der Politik und viel Groll gegen uns. Der König verbot, er wußte selbst nicht warum, österreichischen Offizieren das Betreten seiner Staaten ohne eine von ihm selbst unterfertigte Erlaubnis. Unser Hof erläßt den gleichen Befehl für die preußischen Offiziere. Das weckt ohne Nutz und Ziel Verstimmung auf beiden Seiten. Ich habe Selbstvertrauen und meine, auf eine Bewilligung verzichten zu können, ja ich glaube noch heute, daß ich sie nicht gebraucht hätte. Aber der Wunsch nach einem Billett des Großen Friedrich war weit stärker als die Furcht vor einem schlechten Empfang, und dies bewog mich, ihm zu schreiben. Mein Brief, glühend von Begeisterung, voll Bewunderung und Wärme des Gefühles für diesen erhabenen und außergewöhnlichen Mann, brachte mir drei reizende Antworten ein. Er gab mir im kleinen zurück, was ich ihm im großen dargebracht hatte, und was er mir, der ich meines Erinnerns keine Schlacht gewonnen habe, nicht an Bewunderung wiedererstatten konnte, gewährte er mir an guter Gesinnung. Aus Furcht mich zu verfehlen, hatte er mir aus Potsdam nach Wien, Dresden und Berlin geschrieben.

Ich wartete die Mittagsstunde ab, um die ich mit meinem Sohn Karl und Abbé Delille[28]) zur Audienz befohlen war. Unterdessen betrachtete ich die Wachparade und war bald von österreichischen Deserteuren umgeben, die mich bis zum Schloß be-

gleiteten. Unter den Fahnenflüchtigen waren sehr viele frühere Soldaten meines Regiments, die mich fast liebkosten und wegen ihrer Desertion um Verzeihung baten.

Die Stunde des Besuches schlug. Der König begrüßte mich mit unaussprechlicher Liebenswürdigkeit. Die militärische Kälte seines Hauptquartiers verwandelte sich in einen gnädigen und wohlwollenden Empfang. Der König hatte mir einen so erwachsenen Sohn nicht zugetraut. „Er ist sogar seit einem Jahr verheiratet." — „Dürfte ich mir erlauben, Sie zu fragen mit wem?" Er gebrauchte diesen Ausdruck sehr häufig, ebenso auch den folgenden: „Wenn Sie mir die Ehre gestatten, Ihnen zu sagen". — „Mit einer Polin, einer Massalska." — „Wie, mit einer Massalska? Wissen Sie, was ihre Großmutter getan hat?" — „Nein, Sire," antwortet Karl. — „Bei der Belagerung von Danzig[29]) hat sie eine Kanone abgefeuert; sie schoß, ließ schießen und verteidigte sich, als ihre Anhänger, die den Kopf verloren hatten, nur an Übergabe dachten." — „Ja," meinte ich, „die Frauen sind unerforschlich. Je nachdem, stark oder schwach, vorwitzig oder verschlagen, sind sie zu allem fähig." — „Zweifellos," warf Delille ein. Gekränkt, weil man mit ihm noch nicht gesprochen hatte, und mit einer Vertraulichkeit, die ihm keinen Erfolg bringen sollte, fuhr er fort: „Ohne Zweifel, sehen Sie..." — Der König unterbrach ihn, und ich führte einige weitere Beweisgründe für meine Ansicht an, wie z. B. das Verhalten der Frau Huchet bei der Belagerung von Amiens[30]). Friedrich unternahm einen kleinen Ausflug nach Rom und Sparta, wo er sich ja sehr gerne umtat. Um Delille eine Freude zu bereiten, sagte ich dem König nach einer Sekunde des Stillschweigens, daß Voltaire in des Dichters Armen gestorben war. Dies bewog Friedrich, einige Fragen an ihn zu richten. Delille antwortete ein wenig ausführlich und entfernte sich dann.

Karl und ich blieben zur Tafel. Bei dieser Gelegenheit entzückte mich das täglich fünf Stunden währende enzyklopädische Gespräch des Königs. Schöne Künste, Strategie, Medizin, Literatur, Religion, Moralphilosophie, Geschichte und Gesetzgebung wurden vorgenommen. Die schönen Jahrhunderte des Augustus und

PRINZESSIN HELENE VON LIGNE-POTOCKA.

Ludwigs XIV., die großen Geister der Römer, der Griechen und Franzosen, die Ritterlichkeit Franz I., der Freimut und die Tapferkeit Heinrichs IV., die Wiedergeburt der Wissenschaften und ihr Aufschwung seit Leo X.[31]), Anekdoten über die ruhmvollen Männer früherer Zeiten und ihre Eigenart, die Verirrungen Voltaires, die Empfindlichkeit Maupertuis', die Liebenswürdigkeit Algarottis, die Schöngeisterei Jordans wurden behandelt. Der König erzählte auch über die Hypochondrie des Marquis d'Argens, den er einmal durch eine Bemerkung über sein übles Aussehen auf vierundzwanzig Stunden ins Bett gebannt hatte. Ich weiß nicht, was alles noch durchgesprochen wurde. Das Abwechslungsreichste und Interessanteste kam von seinen Lippen; dabei war seine Stimme sehr sanft, ziemlich leise und ebenso angenehm, wie die unbeschreiblich anmutige Bewegung seines Mundes. Ich glaube, daß man es deshalb nicht merkte, wie er, gleich den homerischen Helden, erhaben, aber ein wenig wortreich war. Diesen Ruhm erwerben Schwätzer häufig durch Stimmaufwand, Lärm und Gesten. Man konnte nicht leicht einen anregenderen, entzückenderen Widerpart finden als den König. Gewohnt, nur mit dem Marquis de Lucchesini[32]) vor vier oder fünf des Französischen unkundigen Generalen zu sprechen, entschädigte er sich damals mit uns für seine Arbeitsstunden, seine Lektüre, sein Nachsinnen und seine Einsamkeit.

Da er Virgil genannt hatte, fiel mir ein, daß auch ich wieder etwas sagen wollte. „Welch' großer Dichter, Sire, aber welch' schlechter Gärtner!" — „Wem sagen Sie das?" rief der König. „Habe ich nicht, die Georgica in der Hand, nach seinen Angaben pflanzen und säen, ackern und harken wollen? Mein Gärtner sagte mir aber: ‚Sie sind verrückt und Ihr Buch auch; so arbeitet man nicht!' Ach, mein Gott, welch' ein Klima habe ich hier; glauben Sie nicht auch, daß Gott oder seine Sonne mir alles verwehrt? Schauen Sie meine armen Orangenbäume, meine Oliven, meine Zitronen an, alles stirbt Hungers." — „Sire, es scheint, daß bei Ihnen nur der Lorbeer gedeiht!" — Der König machte ein freundliches Gesicht und, um die Plattheit durch eine Dummheit auszugleichen, fügte ich sehr schnell hinzu: „Und dann,

Sire, wachsen hierzulande zu viele Granaten, die verzehren alles.“ Darüber lachte der König, denn nur Unsinn wird belacht.

Einmal hatte ich einen Teller umgedreht, um nach der Fabriksmarke zu sehen. „Woher glauben Sie wohl, daß er stammt?“ — „Ich halte ihn für sächsisches Porzellan, doch statt der zwei Schwerter finde ich nur eines, das die beiden aber aufwiegt.“ — „Das ist ein Szepter[33]).“ — „Ich bitte Eure Majestät um Vergebung; aber es schaut einem Schwerte zum Verwechseln ähnlich.“ — Dies war ja schließlich auch richtig, denn man weiß, daß die Marke der königlichen Porzellanfabrik Berlin so aussieht. Ich weiß nicht, ob diese kleine Allegorie sehr gefiel. Denn der König spielte mitunter den König und kam sich sehr großartig vor, wenn er einen Stock und eine Dose mit einigen kleinen, schlechten, spärlichen Diamanten in der Hand hielt.

Eines Tages kam er bei meinem Eintritte auf mich zu und sprach: „Ich zittere, weil ich Ihnen eine sehr böse Kunde zu geben habe. Ich erhalte eben die Meldung, daß der Prinz Karl von Lothringen auf dem Tode liegt.“ Er blickte mich an, um die Wirkung dieser Nachricht zu prüfen, und da er meine Erschütterung merkte, wechselte er in der zartesten Weise das Thema, sprach vom Kriege und vom Marschall Lacy. Er erkundigte sich nach ihm und sagte: „Das ist ein Mann von höchstem Verdienste. Bei Ihnen hatte einst Mercy, bei den Franzosen Puységur, einige eigene Gedanken über Märsche und Lager. Ihr Marschall übertrifft die alten Griechen und auch alle Neueren, ja selbst die Berühmtesten, die sich daran wagen. Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten wollen, so gestehe ich, daß mir nicht der kleinste Vorteil vergönnt war, so lange er als Generalquartiermeister wirkte. Erinnern Sie sich der beiden Feldzüge von 1758 und 1759, wo Ihnen alles glückte? Ich fragte mich oft, ob ich denn von diesem Mann niemals erlöst werden könnte. Man mußte ihn aber schließlich belohnen, und so wurde er Feldzeugmeister. Man gab ihm ein Korps, zu stark, mich bloß zu beunruhigen, zu schwach, mir zu widerstehen. Trotzdem entrinnt er mir und allen möglichen Gefahren durch den prachtvollen Feldzug von 1760. Ein anderer ersetzt ihn. Da

sagte ich mir, daß dies vielleicht nicht mein Schade und Anlaß für eine gute Gelegenheit werden könne. Diese suchte und fand ich bei Torgau!“ — Niemals hat der König schöneres Lob gespendet. Er gab zu, daß Lacy Mähren, Böhmen, die Lausitz und Sachsen gesäubert hatte, und dabei war ihm meine Ergebenheit für den Marschall unbekannt. Übrigens sind nur jene Lobsprüche wahr, die durch Tatsachen erhärtet werden.

Am folgenden Tage sagte mir der König mit trauriger Miene: „Wenn Sie schon den Hingang eines Mannes, den Sie liebten, und der der Menschheit zur Ehre gereichte, erfahren müssen, so ist es besser, daß Sie dies von jemandem vernehmen, der den Verlust so schmerzlich empfindet, wie ich. Der arme Prinz Karl ist nicht mehr. Andere werden ihn vielleicht in Ihrem Herzen ersetzen, wenige Fürsten aber werden ihn an Schönheit der Seele und an Tugenden erreichen!“ — Bei diesen Worten steigerte sich seine Rührung. Ich erwiderte: „Das Bedauern Eurer Majestät ist mir ein Trost. Sie haben seinen Tod nicht abgewartet, um Gutes über ihn zu sprechen. Ihr Gedicht über die Kriegskunst preist ihn in schönen Versen.“ — Meine Rührung verwirrte mich wider Willen, trotzdem vermochte ich diese Stelle[34]) zu zitieren. Der königliche Schriftsteller schien mir dafür Dank zu wissen, daß ich sie auswendig wußte. „Sein Rheinübergang[35]) war eine prachtvolle Leistung,“ sagte er, „aber der arme Prinz hing von so vielen Leuten ab! Ich habe immer bloß meinem Kopfe gefolgt, manchesmal nur zu sehr für mein Glück. Er war schlecht bedient, und man gehorchte ihm nur selten. Weder das eine, noch das andere ist mir jemals zugestoßen. Ihren General Nádasdy[36]) habe ich immer für einen großen Reiterführer gehalten.“ — Da ich nicht seiner Ansicht war, begnügte ich mich einzuräumen, daß er ebenso tapfer, wie im Feuer unerschrocken war, und seine begeisterten Husaren in die Hölle hätte führen können.

„Was ist aus einem Ihrer tapferen Oberste geworden, der sich bei Roßbach so hervorgetan hat? Ah! Ich glaube, es war der Marquis de Voghera[37]). Ja, das war er, denn ich habe nach der Schlacht nach seinem Namen gefragt.“ — „Er ist General

der Kavallerie.“ — „Nun, man mußte eine höllische Angriffslust haben, um an diesem Tage zu attakieren, wie Ihre zwei Kürassierregimenter und, wie ich glaube, auch Ihre Husaren. Die Schlacht war ja von allem Anfange an für Sie verloren.“ — „Ich weiß nicht, ob Eurer Majestät das Verhalten des Herrn von Voghera vor dem Eingreifen seines Regimentes bekannt ist. Er ist sehr hitzig, ungeduldig, immer stürmisch und noch voll guter alter Ritterlichkeit. Da er sah, daß seine Truppe nicht rasch genug nachrücken könne, eilte er ihr voraus und näherte sich dem Kommandanten des preußischen Kavallerieregimentes, den er sich als Gegner ausersehen hatte. Er begrüßt ihn wie auf dem Exerzierplatz, der andere erwidert, und beide greifen sich wie Wütende an.“ — „Das ist sehr vornehm; ich möchte diesen Mann kennen lernen, um ihm zu danken.“

Um diese Zeit war der Kaiser zur Zusammenkunft mit der Kaiserin von Rußland[38]) gereist. Diese Begegnung mißfiel dem König. Um ihre günstige Wirkung zu beeinträchtigen, sandte er — sehr ungeschickter Weise — sofort den Thronfolger nach Petersburg. Er fürchtete eine Abkehr des russischen Hofes, und ich litt Todesängste, er könnte sich bei allen seinen Gnaden für mich doch erinnern, daß ich Österreicher sei. Wie, sagte ich mir, nicht eine einzige Bosheit gegen uns und die Unseren!? Welche Wendung!? Der verrückte Pinto äußerte eines Tages bei der Tafel seinem Tischnachbar gegenüber: „Der Kaiser ist ein großer Reisender; es gab niemals einen so weit gereisten Kaiser.“ — „Ich bitte um Entschuldigung,“ warf der König ein, „Karl V.[39]) ist nach Afrika gegangen, denn er hat dort die Schlacht von Oran gewonnen.“ Und, fügte er hinzu, ohne mich ahnen zu lassen, ob es Scherz oder geschichtliche Feststellung sei: „Der Kaiser ist glücklicher als Karl XII.; er ist zwar, wie dieser, bei Mohilew nach Rußland gekommen, wird aber, scheint mir, bis Moskau gelangen.“ — Eben dieser Pinto sagte eines Tages zum König, der um die Wahl eines Botschafters verlegen war: „Warum denken Eure Majestät nicht an Herrn von Lucchesini, der ein Mann von Geist ist?“ — „Gerade deshalb,“ erwiderte der König, „will ich ihn ja hier behalten. Ich werde lieber Sie oder einen

Langweiligen, wie Herrn von X. schicken," und ernannte diesen sofort zum Gesandten in — ich weiß nicht wo. Herr von Lucchesini brachte durch seine Gespräche die Unterhaltung in noch lebhafteren Fluß. Er kannte die Lieblingsthemen des Königs und verstand zuzuhören, was nicht so leicht ist, wie man glaubt, und einem Dummkopf niemals gelingt. Er war allgemein, und besonders beim König, durch seine bestrickenden Umgangsformen und die Anmut seines Geistes sehr beliebt.

Pinto[40]), der nichts zu verlieren hatte, erlaubte sich alles. „Geruhen Eure Majestät, den österreichischen General über meine Leistungen in kaiserlichen Diensten zu befragen." — „Ein Feuerwerk bei meiner Hochzeit. Nicht wahr, mein lieber Pinto?" — „Erweisen Sie mir die Ehre, mir zu sagen," unterbrach der König, „ob es ihm gelungen ist." — „Nein, Sire, er ängstigte damit sogar alle meine Verwandten, die seine Künste als üble Vorbedeutung nahmen. Der hier anwesende Herr Major hatte die Verbindung zweier flammender Herzen für dieses Hochzeitsfeuerwerk ausgedacht, sicher ein sehr neuartiges Symbol für zwei Ehegatten. Die Latte, auf der die Herzen einander hätten entgegengleiten sollen, versagte. Das Herz meiner Frau bewegte sich, aber das meine rührte sich nicht vom Fleck." — „Sie sehen, Pinto, daß Sie drüben nicht mehr taugten als bei mir." — „Oh, Sire," sagte ich, „Eure Majestät schulden ihm aus dieser Zeit Entschädigungen für die Säbelhiebe, die er auf den Kopf bekommen hat." — Der König meinte: „Ich verwöhne ihn ohnedies nur zu sehr. Pinto, habe ich Ihnen nicht gestern guten preußischen Honig geschickt?" — „Oh, sicherlich," sagte Pinto, „das geschah, um ihn bekannt zu machen. Wenn Eure Majestät ihn verkaufen könnten, so wären Sie der größte König auf Erden, denn es gibt ja nur Honig in Ihrem Königreich, davon aber viel."

„Wissen Sie," sagte mir der König eines Tages, „daß ich in kaiserlichen Diensten[41]) stand? Ich habe meine ersten Kriegszüge für das Haus Österreich geleistet. Mein Gott, wie die Zeit vergeht!" — Er hatte eine Art, die Hände zusammenzulegen, wenn er „mein Gott" sagte, die ihm völlig das Aussehen eines ungemein sanften Biedermannes verlieh. „Wissen

Sie, daß ich noch die letzten Strahlen des Prinzen Eugen habe leuchten sehen?“ — „Vielleicht hat sich der Genius Eurer Majestät gerade daran entflammt?“ — „Ach, mein Gott, wer vermöchte, es dem Prinzen Eugen gleichzutun?“ — „Derjenige, dessen Ruhm durch zwölf erfochtene Siege noch schwerer wiegt.“ — Er nahm seine demütige Miene an. Ich habe immer gesagt, daß man leicht bescheiden sein kann, wenn man bei Kasse ist. Er tat, als ob er mich nicht verstünde und sagte: „Wenn die Ränkespinner, die der Prinz Eugen in seinem Heere vierzehn Jahre lang gegen sich hatte, ihm schaden wollten, so benützten sie die Abendstunden, wo sein Geist durch die Mühen des Tages an Spannkraft verloren hatte und leichter zu beeinflussen war, als am Morgen. So hat man ihm auch den unglücklichen Marsch nach Mainz eingeredet.“

„Eure Majestät können mir nichts Neues erzählen; denn ich merke mir alle Ihre Taten, und selbst Ihre Worte sind mir bekannt. Ich weiß von Ihren Reisen nach Straßburg und Holland zu berichten und auch von jenem Vorfall auf einem Schiffe. Einer unserer alten Generale, den ich oft genau so reden lasse, wie man in einer alten Handschrift blättert, schilderte mir jene Episode aus dem Rheinfeldzuge, und wie er da zu seinem größten Erstaunen einen jungen, unbekannten preußischen Offizier zu einem General, der das Fouragierverbot zu wörtlich nahm, habe sagen hören: „Und ich, meine Herren, befehle zu fouragieren, unsere Kavallerie braucht Futter; kurz, ich will es.“ — „Sie sehen mich in zu günstigem Licht,“ meinte der König. „Fragen Sie diese Herren nach meinen Launen und meinem Eigensinn, dann werden Sie schöne Dinge über mich vernehmen.“ — Das Gespräch wandte sich dann unbekannten oder in sehr seltenen Werken niedergelegten Anekdoten zu. Ich sagte zum König: „Ich habe mich über echte oder gefälschte, von Flüchtlingen geschriebene, in Frankreich vielleicht ganz unbekannte Bücher sehr gut unterhalten.“ — „Wo haben Sie alle diese schönen Dinge gefunden? Ich würde mich abends damit besser zerstreuen, als im Gespräch mit einem Doktor der Sorbonne, den ich hier habe und zu bekehren suche.“ — „Das alles habe ich in einer

böhmischen Bibliothek entdeckt, die mir über zwei Winter hinweggeholfen hat.“ — „Wie, zwei Winter in Böhmen, was, Teufel, haben Sie dort gemacht? Ist das schon lange her?“ — „Nein, Sire, ein oder zwei Jahre; ich hatte mich dorthin zurückgezogen, um nach Herzenslust lesen zu können.“ — Er lächelte und schien mir dankbar dafür, daß ich des kleinen Krieges von 1778 nicht Erwähnung tat, da er nicht gerne darüber sprechen hörte. Er verstand, daß ich während meiner böhmischen Winterquartiere so viel studiert hatte, und schien an meiner Zurückhaltung Gefallen zu finden. Der alte Hexenmeister erriet alles und besaß den feinsten Takt; deshalb merkte er, daß ich die Veränderungen Berlins seit meinem letzten Aufenthalt in seiner Hauptstadt nicht loben wollte. Ich hütete mich, ihn daran zu erinnern, daß ich unter Lacys Befehlen die Besetzung der Residenz im Jahre 1760 mitgemacht hatte. Eine Bemerkung des Generals von Ried[42]), der die andere Einnahme Berlins durch den Marschall Hadik berührt hatte, war sehr ungnädig aufgenommen worden. Über den Doktor der Sorbonne, mit dem er alle Tage disputierte, sagte er mir einmal: „Verschaffen Sie mir doch ein Bistum für ihn.“ — „Ich glaube nicht,“ antwortete ich, „daß diesem Herren meine Empfehlung oder die Eurer Majestät bei uns nützen könnte.“ — „Oh nein, ich werde wegen dieses armen Teufels der Kaiserin von Rußland schreiben, denn er fängt an, mich zu langweilen. Er wagt es, Jansenist zu sein. Mein Gott, wie armselig sind die heutigen Jansenisten! Man hätte den Brennpunkt ihres Treibens, dieses Port-Royal, trotz aller Übertreibungen, nicht zerstören sollen. Man soll überhaupt nichts zerstören. Warum hat man die Bewahrer römischer und griechischer Anmut, diese ausgezeichneten Humanisten, vernichtet, und warum hat man die Jesuiten[43]) vertrieben? Die Erziehung wird darunter leiden. Da aber meine Brüder, die Katholischen, Aller-Christlichsten, Allergetreuesten und Apostolischen Könige sie verjagt haben, so nehme ich, der Allerungläubigste, so viele von ihnen bei mir auf, als ich nur aufzutreiben vermag. Man wird mir vielleicht noch den Hof machen, um einige zurückzubekommen. So erhalte ich die Rasse und letzt-

hin sagte ich zu den meinen: „Einen Rektor, wie Sie, Hochwürden, kann ich sehr gut um dreihundert Taler verkaufen. Sie, Herr Provinzial, sind mir erst um sechshundert Taler feil, und im gleichen Verhältnis auch die anderen. Wenn man nicht reich ist, muß man spekulieren." — Da mein Gedächtnis versagt und es mir nicht vergönnt war, den größten jemals geborenen Mann öfter und länger zu sehen, muß ich jetzt abbrechen. Mein Bericht enthält kein Wort, das nicht von ihm stammte. Die ihn gekannt haben, werden darin seine Art wiederfinden. Ich bezwecke nur, ihn jenen besser zu zeigen, die nicht das Glück genossen, ihm zu nahen. Auf seinen Bildnissen sind die Augen immer zu hart wiedergegeben, sein Blick war aber durch Arbeit und die Kriegsstrapazen abgespannt. Hörte der König aber zu, oder erzählte er eine erhabene oder empfindsame Geschichte, so milderte sich der Ausdruck seines Gesichtes. Kleine Bosheiten, die ich mir mündlich oder in Briefen herausgenommen hatte, schrieb er sicherlich nur der Hingabe an meine Pflichten zu, die seinen Interessen entgegenstanden. Bis kurz vor seinem Tode hat er mich mit Zeichen der Erinnerung geehrt und oftmals Preußens Gesandte in Paris und Wien beauftragt, mich seines Wohlwollens zu versichern.

Ich glaube nicht an die Erdbeben und Sonnenfinsternisse beim Tode Cäsars, da sich beim Tode Friedrich des Großen derartiges nicht ereignete.

Ich weiß nicht, Sire, ob sich am Ende Ihrer Regierung große Naturereignisse abspielen würden, aber als Weltwunder gilt mir ein König, der über eine Republik herrscht und es versteht, um seiner selbst und seiner Rechte willen Gehorsam und Ehrfurcht zu finden.

Nr. 9. An die Marquise von Coigny[44]).

Kiew, im Mai 1787.

Wissen Sie, warum ich mich nach Ihnen sehne, Frau Marquise? Weil Sie nicht eine Frau sind, wie eine andere, und weil ich kein Mann bin, wie ein anderer. Denn ich weiß Sie besser zu schätzen,

DIE MARQUISE VON COIGNY.

als Ihre Umgebung. Und wissen Sie, warum Sie nicht eine Frau sind wie eine andere? Weil Sie gut sind, obwohl viele Leute dies nicht glauben. Denn Sie sind einfach geartet, wenn Sie auch immer geistvoll sind, oder weil Sie den Geist fertig in sich tragen. Und der Geist ist Ihre Sprache. Man kann nicht sagen, daß er in Ihnen ist, aber Sie leben inmitten des Geistes. Sie jagen nicht nach dem Epigramm, aber das Epigramm fliegt Ihnen zu. In fünfzig Jahren werden Sie durch Ihre Schärfe eine du Deffand[45]), an Verstand eine Geoffrin[46]) und eine Marschallin de Mirepoix[47]) durch Ihren Geschmack aufwiegen. Mit zwanzig Jahren verfügen Sie über die Gaben der insgesamt drei Jahrhunderte, welche diese Damen zählen. Sie besitzen die Anmut der eleganten Frau, ohne dies als Beruf erwählt zu haben. Sie sind überlegen, aber trotzdem werden Sie nur von den Dummen gefürchtet. Man erzählt von Ihnen schon ebenso viele große wie witzige Aussprüche. „Man soll keinen Geliebten haben, weil das verzichten heißt." Das ist einer der tiefsten Gedanken und einer der neuesten. Sie werden leichter verlegen, als Sie verlegen machen, und wenn die Befangenheit Sie packt, so verkündet dies ein gewisses drolliges, rasches, kleines Murmeln, das an die Leute erinnert, die zu singen anfangen, wenn sie sich vor Dieben fürchten. Sie sind die liebenswürdigste Frau und der fröhlichste Geselle und wirklich das, wonach ich mich am meisten sehne.

Du guter Gott, welch' eine Bewegung, welch' ein Lärm! Wie viele Diamanten, Gold, Ordenssterne, Ordensbänder, wobei ich den Heiligen Geist[48]) nicht mitzähle! Wie viele Ketten, Schleifen, Turbane, rote, pelzgefütterte oder spitzige Mützen! Diese gehören kleinen Götzen mit chinesischen Augen und Ohren, die den Kopf genau so bewegen wie die auf Ihrem Kamin. Sie heißen Lesghier[49]) und sind als Abgesandte hieher gekommen, gleich vielen anderen Untertanen von den Grenzen der großen chinesischen Mauer oder aus Persien und Byzanz. Sie nehmen sich viel besser aus als etwa einige Mitglieder des Parlaments[50]) oder kleinbürgerliche Stände, die mit der Kutsche zwanzig Meilen weit nach Versailles reisen, um dort dumme Beschwerden vorzubringen.

Ludwig XIV. hätte gegen seine Schwester Katharina II. Eifersucht empfunden, oder aber er hätte sie geheiratet, um ein schönes Lever zu haben. Diese kaukasischen Königssöhne hätten ihn mehr erfreut, als fünf oder sechs alte Ludwigsritter. Zwanzig, nicht sehr saubere Erzbischöfe mit ihren fast bis an die Knie reichenden Bärten sind malerischer als das Bäffchen eines königlichen Beichtvaters. Die Ulanen-Leibwache eines polnischen Edelmannes, der in der nächsten Nachbarschaft einen Besuch abstattet, hat ein besseres Aussehen, als die berittenen Livrierten, die der traurigen Karosse und den sechs Mähren eines Perückenträgers im Überwurfe voranreiten. Blinkende Säbel mit edelsteinbesetzten Griffen sind prächtiger, als die weißen Stäbe der Großwürdenträger des Königs von England.

Die Kaiserin hat mich so gütig empfangen, als ob ich sie vor sechs Tagen, nicht vor sechs Jahren verlassen hätte. Sie hat mich an tausend Dinge erinnert, die nur Souveräne sich merken können, denn sie haben alle ein gutes Gedächtnis.

Hier findet jeder etwas nach seinem Geschmack: Große und kleine Politik, große und kleine Intriguen, Großpolen und Kleinpolen. Einige Edle dieses Reiches, welche sich täuschen, getäuscht werden oder andere täuschen, alle sehr liebenswürdig, aber weniger liebenswürdig als ihre Frauen, bilden sich ein, daß das schimpfliche Gekläffe des letzten polnischen Landtages nicht bis zur Kaiserin gedrungen sei. Sie lechzen nach einem Blicke des Fürsten Potemkin, der schwer zu erhaschen ist, denn der Prinz ist einäugig oder schielend, wenn er will. Die Frauen erstreben das Band des Katharinen-Ordens[51]), um es kokett zu tragen und ihre Freundinnen und Verwandten damit zu ärgern. Man wünscht und fürchtet den Krieg. Man beklagt sich über den englischen[52]) und den preußischen Gesandten[53]), welche die Türkei dazu aufreizen, aber man stichelt den Divan auch hier. Ich, der ich nichts zu verlieren und vielleicht einigen Ruhm zu erwerben habe, ich erhoffe mir vom ganzen Herzen den Krieg. Gleich darauf aber sage ich mir: Kann ich etwas ersehnen, das so viel Unglück bringt? So wünsche ich ihn dann nicht mehr; und doch führt mich ein Rest von Gärung im Blute wieder

dazu, ihn zu wollen. Ein Rest von Verstand wehrt sich dagegen. Ach, mein Gott, so sind wir einmal! Ich werde Ihnen vielleicht schreiben müssen:

„Nie wieder wird Paris sich meinen Augen zeigen,
Denn in die finst're Grabesnacht bin ich bereit zu steigen."

Dieser Gedanke schmerzt mich, denn ich will Sie wiedersehen, Sie liegen mir mehr am Herzen als ganz Paris. Jetzt holt man mich eben ab, um ein Feuerwerk zu sehen, das — wie man mir sagt — vierzigtausend Rubel kostet. Die Raketen Ihres Gespräches sind nicht so kostspielig und hinterlassen nicht, wie die anderen, Traurigkeit und Dunkel. Ich ziehe das Funkeln Ihrer Ohrgehänge und Ihre Empfangsräume unbedingt vor.

Nr. 10. An die Marquise von Coigny.

An Bord meiner Galeere, im Mai 1787.

So ist das Schicksal, Frau Marquise! Ich habe Sie inmitten eines Dutzends von Verehrern zurückgelassen, die Sie wohl sprechen hören, ohne Sie zu begreifen, und ich, der ich Sie zu verstehen weiß, entbehre Sie seit langer Zeit. Hier bin ich zwölfhundert Meilen weit von Ihren Reizen, aber immer nahe Ihrem Geist, der Sie unaufhörlich in meinem Gedächtnisse lebendig hält. Ich sehe Sie einen dieser Herren wegschicken, um Ihre Pferde zu bestellen, und er langweilt Sie mit Erzählungen von seinen eigenen Reittieren. Ich höre Sie einen anderen mit spitzigen Worten und Scherzen überhäufen. Sie erlauben einem Vierten, Sie ins Theater zu begleiten, einen Fünften bestärken Sie in seiner unglücklichen Liebe. Sie entmutigen nicht den Stürmischen, der sein Ungestüm für Leidenschaft nimmt und darauf hofft, Sie zu verführen, wenn er Ihnen meldet, daß er sein Regiment über Gräben jagt. Ich sehe Sie endlich sich um einen der zwei bemühen, die Sie erfassen, und Ihren Witz an die anderen verschwenden. Aber ich denke nicht, daß Ihr Herz mit all' dem etwas zu tun hat. Zwei oder drei Lügner von Beruf berichten Ihnen

Dinge, die Sie nicht glauben, zwei oder drei Geschäftemacher wiegen sich in der Hoffnung, Sie an ihren verwickelten Unternehmungen teilnehmen zu sehen. Sie ergreifen nicht die Partei der Leute, die Sie unterhalten, und machen sich nur jene politischen Meinungen zu eigen, die Ihnen die besten und feinsten Worte eingeben. Sie lachen über den dritten und vierten Stand, denn ich glaube mich zu entsinnen, daß ich einige Ihrer langweiligen Notabeln diese verfänglichen Begriffe schon habe aussprechen hören. Amerikas[54]) große Männer erscheinen Ihnen klein in Europa. Auch ich finde nicht, daß man sie, wie Bordeauxwein, bloß über das Meer zu fahren braucht, um sie genießbarer zu machen. Ich bin auf dieser Galeere nur durch eine Wand von dem lieben Ségur getrennt. Wie viel sprechen wir von Ihnen! Wie viel Schlechtes sage ich ihm über einige Personen, von denen er Gutes denkt, und denen er so stark überlegen ist!

Ich glaube, daß dieser Brief von Kremenczuk abgehen wird. Das tönt nicht lyrisch, aber gewöhnen Sie sich an diese Namen, denen Lulli[55]) und selbst Rameau[56]) nicht mehr Wohlklang hätten verleihen können. Wir durchqueren kein Land der Schäferspiele oder der Schnitterinnen; dies läßt Sie aber kalt, denn Sie lieben ja das Landleben nicht. Größere Dinge beschäftigen uns. So sehe ich zum Beispiel von meinem prächtigen Bette aus bis Perewolotscha[57]), wo der arme Karl XII. über den Borysthenes setzte, um sich in Bender zu verbergen. Ich warte das Ende unseres Schiffszuges ab, um Ihnen darüber zu schreiben. Bisher hatte ich mich nur auf kleine Abenteuer eingelassen und mein Lebensschiffchen wie jedermann gesteuert. Bis ich aber den Nachen Charons besteige, werde ich nicht aufhören, Sie zu lieben und es Ihnen zu sagen.

Nr. 11. An die Marquise von Coigny.

Aus Cherson 1787.

Kleopatras Flotte ist von Kiew abgesegelt, nachdem eine allgemeine Kanonade uns die Bezwingung des Borysthenes verkündet hatte. Wenn man uns angesichts unserer großen und kleinen Kähne, achtzig an der Zahl mit dreitausend Mann Be-

satzung, gefragt hätte: „Zum Teufel, was suchen sie auf diesen Galeeren?[58]),“ so hätten wir antworten können: „Wir suchen die Unterhaltung, und nun mag die Galeere dahintreiben.“ Denn niemals kann es eine gleich glänzende und angenehme Stromreise gegeben haben. Unsere Zimmer waren mit Ruhebetten aus buntgewebtem Taft versehen. Wenn einer aus dem engeren Gefolge der Kaiserin das Fahrzeug verließ oder bestieg, so begrüßten unser Kommen und Gehen mindestens zwölf Musikanten, deren jedes Schiff ungefähr ein Dutzend mitführte. Manchmal war es sehr gefährlich, des Abends nach dem Nachtessen die Yacht der Kaiserin zu verlassen, denn man mußte den Dnjepr in einem kleinen Boote stromaufwärts und gegen den Wind befahren. Damit wir gar nichts vermißten, haben wir auch einen Sturm mitgemacht, der zwei oder drei Galeeren auf Sandbänken zum Scheitern brachte.

Unsere Kleopatra reist nicht, um Marc-Antone, Octaviane oder Cäsaren zu verführen. Unser Cäsar steht aber doch schon in ihrem Banne. Kleopatra verschluckt keine Perlen, aber sie verschenkt ihrer viele. Sie gleicht der alten Ägypterin nur durch ihre Vorliebe für schöne Schiffahrten, Prunk und Gelehrsamkeit. So hat sie den Bibliotheken ihres Kaiserreiches sicher schon mehr als zweihunderttausend Bände geschenkt. Dies war die vielgerühmte Zahl der Bücherei von Pergamon, durch deren Stiftung die Königin von Ägypten die gelehrten Schätze Alexandriens wieder herstellte. In Kremenczuk gab uns Fürst Potemkin Feste in einem wirklich feenhaften Garten, wo er eigens fremdländische Bäume, so dick wie er selbst, hatte pflanzen lassen. Dann erreichten wir die Stromschnellen von Kudak, der alten Hauptstadt der räuberischen Saporogen[59]). Kaiser Joseph ist uns mitten in dieses Zauberland entgegengefahren, dessen Wunder sich bei unserer Ankunft erneuerten. Was ihn, den großen Musikfreund, am meisten in Erstaunen setzte, waren ungefähr fünfzig Cis, Dis und E, mit einem Wort ein Konzert, bei dem mehrere Musiker die gleiche Note spielten. Dieses Stück muß eine himmlische Symphonie sein, denn es ist zu außergewöhnlich, um irdischen Ursprunges zu sein. Ich vergaß, Ihnen zu erzählen, daß der König von Polen uns in Kanew am Borysthenes erwartete.

Er hat drei Monate und drei Millionen daran gewendet, die Kaiserin drei Stunden lang zu sehen. Ich fuhr in einer kleinen saporogischen Piroge, um ihm unsere Ankunft zu melden. Eine Stunde später wurde er von den russischen Hofherren in einer Prachtschaluppe eingeholt. Beim Betreten des Schiffes sagte er mit dem unaussprechlichen Reiz seiner schönen Erscheinung und seiner liebenswürdigen Stimme: „Meine Herren, der König von Polen hat mich gebeten, Ihnen den Grafen Poniatowski zu empfehlen.“ Die Mittagstafel war sehr fröhlich. Man brachte die Gesundheit des Königs aus, wobei die ganze Artillerie unserer Flotte drei Salven abgab. Nach Tisch konnte der Monarch seinen Hut nicht finden. Katharina, geschickter als er, ersah ihn und überreichte ihm die Kopfbedeckung. „Zum zweitenmal wird nun mein Haupt von Ihnen bedeckt,“ sagte der König galant, wobei er auf seine Krone anspielte, „Majestät, Sie überhäufen mich mit Wohltaten und Dankesverpflichtung“. Unsere Flotte war vor den Fenstern des Herrschers aufgefahren, der uns zum Abendessen einlud. Eine Nachahmung des Vesuvs beleuchtete während der ganzen Nacht, da wir vor Anker lagen, schöner als die hellste Tagessonne die Berge, Ebenen und Gewässer und vergoldete und überglühte die Landschaft. Wir wissen nicht mehr, wie die Dunkelheit aussieht.

Die Zarin hat noch niemals die Reize der Geselligkeit so gut kennen gelernt wie jetzt, und da wir hier ein oder zwei Leute sind, die niemals spielen, so opfert sie uns die kleine Partie, welche sie früher der Form halber machte. Neulich hat der Oberststallmeister Narischkin, der beste und kindischeste Mensch, plötzlich einen Kreisel losgelassen, dessen Kopf größer war als der seine. Nach einigem Brummen und etlichen Sprüngen, die uns sehr erheiterten, zerplatzt das Ding unter einem fürchterlichen Pfeifen in drei oder vier Stücke, fliegt zwischen dem Kaiser und mir hindurch, beschädigt ein paar unserer Nachbarn und verletzt den Kopf des unverwundbaren Prinzen von Nassau, den man darob zweimal zur Ader lassen muß.

Gestern sagt uns die Kaiserin bei Tisch: „Es ist doch eigentümlich, daß das ‚Sie‘, die Mehrzahl, sich eingebürgert hat. Warum

RUSSISCHE SÄNGER.

hat man das ‚Du' verbannt?" „Es ist nicht verbannt," meinte ich, „und kann selbst hohen Persönlichkeiten gegenüber angewendet werden, da Jean-Baptiste Rousseau zu Gott spricht: ‚Herr, in Deinem anbetungswürdigen Ruhm'. Außerdem wird Gott in allen unseren Gebeten geduzt, z. B. ‚Nunc dimittis servum tuum, Domine'." „Nun, meine Herren, warum behandeln Sie mich mit mehr Ehrerbietung? Duzen Sie mich, ich werde Sie auch duzen. Willst Du mir das dort reichen?," sagt sie zum Oberststallmeister. „Ja," erwidert dieser, „wenn Du mir etwas anderes dafür geben willst." Und nun beginnt eine Sündflut des Duzens, die immer spaßiger wird.

Ich flocht in meine Anreden das Wort „Majestät" ein, und „Deine Majestät" erschien mir schon ausreichend. Andere wußten nicht, was sie sagen sollten, aber die geduzte und duzende Majestät bewahrte trotzdem immer noch das Ansehen der Selbstherrscherin aller Reußen und fast aller Weltteile. Die Kaiserin hat dem Prinzen von Nassau und mir, als Liebhabern und vielleicht auch Sachverständigen, gestattet, Otschakow und zehn türkische Kriegsschiffe zu rekognoszieren. Diese hatte man in sehr unliebenswürdiger Weise an der Mündung des Borysthenes auffahren lassen, beinahe, als ob man unsere Reise aufhalten wollte, falls Ihre kaiserlichen Majestäten auf dem Wasserwege bis Kinburn vorzudringen versuchten. Als die Herrscherin auf einer kleinen Karte die Stellung dieser Flotte bemerkte, bot ihr Nassau seine Dienste an, sie davon zu befreien. Die Kaiserin gab dem Papier lächelnd einen Nasenstüber. Ich betrachtete dies als einen hübschen Vorläufer eines hübschen Krieges, den wir hoffentlich bald haben werden. Ich glaubte auch neulich, daß man deshalb einen Artillerie- und einen Genieoffizier in das Kabinett der Zarin berief, wo auch der Kaiser und Fürst Potemkin sich befanden. „Sie wissen," sagte die Zarin kürzlich zu Ségur, „daß Ihr Frankreich andauernd und zwecklos die Muselmanen beschützt." Ségur erbleichte, Nassau errötete, Fitzherbert gähnte, Cobenzl wurde unruhig, und ich lachte. Die früher erwähnte Besprechung betraf aber noch nicht den Krieg, sondern nur den Bau eines Magazins in einer der sieben Buchten des Hafens von Sebastopol.

„Wie finden Sie, daß ich mich mit der Kaiserin verhalte", sagte mir eines Tages der Kaiser. „Wunderbar, Sire," erwiderte ich. „Meiner Treu, es ist schwer," fügte er hinzu, „mit euch anderen Schritt zu halten. Aus Dankbarkeit, aus Entgegenkommen, aus Vorliebe für die Kaiserin, aus Freundschaft für mich schwingt mein lieber Botschafter das Räucherfaß. Sie, Fürst, werfen, Gott sei Dank, für uns Alle viele Weihrauchkörner hinzu. Herr von Ségur drechselt sehr geistvolle und sehr französische Komplimente und selbst Ihr Engländer wagt hie und da, fast gegen seinen Willen, eine kleine Schmeichelei, die durch ihre Kürze nur noch anziehender wird."

Die Flöre, die Seidenspitzen, die Falbeln, die Guirlanden, die Perlen, die Blumen, welche die Baldachine der beiden Majestäten am Flußufer zierten, sahen aus, wie aus einem Modemagazin der Rue Saint-Honoré bezogen. Es war aber die Arbeit der russischen Soldaten, aus denen man Putzmacherinnen, Matrosen, kurz alles machen kann, auch Popen, Musiker oder Chirurgen, bloß mit dem Schlage eines Zauberstabes, der aber nicht einer so entzückenden Fee gehört, wie Sie eine sind. Ich werde an Ihre Zaubereien im Zauberlande denken! Denn wir reisen eben nach Tauris, wo Iphigenie, hätte sie Ihnen an Liebenswürdigkeit geglichen, sicher nicht geopfert worden wäre, oder wenigstens nicht auf die bekannte Weise.

Nr. 12. An die Marquise von Coigny.

Aus Bachzisarai, am 1. Juni 1787.

Ich hatte darauf gerechnet, mich in Taurien an den großen, wahren und erdichteten Geschehnissen des Landes zu erbauen. Mein Geist war bereit, sich mit dem Heldentum und Mithridates zu befassen, mit Iphigenien in das Fabelreich zu reisen, das Kriegerische mit den Römern, die schönen Künste mit den Griechen, die Räubereien mit den Tataren und den Handel mit den Genuesen neu zu erleben. Alle diese Leute sind mir ziemlich vertraut, aber es ist anders gekommen; sie alle sind verschwunden und haben Tausendundeiner Nacht Platz gemacht. Ich befinde

mich im Harem des alten Khans der Krim[60]), der sehr unrecht hatte, von hier zu flüchten und vor vier Jahren die herrlichste Gegend der Welt den Russen zu überlassen. Das Schicksal hat mir das Gemach der schönsten seiner Sultaninnen zugewiesen und Ségur das Zimmer des schwarzen Obereunuchen. Meine verwünschte Einbildungskraft will keine Falten bekommen, sie ist frisch, rosig und rund wie die Wangen der Frau Marquise. In unserm Palast, der Maurisches, Arabisches, Chinesisches und Türkisches enthält, gibt es überall Springbrunnen, kleine Gärten, Malereien, Vergoldungen und Inschriften. So liest man unter anderm in dem sehr spaßigen und sehr prächtigen Audienzsaal in türkischen Goldbuchstaben rund um das Gesimse: „Allen Eifersüchtigen zum Trotz sei der Welt verkündet, daß es weder in Ispahan noch in Damaskus oder Stambul gleiche Pracht gibt wie hier."

Von Cherson an haben wir in Lagern gehaust, die inmitten der Wüsten durch ihren asiatischen Luxus einen wunderbaren Eindruck machen. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, noch in welchem Jahrhundert ich atme. Wenn ich plötzlich wandernde Berge sich erheben sehe, so glaube ich zu träumen. Es sind Kameelherden, die auf ihren hohen Beinen aus der Entfernung beweglichen Hügeln gleichen. Haben solche nicht, überlege ich, den Heiligen Drei Königen auf ihrer berühmten Reise nach Bethlehem gedient? Ich wähne mich noch im Schlafe, wenn ich jungen kaukasischen Fürsten, fast ganz von Silber bedeckt, auf blendend weißen Pferden begegne. Ihre Sättel und Bögen versetzen mich in die Zeit des älteren oder jüngeren Cyrus. Ihre Köcher sind prachtvoll, aber die Pfeile aus dem Ihren sind anmutiger und fröhlicher. Wenn ich Abteilungen von Tscherkessen treffe, schön wie der Tag, und eingeklemmt in Schnürleibern, enger als die der Frau von L., wenn ich hier Mursen[61]) erblicke, reicher gekleidet als die Herzogin von Choiseul auf den Bällen der Königin, Kosakenoffiziere, die mehr Geschick haben, ihre Gewänder kunstvoll zu falten, als Mlle. Bertin[62]), und Möbel und Kleider, deren Farben so harmonisch sind, wie die Bilder der Madame Lebrun[63]), so ist des Staunens kein Ende. Von Staroi Krim, aus dem man für eine einzige Nacht einen Palast gemacht hat, schaute ich das Interessanteste zweier

Weltteile, fast bis an das kaspische Meer. Ich glaube, daß dies hier ein Zerrbild von Satans Versuchung ist, der unserm Herrgott niemals gleich Wundervolles gezeigt hat. Von diesem Punkte aus sehe ich beim Verlassen meines Zimmers das Asowische Meer, das Schwarze Meer, das Meer von Sirvasch[64]) und den Kaukasus. Der Schuldige, der dort — wie ich glaube, ewig — von einem Geier verzehrt wurde, hatte nicht so viel Feuer geraubt, wie in Ihren Augen und in Ihrer Phantasie lodert. So würde wenigstens Ihr verrücktes und gefühlvolles Wiesel, der Abbé d'Espagnac[65]), sagen.

Ich meine auch noch zu träumen, wenn ich in einer sechssitzigen Karosse, einem wahren Triumphwagen mit Namenszügen aus glänzenden Steinen, zwischen zwei Personen Platz finde, an deren Schultern mich die Hitze oft einschläfert, und wenn ich beim Erwachen den einen meiner Reisegefährten sprechen höre: „Man behauptet, daß ich über dreißig Millionen Untertanen gebiete, wobei nur die Männer gerechnet sind." „Und ich habe", erwidert der zweite, „alles in allem zweiundzwanzig Millionen." „Ich brauche ein Heer von mindestens sechshunderttausend Mann von Kamtschatka bis Riga." „Mir genügt," sagt der andere, „gerade die Hälfte."

Ségur wird Ihnen melden, wie sehr ihm dieser kaiserliche Weggenosse gefallen hat. Dagegen hat auch Ségur beim Kaiser viel Beifall gefunden; dieser Monarch entzückt Alle, die ihm begegnen. Der Sorgen seines Reiches ledig beglückt er seine Freunde durch seine Gegenwart. Nur neulich hatte er einen kleinen Augenblick der Verstimmung, als er von dem Aufstand in den Niederlanden vernahm. Alle Grundbesitzer der Krim, wie z. B. alle Mursen und jene, welche gleich mir, die Kaiserin mit Ländereien beschenkt hatte, leisteten ihr den Treueid. Da kam Joseph auf mich zu und scherzte, das Band meines goldenen Vließes anfassend: „Sie sind der erste Vließritter, der gleichzeitig mit langbärtigen Herren geschworen hat." „Es ist besser," erwiderte ich, „für Eure Majestät und auch für mich, daß ich hier mit den tatarischen Edelleuten bin, als bei den Aristokraten in Flandern."

Unterwegs werden alle Leute und die großen Persönlichkeiten durchgehechelt. Gott weiß, wie wir sie zurichten! „Ehe ich die Abtretung von dreizehn Provinzen unterschrieben hätte, wie mein Bruder Georg[66]),“ sagt Katharina II. mit Ruhe, „hätte ich mich erschossen.“ „Und anstatt abzudanken wie mein Bruder[67]) und Schwager, der sein Volk aufbietet und zusammenruft, um mit ihm über Mißbräuche zu verhandeln, weiß ich nicht, was ich getan hätte,“ fügte Joseph II. hinzu.

Ihre kaiserlichen Majestäten holten sich manchmal gegenseitig über diese armen Teufel, die Türken, aus. Man warf kleine Bemerkungen hin; als Liebhaber des Altertums und des Neuen sprach ich von der Wiederherstellung des Griechentums. Katharina wollte Lykurg und Solon zur Auferstehung verhelfen. Ich sprach von Alkibiades, aber Joseph II., der mehr der Zukunft als der Vergangenheit, dem Sicheren mehr als der Chimäre anhängt, fragte: „Was, Teufel, soll man mit Konstantinopel anfangen?“

So nahm man Inseln und Provinzen ein, ohne viel Aufhebens davon zu machen, und ich flüsterte halblaut: „Eure Majestäten werden nur Elendes und Elend ernten.“ „Wir behandeln ihn zu gut“, drohte der Kaiser, „er hat nicht genug Achtung vor uns.“ „Wissen Sie, Majestät, daß er eine Geliebte meines Vaters verehrt hat, und daß er mich bei meinem Eintritt in die Welt daran verhinderte, bei einer Markgräfin Erfolg zu haben, die schön wie ein Engel und unsere gemeinsame erste Liebe war?“ Zwischen den beiden großen Herrschern gibt es keine Zurückhaltung. Sie beichten sich die interessantesten Dinge. „Hat man Ihnen nie nach dem Leben getrachtet? Ich bin schon bedroht worden.“ „Ich habe anonyme Briefe erhalten.“ „Da werde ich Ihnen eine Geschichte von einem Beichtvater erzählen, und reizende Einzelheiten, die niemand kennt usw.“ — Eines Tages hatte die Kaiserin gefragt: „Wie macht man Verse? Zeigen Sie mir das, Graf Ségur!“ Ségur schrieb die Regeln mit reizenden Beispielen nieder, und die Zarin machte sich an die Arbeit. Sie schrieb sechs so fehlerhafte Verse, daß wir alle drei darüber lachten. Sie befahl mir: „Zur Strafe für Ihren Spott werden Sie jetzt sofort dichten. Ich versuche es nicht mehr, ich habe auf Lebenszeit genug davon.“ — „Das ge-

schieht Ihnen recht," meinte Fitzherbert, „Sie hätten es sich an den Versen genügen lassen sollen, die sie auf das Grab einer Ihrer Hündinnen schrieben:

‚Hier liegt die Herzogin von Anderson,
Die einstens biß Herrn Rogerson'."

(Rogerson war der verdiente und sehr beliebte Leibarzt der Kaiserin.)

Nun gab man mir Reimworte auf und gebot mir, sie so rasch als möglich in Verse zu bringen. Dessen erinnerte sich die Kaiserin später einmal, sperrte sich in ihr Kabinett und brachte schließlich zwei Zeilen zur Verlesung. Weiter war sie nicht gekommen. Wir aber überhäuften sie mit Vorwürfen, nach vier Stunden der Überlegung, trotz des vielversprechenden Anfanges, nicht Besseres geleistet zu haben.

Dieses Land ist sicher ein Land der Romane. Aber es ist nicht romanhaft, denn die häßlichen Mohammedaner halten ihre Frauen eingesperrt, weil sie Ségurs Liedchen über das Glück, von seiner Frau betrogen zu werden, nicht kennen. Die Herzogin von L. würde mir hier den Kopf verdrehen, und wenn die Marschallin von M. Balaklawa bewohnte, würde ich sie besingen.

Nur Sie allein, teure Marquise, kann man in Paris anbeten. Anbeten ist das richtige Wort, denn dort findet man nicht die Zeit zu lieben.

Es gibt hier mehrere Sekten von Derwischen, eine spaßiger als die andere, die tanzenden und die heulenden. Es sind Jansenisten, aber noch verrückter als unsere alten Verzückten. Sie schreien Allah, bis sie erschöpft zusammenstürzen und hoffen, daß sie sich erst wieder erheben, um gen Himmel zu fahren.

Ich habe auf einige Tage den Hof mit seinen Vergnügungen verlassen und den Tschetterdan stromauf und stromab mit Lebensgefahr befahren, das holperige Bett der Wildbäche zu meinen Reisen benützend, da ich die Reitwege nicht finden konnte. Ich habe Ruhe gebraucht für meinen Kopf, meine Zunge, meine Ohren und meine Augen. Denn bei Nacht kämpfen die Illuminationen mit der Sonne, die uns bei Tag nur zu stark bescheint. Nur Sie, teure

NOGAISCHE FRAUEN.

Marquise, verstehen zu glänzen, ohne zu ermüden. Diese Gabe erkenne ich niemand anderem zu als Ihnen, nicht einmal den Gestirnen.

Nr. 13. An die Marquise von Coigny.

Aus Parthenizza.

Am silbernen Gestade des Schwarzen Meeres, am Ufer des breitesten Baches, in welchen alle Fluten des Tschetterdans sich ergießen, im Schatten der zwei dicksten Nußbäume, die es gibt, und die so alt sind wie die Welt, am Fuße des Felsens, der noch eine Säule, den traurigen Überrest des Dianatempels trägt, berühmt durch Iphigeniens Opferung, zur Linken der Klippe, von der Thoas die Fremden hinabstürzte, kurz an dem schönsten und merkwürdigsten Orte der Erde schreibe ich dies. Ich liege auf türkischen Fließen, auf einem türkischen Teppich, umgeben von Tataren, die mir zusehen und bewundernd ihre Augen aufschlagen, als wäre ich ein zweiter Mohammed.

Ich entdecke die glücklichen Küsten des alten Adalia und den Strand von Natolien. Feigenbäume, Palmen, Ölbäume, Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche blühen, durchduften die Luft und schützen mich vor den Sonnenstrahlen. Die Meereswellen spülen zu meinen Füßen diamantene Kiesel hin. Hinter mir, durch das Laub, gewahre ich die im Halbkreis aufsteigenden Wohnstätten meiner Wilden, die auf ihren flachen Dächern, ihren Gesellschaftsräumen, Pfeifen rauchen. Ich erblicke ihren Friedhof, der nach der Lage, welche die Muselmanen immer wählen, eine Vorstellung von den elysäischen Gefilden gibt. Dieser Ruheort liegt am Ufer des Gewässers, von dem ich gesprochen habe. Aber dort, wo das Geschiebe seinen Lauf am meisten staut, erweitert es sich und fließt dann friedlich zwischen den Obstbäumen hin, die gastfreundlich den Toten Schatten spenden. Ihre Gräber sind mit turbangekrönten Steinen bezeichnet, von denen einige vergoldet sind; andere tragen eine Art grobbehauener Aschenurnen. Die wechselnden Bilder geben zu denken und verleiden mir das Schreiben. Ich strecke mich auf den Boden hin und sinne.

Nein, alles, was in meiner Seele vorgeht, läßt sich nicht erfassen. Ich fühle mich als neues Wesen. Den Größen, dem Lärm der Feste, der Ermüdung des Vergnügens und den beiden Kaiserlichen Majestäten des Westens und des Nordens jenseits der Berge bin ich entflohen, und so finde ich endlich mich selbst. Ich frage mich, wo ich bin, durch welchen Zufall ich hier weile, und unbewußt lasse ich alle die Folgewidrigkeiten meines Lebens an mir vorüberziehen.

Ich fühle, daß ich nur durch Ruhe und Unabhängigkeit, die ich mir schaffen könnte, und durch Trägheit des Leibes und des Gemütes glücklich sein würde. Den Körper beunruhige ich unaufhörlich durch Kriege, Truppenbesichtigungen oder Reisen. Den Geist vergeude ich an Leute, die seiner nicht wert sind. Ich bin ziemlich fröhlicher Art, muß mich aber für andere ermüden, die es nicht sind. Beschäftige ich mich einen Augenblick lang mit hundert Dingen, die mir durch den Kopf gehen, so findet man plötzlich, ich sei traurig. Man könnte es über solche Worte werden. Eine Äußerung wie „Sie langweilen sich," genügt, um mich langweilig zu machen. Ich frage mich, warum ich mein Dasein bei Hof und in allen Ländern Europas verbringe, wo ich weder Ehren, Geld, Gunst oder Liebe suche, da ich mir aus all' dem nichts zu machen brauche. Ich erinnere mich, daß mich die väterlichen Gnadenbeweise des Kaisers Franz I. an ihn fesselten, da er eine Vorliebe für leichtsinnige junge Leute hatte. Dann liebte mich eine seiner Freundinnen, und dies band mich lange an seinen Hof. Später, als ich die Gunst dieser reizenden Frau verdientermaßen eingebüßt hatte, war mir noch immer die unseres Herrschers geblieben. Bei seinem Tode hielt ich mich trotz meiner Jugend für einen Kavalier des alten Hofes und war schon bereit, den neuen zu kritisieren, ohne ihn auch nur zu kennen. Ich merkte aber, daß auch der neue Herr liebenswürdig zu sein verstand und Eigenschaften besaß, die dazu führen, lieber seine Wertschätzung als seine Gunst zu erstreben. Überzeugt, daß er niemanden sichtlich bevorzuge, konnte ich mich meiner Neigung für seine Person hingeben. Von seinen manchmal überstürzten Handlungen absehend, mußte ich doch drei Vierteilen seiner Regierungsakte und den

guten Absichten eines ebenso tüchtigen wie fruchtbaren Geistes Anerkennung zollen.

Im besten Alter und zur besten Gelegenheit mit der Nachricht von einer gewonnenen Schlacht an den Hof von Frankreich gesandt, wollte ich nie mehr dorthin zurückkehren.

Der Zufall läßt später den Grafen von Artois in einer Garnison nächst jenem Orte eintreffen, wo ich Manöver abhalte. Mit etwa dreißig meiner eleganten österreichischen Offiziere begebe ich mich dorthin. Er sieht uns, beruft mich zu sich, und nachdem er als des Königs Bruder begonnen hatte, endet er als der meine. Man trinkt, man spielt, man lacht; zum erstenmal die Freiheit genießend, wußte er nicht, wie er sie benützen sollte. Dieser erste Ausbruch des Frohsinns und jugendlichen Übermuts entzückt mich. Der Freimut und sein gutes Herz, die sich so deutlich bemerkbar machen, verführen mich. Er will, daß ich ihn in Versailles besuche. Ich erwidere, daß ich ihn in Paris sehen würde, wenn er dorthin käme. Er beharrt auf seinem Wunsch und spricht über mich zur Königin, die mich zu sich befiehlt. Der Reiz ihres Antlitzes und ihrer Seele, beide gleich schön und unschuldsvoll, und Gefallen an der Gesellschaft bewegen mich, alljährlich fast ununterbrochen fünf Monate in Versailles zu verleben. Vergnügungslust hatte mich hingelockt, Dankbarkeit ruft mich stets dorthin zurück.

Prinz Heinrich von Preußen besichtigt Schlachtfelder. Philosophie und militärische Forschung führen uns zusammen. Ich begleite ihn und habe das Glück, ihm zu gefallen. Er erweist mir Gnaden, ich zeige mich diensteifrig. Ein langer Briefwechsel und Zusammenkünfte in Spa und Reinsberg ergeben sich daraus.

Ein Übungslager des Kaisers in Mähren lockt den früheren und den jetzigen König von Preußen dorthin. Friedrich erkennt meine Verehrung für große Männer und zieht mich nach Berlin. Der Verkehr mit ihm, Zeichen der Wertschätzung und Gunst des größten Helden bedecken mich mit Ehren. Sein Neffe, der damalige Kronprinz[68]), kommt nach Straßburg. Einige kleine Besorgungen in Liebessachen, vertrauliche Bestellungen, Gefälligkeiten in Geldangelegenheiten und Freundschaft für eine Frau, die er liebte, bringen uns einander nahe. So weit von der Heimat

entfernt, schließt man sich trotz des Unterschiedes der Interessen, des Dienstes und des Ranges leichter an. Ich entfliehe den gütigen Gefühlen zweier anderer nordischen Könige[69]). Das kleine Gehirn des einen bringt bald das zu lebhafte Wesen des anderen gänzlich in Aufruhr und rettet mich vor der endlosen Langweile, die man mir für eine Reise nach Kopenhagen und Stockholm in Aussicht stellte. Feste, welche ich dem einen König gab, und Feste, die mir der andere bereitete, entheben mich der Reiseverpflichtung.

Mein Sohn Karl heiratet eine hübsche, kleine Polin. Ihre Familie gibt uns statt baren Geldes Papiere, Forderungen an den russischen Hof. Ich werde Pole oder, richtiger, werde auf der Durchreise dazu gemacht. Ein verrückter Bischof, der Oheim meiner Schwiegertochter, glaubt, daß ich mit der Kaiserin von Rußland auf dem besten Fuß gestanden sei, und bildet sich ein, ich würde König von Polen, wenn ich das Indigenat erlangte. „Welcher Umschwung", sagt er, „in den europäischen Angelegenheiten! Welches Glück für die Häuser Ligne und Massalski!" Ich lache ihn aus, aber es packt mich die Lust, der auf einem Landtage versammelten Nation zu gefallen. Die Nation spendet mir Beifall, ich spreche lateinisch, ich küsse und liebkose die Schnauzbärte. Ich intrigiere für den König von Polen, der selbst ein Intrigant ist, wie alle Könige, die sich nur unter der Bedingung auf dem Thron halten können, ihren Nachbarn oder ihren Untertanen zu Willen zu sein. Er ist gütig, liebenswürdig, anziehend. Ich erteile ihm Ratschläge und genieße sein volles Vertrauen.

Ich komme nach Rußland. Das erste, was ich dort tue, ist, den Zweck meiner Reise vergessen, weil es mir unziemlich erscheint, die Gnade, mit der ich tagtäglich behandelt werde, zur Erlangung von Gnaden zu verwerten. Die vertrauensvolle und verführerische Einfachheit Katharinas der Großen fesselt mich, und ihr Genius hat mich jetzt in dieses Zauberland geführt. Ich durcheile es mit den Augen. Ich lasse meinen Geist ausruhen, der mir eben bewiesen hat, daß ich keinen Kopf habe. Denn er führt mir die Verkettung der Umstände vor, die mich immer das Gegenteil dessen tun heißen, was ich will.

Die Nacht wird köstlich sein; das Meer, ermüdet von der Bewegung des Tages, ist so glatt wie ein Spiegel, in dem ich bis auf den Grund meines Herzens sehe. Der Abend ist wundervoll, und meine Gedanken sind so klar wie der Himmel und das Wasser.

Warum grüble ich über die Schönheit der Natur, anstatt die holde Ruhe, die ich so liebe, zu genießen? Weil ich mir einbilde, daß dieser Ort mir eine Eingebung schenken wird, und daß mir trotz so vieler Abschweifungen vielleicht ein Gedanke kommt, der jemandem Gutes oder Freude bereiten kann.

Vielleicht schrieb hier einst Ovid, vielleicht saß er da, wo ich jetzt sitze. Seine Elegien sind vom Pontus; hier ist der Pontus Euxinus. Diesem Lande hat Mithridates, der König von Pontus, geboten. Und da der Verbannungsort Ovids ziemlich fraglich ist, meine ich, daß er sich doch eher hier befand, als in Karánsebes, wie die Siebenbürger behaupten. Ihr Anspruch beruht auf dem Ausspruche des Dichters: „Cara mia sedes.“ Sie bilden sich ein, daß der Ortsname, den ich genannt habe, aus dem verdorbenen Latein Ovids entstanden sei. Gewiß, die tatarische Sprache hat aus dem griechischen Parthenion, das Jungfrau bedeutete, Parthenizza gemacht. Dies ist das berühmte Cap Parthenion, das so viele Wunder geschaut hat. Hier nährte die Mythologie die Einbildungskraft. Hier waren alle Gaben im Dienste der Fabelgötter am Werke. Soll ich einen Augenblick lang die Märe mit der Geschichte vertauschen? Ich entdecke Eupatoria, die Gründung des Mithridates [70]). Nahe von hier, im alten Cherson finde ich Trümmer von Alabastersäulen; ich stoße auf Überreste von Wasserleitungen und Mauern, die den Umfang einer Stadt erraten lassen, so groß wie London und Paris zusammen. Jene beiden werden verschwinden wie diese hier. Es gab dort die gleichen Liebeshändel und politischen Winkelzüge. Jeder dachte in dieser Stadt eine bedeutende Rolle zu spielen, und selbst der Name dieser Länder — heute heißen sie ja Tatarien und die Krim — ist in Vergessenheit geraten. Eine schöne Mahnung für die Herren Wichtigtuer! Und während ich mich umsehe, billige ich die Faulheit meiner guten Muselmanen, die mit gekreuzten Armen und Beinen auf ihren Dächern sitzen. Ich finde unter ihnen

einen Albaner, der ein wenig italienisch spricht. Ich trage ihm auf, sie zu fragen, ob sie glücklich seien, ob ich ihnen irgendwie nützlich sein könne, und ob sie wissen, daß sie mir von der Kaiserin geschenkt wurden. Sie erwidern mir, daß ihnen dies bekannt sei, daß sie aber diese Schenkung nicht recht begriffen. Bisher seien sie glücklich gewesen. Sollte sich dies aber ändern, so würden sie sich auf zwei von ihnen erbauten Schiffen zu den Türken nach Rumänien flüchten. Ich lasse ihnen sagen, daß ich die Faulen liebe, daß ich aber erfahren wolle, wovon sie leben. Sie zeigen mir einige Schafe, die, wie ich, im Grase liegen. Ich segne die Faulen. Sie zeigen mir ihre Obstbäume, und ich höre, daß zur Pflückezeit der Kaimakam[71]) aus Bachzisarai kommt, um die Hälfte der Ernte zu holen. Jede Familie verkauft jährlich um zweihundert Francs Früchte, und es gibt sechsundvierzig Familien in Parthenizza und Nikita, einem anderen kleinen, mir gehörigen Landgute, dessen Name griechisch „Der Sieg“ bedeutet.

Ich segne die Faulen, ich verspreche ihnen, sie vor Drangsalen zu schützen. Sie bringen mir Butter, Käse und Milch, die keineswegs, wie bei den Tataren, von Stuten stammen. Ich segne die Faulen und versinke wieder in mein Nachdenken.

Nochmals, was suche ich eigentlich hier? Bin ich türkischer Kriegsgefangener? Hat mich ein Sturm an dieses Gestade geworfen? Bin ich, wie Ovid, durch irgend einen Hof oder wegen meiner Leidenschaften hierher verbannt? Ich überlege: Nichts von all dem. Nebst meinen Kindern und zwei oder drei Frauen, die ich liebe oder bis zum Wahnsinn zu lieben glaube, sind meine Gärten meine größte Freude. Wenige nur kommen ihnen gleich an Schönheit, und es beglückt mich, an ihrer weiteren Verschönerung zu arbeiten. Und fast nie bin ich dort! Niemals habe ich die Blumenzeit dort verbracht, wo kleine Wälder edler Bäumchen die Luft mit Wohlgeruch erfüllen. Zweitausend Meilen liegen zwischen mir und meinen Gärten. Grundbesitzer an den Gestaden des Ozeans, weile ich auch jetzt auf meinen Ländereien am Ufer des Schwarzen Meeres.

Auf achthundert Meilen Entfernung erreicht mich ein Brief der Kaiserin. Sie entsinnt sich unserer Gespräche über die schönen

Zeiten des Altertums und schlägt mir vor, sie in dieses zauberhafte Land zu begleiten, dem sie den Namen Taurien zurückgegeben hat. Wegen meiner Vorliebe für Iphigenie schenkt sie mir die Örtlichkeit des Tempels, dessen Priesterin Agamemnons Tochter gewesen ist.

Aller Mächte der Erde, der Throne und Herrschergewalten vergessend, empfinde ich plötzlich jene entzückende Versunkenheit, die ich so liebe, und die den Geist so völlig beruhigt, daß man sich kaum noch seines Daseins bewußt ist. Was tut dann die Seele? Ich weiß es nicht, aber das eine wenigstens steht fest, daß ihre Tätigkeit aufgehoben ist, und daß sie ihre Ruhe auskostet und genießt.

Dann schmiede ich Pläne. Sollte ich mich nicht hier niederlassen, da ich doch fast gegen alles gleichgültig bin? Ich werde diese muselmanischen Tataren bekehren, indem ich sie Wein trinken lehre. Meiner Behausung will ich das Ansehen eines Palastes verleihen, den die Schiffer von weitem schauen sollen. Ich werde acht säulengetragene Winzerhäuser mit einem Gesims erbauen, das ihre Dächer verbirgt. Sofort zeichne ich, was ich ohne Zaudern ausgeführt hätte, drohte nicht der Krieg, den unsere Vergnügungsreise erregen wird.

Wie schade, seufze ich, daß der Aberglaube des griechischen Katholizismus diese schönen Überreste der Götterverehrung, dieses Labsal der Fantasie, zerstört hat. Dennoch erfreuen diese holden Orte noch immer das Auge durch die weißen Minarette, die nadelförmigen, langen und schlanken Kamine und jene Art orientalischer Baukunst, die ihre liebenswürdige Spur selbst den kleinsten Hütten aufprägt.

Ich glaube, daß nichts hienieden völligem Stillstande unterliegt. Wenn ein Reich nicht mehr im Aufstieg ist, beginnt sein Untergang, der Liebe gleich, die an dem Tage abstirbt, wo sie nicht mehr zunimmt.

Lieben! Welches Wort habe ich da ausgesprochen! Ich breche in Tränen aus und weiß nicht warum. Aber wie süß sind diese Tränen! Mich erfüllt tiefe Rührung, ein Ausströmen des Empfindens, ohne das Vermögen, den Anlaß dieser Stimmung zu nennen. In diesem Augenblick, wo so viele Gedanken sich kreuzen, weine ich,

ohne mich unglücklich zu fühlen. „Aber ach," sage ich mir, indem ich mich an Mehrere wende, derer ich stets gedenke: „vielleicht bin ich traurig, vielleicht seid es auch ihr, weil ihr durch Meere, Wüsten, Reue, Verwandte, Zudringliche und Vorurteile von mir getrennt seid. Vielleicht trauere ich für euch, die ihr mich geliebt habt, ohne es mir zu gestehen, und die ich verlassen habe, weil ich es nicht erriet. Vielleicht leide ich um euch, furchtsame Sklavinnen so vieler Pflichten! Die Liebe zu den Versen und der Natur, gemeinsam gelesene Bücher, unsere Spaziergänge, tausend geheime Fäden hatten uns verbunden und wir ahnten es nicht."

Meine Tränen versiegen nicht. Ist es das Vorgefühl eines entsetzlichen Verlustes, den ich eines Tages erleiden soll? Diesen schrecklichen Gedanken weise ich von mir, bete zu Gott und tröste mich: „Diese unbestimmte Schwermut, wie man sie meist in der Jugend durchmacht, verkündet mir vielleicht ein meiner Anbetung würdiges himmlisches Geschöpf, das mein Leben für immer an sich binden wird. Es scheint, daß die Zukunft sich mir entschleiern will. Schwärmerei und Begeisterung grenzen so nahe an die Macht, Orakel zu künden." So spiegelt sich in meinem Gedächtnis das Bild vergangener, gegenwärtiger und künftiger Neigung.

Warum, ach, kann ich nicht ebenso leicht vergangene Freundschaft zurückrufen? Ich zähle mehr Freunde als irgend jemand, weil ich auf gar nichts Anspruch erhebe, mein Lebenslauf nichts Außergewöhnliches aufweist und meine Verdienste für keinen beunruhigend sind. Überall treffe ich diese Genossen aus der Gesellschaft, mit denen man zur Nacht ißt oder den ganzen Tag spielt. Habe ich aber jemanden gefunden, der sich mit mir beschäftigt hätte, um mich Dankbarkeit zu lehren? Ich sterbe vor Begierde, anderen verbunden zu sein. Es ist mir auch gelungen, andere zu verpflichten, und obwohl sie dies nur wenig spüren, genieße ich doch noch die Freude, von Zeit zu Zeit Danklose zu schaffen. Die Angst, es selbst zu sein, läßt mich oft das Gegenteil vorziehen. Ein wenig Betrug dieser Art erscheint mir verzeihlich. Ohne über die Menschheit zu klagen, ohne die Menschen zu lieben oder zu hassen, denn der Haß

ermüdet, bin ich mit ihnen ebensowenig zufrieden, wie mit mir. Aber bei dieser Selbstprüfung entdecke ich an mir nur die eine gute Eigenschaft: Ich vermag mich über das Gute, das anderen widerfährt, zu freuen. Ich beurteile und betrachte die Welt wie ein Schattenspiel und harre des Augenblicks, wo die Sense der Zeit mich fällt. Neun oder zehn Feldzüge, ein Dutzend Schlachten und Gefechte, die ich erblickt habe, tauchen wie ein Traum vor mir auf. Ich erwäge die Nichtigkeit des Ruhmes, den man nicht kennt, vergißt, neidet, angreift und anzweifelt, und ich sehe, daß ein Teil meines Lebens darauf verwendet wurde, es zu verlieren, zu verlieren auf der Jagd nach dem Ruhm. Ich mäkle nicht an meiner Tapferkeit; sie reicht vielleicht hin, aber ich finde sie nicht rein genug, sie enthält doch ein wenig Gaukelei. Ich arbeite zu stark für die Galerie. Ich ziehe den Wagemut meines lieben guten Karl vor, der nicht darauf achtet, ob man nach ihm blickt.

Ich fahre fort in der Gewissenserforschung. Ich bemerke mindestens zwanzig Fehler an mir und denke dann an die Nichtigkeit des Ehrgeizes. Der Tod hat mir die Gunst einiger großen Kriegsmänner und Fürsten geraubt und wird dies auch weiterhin tun. Laune, Unbeständigkeit, böser Wille, werden meine Hoffnungen knicken. Ohne Trauer um die Vergangenheit oder Furcht vor der Zukunft lasse ich mein Dasein im Strom der Bestimmung treiben.

Nachdem ich mich entsprechend über meine geringen Verdienste, meine Abenteuer bei Hof und im Heere erheitert habe, bin ich froh, nicht noch schlechter zu sein. Vor allem beglückwünsche ich mich zu der großen Gabe, aus allem mein Glück herauszufinden. An diesem weiten Meere beurteilte und erschaute ich mich so, wie ich bin. Es zeigte mir meine Seele wie ein Spiegel, der die Züge des Antlitzes zurückwirft.

Schon beginnen die Schleier der Nacht das Licht zu verfinstern; am Horizont der anderen Halbkugel wird die Sonne erwartet. Die Schafe, die in der Nähe meines türkischen Teppichs grasen, blöcken nach den Tataren, die würdevoll von ihren Dächern heruntersteigen, um die Tiere an der Seite ihrer Frauen einzusperren, die sie bei Tag verborgen halten. Von den Minaretten ertönt der

Ruf in die Moscheen. Mit der linken Hand taste ich nach einem Bart, den ich nicht trage. Meine Rechte lege ich auf die Brust, segne die Faulen und nehme Abschied von ihnen. Ich lasse sie zurück, ebenso erstaunt, mich als ihren Herrn zu sehen, wie über die Kunde, daß ich sie befreien wolle. Ich sammle meinen Geist, der so weit abgeirrt war, und ich sammle aufs Geratewohl meine unzusammenhängenden Gedanken. Gerührt betrachte ich die schönen Orte ringsum, die ich nie mehr wiedersehen werde, und denen ich den entzückendsten Tag meines Lebens verdanke. Ein frischer Wind, der plötzlich aufspringt, verleidet mir die Schaluppe, die mich auf dem Meere nach Theodosia bringen soll. Ich besteige mein Tatarenpferd, und hinter meinem Führer tauche ich in die Schrecken der Nacht, der Wege und Wildbäche, um die berühmten Berge zu überschreiten und nach achtundvierzig Stunden die Kaiserlichen Majestäten in Karas basar wieder zu sehen.

Nr. 14. An die Marquise von Coigny.

Aus Karas basar, 1787.

Ich habe das Grübeln aufgegeben und kehre zurück in das tätige Leben. Bei meiner Wiederkunft habe ich neue Gegenstände der Bewunderung vorgefunden. Bevor ich Ihnen aber davon erzähle, Frau Marquise, will ich Ihnen ein Wort über die Treue sagen. Erschrecken Sie nicht über dieses Wort! Es betrifft weder Sie noch mich. Es handelt sich um einen barbarischen Tataren, dem ich trotz des üblen Rufes und des wilden Aussehens dieser Leute anvertraut worden war. Wäre er mir irgendwo begegnet, so hätte er mich vielleicht bestohlen oder erschlagen. Da ich aber in seine Hände gegeben war, so hätte er sein Leben geopfert, um mich zu verteidigen. Ich war ihm auf einen Augenblick entwischt, um in einen Felsen, dreißig Schritte draußen im Meer, einen meinem Herzen teuren Namen einzuritzen. Da suchte er mich überall und war bereit, das nächste Dorf anzuzünden, da er mich ermordet wähnte. Unter den Schutz meines Führers zurückgekehrt, glaubte ich an einen Trug der Augen, als ich inmitten einer blumigen Steppe, flach und grün wie ein Billard, ein Haus erblickte. Mein

Erstaunen wuchs, als ich dieses weiß, rein und von bebauter Erde umgeben fand, inmitten eines Obst- und Gemüsegartens, den ein klarer, flinker Bach durchzog. Meine Überraschung steigerte sich aber ins Namenlose, als ich zwei himmlische, weißgekleidete Gestalten das Gebäude verlassen sah, die mich an einen mit Blumen gedeckten Tisch luden, der Butter und Sahne trug. Die Frühstücke in den englischen Romanen fielen mir ein. Die beiden Mädchen waren die Töchter eines reichen Pächters, den der russische Botschafter in London dem Fürsten Potemkin gesandt hatte, um in Taurien Ackerbauversuche anzustellen.

Und nun kehre ich zur Bewunderung und zum Fabelhaften zurück. Wir haben Häfen, Armeen und Flotte im prachtvollsten Zustand angetroffen. Cherson und Sebastopol spotten aller Beschreibung. Jeder Tag bringt sein großes Ereignis. Einmal manövriert rund um uns eine Wolke von Kosaken von den Ufern des Tanais[72]). Dann bilden wieder die Tataren der Krim Freikorps, um der Kaiserin entgegenzuziehen, jene Tataren, die gegen ihren Khan Schalin-Ghirai gemeutert haben, der sie zum Waffendienst zwingen wollte. Viele Tage lang durchzogen wir ungeheure Wüstenstrecken, aus denen Ihre Majestät die tatarischen Saporogen, die Tataren des Budjak[73]) und die Nogaier[74]) vertrieben hat, die vor zehn Jahren das Kaiserreich bedrohten und verheerten. Alle Orte waren mit prächtigen Zelten für die Mahlzeiten und die Nachtruhe versehen, und die Lager, geschmückt mit asiatischer Pracht, boten das kriegerischeste Schauspiel. Diese Wüsteneien werden sich bald in Felder, Wälder und Dörfer verwandeln, ja, sie sind jetzt schon von mehreren Regimentern besiedelt, und sollen bald den Bauern als Wohnstätten dienen, die sich auf dem guten Ackerboden niederlassen werden. In jeder Gouvernementstadt hat die Kaiserin mehr als hunderttausend Rubel an Geschenken zurückgelassen. Unsere Ruhetage waren gekennzeichnet durch Verteilung von Diamanten, Bälle, Feuerwerke und Beleuchtungen auf zehn Meilen in der Runde. Zuerst erscheinen auf den Bergen brennende Wälder, dann nähern sich uns glühende Gebüsche, um schließlich ungeheure Scheiterhaufen zu werden.

Noch eine Bemerkung über das weite durchquerte Land! Die Untertanen dieses Reiches, die man so oft und so gütig bedauert, würden sich um Ihre Generalstaaten nicht kümmern. Sie würden die Philosophen bitten, sie nicht aufzuklären, und würden die großen Grundbesitzer ersuchen, ihnen auf ihren Gütern die Jagd nicht zu erlauben. Trotz ihrer Anhänglichkeit an den Heiligen Geist fühlen sie sich von ihm nicht mißhandelt und sind klüger als man denkt. Sie haben das Bedürfnis, ihren Popen die Hand zu küssen und sich ihrer Herrscherin zu Füßen zu werfen. Übrigens sind sie nur Sklaven, um sich und anderen nicht Übles zu tun. Man läßt ihnen die Freiheit reich zu werden, und diese nützen sie. Die Pracht der verschiedenen Trachten der Provinzen zeugt dafür. Die Zarin fürchtet es nicht, selbst beherrscht zu scheinen, sie schenkt ihren Dienern Einfluß und alles mögliche Vertrauen. Nur verleiht sie niemandem die Macht, Böses zu tun. Sie rechtfertigt ihre Prunkliebe, indem sie denkt, daß das ausgegebene Geld sich reichlich verzinst, und daß es ihre Pflicht ist, zu belohnen und zu ermutigen. Die Errichtung zahlreicher Beamtenstellen in den Provinzen rechtfertigt sie mit dem dadurch erhöhten Geldumlauf und der Schaffung von Vermögen. Sie zwingt die Edelleute, auf ihren Gütern zu wohnen, anstatt nach Petersburg oder Moskau zu ziehen. Sie betont, daß sie zweihundertsiebenunddreißig Städte aus Stein erbaue, weil die häufigen Brände der hölzernen Dörfer ebenso viel gekostet haben. Wenn sie eine prachtvolle Flotte auf dem Schwarzen Meere unterhält, so tut sie dies, um Peters des Großen Vorliebe für die Marine zu ehren. Sie hat immer eine bescheidene Entschuldigung für ihr großes Vollbringen. Ihrem Gefolge anzugehören, ist eine Freude, die sich nicht schildern läßt.

Leben Sie wohl, teure Marquise! Ich höre schon Millionen von Allah-Rufen aus den Kehlen der wackeren Muselmanen, die uns so auf ihre Weise glückliche Reise wünschen. Man lernt das Heulen von den Mohammedanern und öfters ertappe ich mich dabei, wie ich Mohammed anrufe. Möge er den Tau seiner Segnungen auf Ihr schönes Gesicht ergießen, auf daß es immer frisch bleibe, wie Blumen am Morgen!

Nr. 15. An die Marquise von Coigny.

Aus Kaffa, dem alten Theodosia, 1787.

Der Zauber dauert noch an, aber er geht zu Ende. Dies ist eine große Stadt, merkwürdig durch ihre Moscheen, ihre Bäder, ihre alten Tempel, Warenspeicher, ihren Hafen und alle Überreste einer Größe, die sich jetzt erneuern wird. Ich bin in mehrere Kaffeeschänken und Läden gekommen und habe hier Fremde aus den fernsten Ländern angetroffen, Griechen und Türken aus Asien, persische und kaukasische Waffenschmiede. Man begrüßt sich hier mit einem freundlichen, mehr oder weniger verehrungsvollen Gesicht. Die Sprache ist edel wie das Griechische oder Spanische. Das Pfeifen, die Grobheit, das Schleppende, Singende, Rohe der europäischen Zungen haftet ihr nicht an. Ein Tatare wäre recht erstaunt, wenn er in der Hauptstadt der Höflichkeit und Anmut auf dem Boulevard einen Kutscher zu seinen Pferden sprechen hören, oder auf der Place Maubert die Unterhaltung einer Dame der Halle mit ihrer Nachbarin belauschen müßte. Welcher Vergleich drängt sich weiter auf mit der Unverschämtheit, dem Geiz und dem Schmutz der europäischen Rassen und der Biederkeit und Reinlichkeit dieses Volkes, das nichts tut, ohne sich vorher und nachher zu reinigen. Die Waschung, welche die Haarkünstler ihren Kunden angedeihen lassen, ist ein wenig außergewöhnlich: sie nehmen einen Kopf zwischen die Knie und lassen darüber den Strahl eines Springbrunnens laufen.

Ich habe hier eine einzige Frau erblickt, eine Prinzessin von Geblüt, die Nichte des letzten Sultans Schalin-Ghirai. Die Kaiserin, vor der sie sich entschleierte, hatte mich hinter einem Ofenschirm verborgen. Die Prinzessin war schön wie der Tag und trug, was viel heißen will, mehr Diamanten als alle unsere Wiener Damen zusammen. Sonst habe ich an weiblichen Gesichtern nur die eines Bataillons Albanesinnen gesehen, die eine kleine mazedonische Kolonie in Balaklava bewohnen, zweihundert hübsche Frauen oder Mädchen mit Gewehren, Bajonetten und Lanzen bewehrt, mit Amazonenbrüsten, langen, kunstvoll geflochtenen Haaren, die zu unserer Begrüßung, aber nicht aus Neugier gekommen waren.

Hier gibt es keine Gaffer, das Gaffen gehört, ebenso wie die Frechheit und die Schmeichelei, zur Zivilisation. Man ist uns nicht nachgelaufen, hat uns aber auch nicht gemieden. Man betrachtete uns mit Gleichmut, aber ohne Verachtung, wohl aber mit einer Art von Wohlwollen, wenn wir stillhielten, um eine Frage zu stellen. Begänne man nicht in den philosophischen Ländern aus lauter Duldsamkeit die Mönche zu verfolgen, so würde ich sagen, daß es hier, Gott sei Dank, weder Bettler noch Kapuziner gibt. Die schlechteste Lagerstätte des ärmsten Tataren, von denen keiner Wohltaten erbettelt oder benötigt, besteht aus einem recht hübschen türkischen Teppich mit Kissen auf einem breiten Brett. Die neue Bevölkerung dieses prachtvollen Amphitheaters an den Ufern des Schwarzen Meeres wird sehr glücklich werden. Die alte, welche die Gegend der salzigen Seen bewohnte, war immer der Pest ausgesetzt. Wenn die Langweile, welche die Gesellschaft erfüllt, dank dem Treiben der geistvollen Leute und der wackeren Frauen, die sich überall einzuschleichen verstehen, wenn die Langweile, sage ich, in Paris zu groß wird, sogar in Ihrem Salon, so retten Sie sich hieher, teure Marquise; ich werde Sie weit besser empfangen, als mein Vorgänger Thoas.

Nr. 16. An die Marquise von Coigny.

Aus Tula, 1787.

Ach, wir kehren zurück! Wissen Sie, daß ich nahe daran war, Sie in Asien zu lieben und daß Sie fast aus Azow einen Brief von mir bekommen hätten? Eine verwünschte Vorsicht der Ärzte und Minister — obwohl die Kaiserin weder den einen noch den anderen traut — hat uns verhindert, über Europa hinaus zu gehen, wenn man das, was wir gesehen haben, überhaupt noch so nennen kann, da es mit Europa nur noch recht wenig gemein hat. Ich weiß, daß es nicht modern ist, den Reisenden und den Höflingen zu glauben, noch an das Gute, das man von Rußland spricht. Selbst jene Russen, die darüber gekränkt sind, unsere Reise nicht mitgemacht zu haben, werden behaupten, daß man uns betrogen hat und daß wir betrügen. Schon hat man die lächerliche

Märe verbreitet, daß man längs unseres Reiseweges auf hundert Meilen in der Runde Dörfer aus Pappe befördere, daß die Schiffe und Kanonen gemalt seien, die Reiterei keine Pferde habe usw.

Seit zwei Monaten werfe ich das Geld beim Fenster hinaus. Dies ist mir wohl auch schon früher zugestoßen, aber noch nie auf diese Weise. Ich habe vielleicht schon Millionen verteilt, und zwar folgendermaßen: Neben mir in meinem Wagen befindet sich ein großer grüner Sack gleich jenem, wo Sie, dereinst fromm geworden, Ihre Gebetbücher aufbewahren werden. Dieser Sack ist voll mit Imperialen, Vierdukatenstücken. Aus den Nachbardörfern und selbst auf zehn, fünfzehn und zwanzig Meilen Entfernung strömen die Leute herbei, die Kaiserin zu feiern. Sie stellen dies so an: Eine gute Viertelstunde vor Katharinas Ankunft legen sie sich bäuchlings auf die Erde, um erst eine Viertelstunde nach unserer Vorbeifahrt wieder aufzustehen. Und diese Köpfe, die den Straßenstaub küssen, bedecke ich mit Gold, während wir im Galopp vorüberjagen. Dies geschieht zehnmal des Tages.

Ich weiß sehr gut, wo hier das Gaukelspiel beginnt. Die Zarin kann zum Beispiel nicht, wie wir, zu Fuß gehen und glaubt deshalb, daß einige Städte, für die sie Geld gespendet hat, vollendet sind, während es häufig nur Orte ohne Straßen, Straßen ohne Häuser und Häuser ohne Dächer, Türen und Fenster gibt. Man zeigt der Herrscherin nur die Verkaufsläden, die fest aus Stein gebaut sind, und die Säulengänge der Schlösser der Generalgouverneure, deren zweiundvierzig sie mit Silbergeschirr für je hundert Gäste bedacht hat. In den Provinzhauptstädten gibt man uns zu Ehren Festmähler und Bälle für zweihundert Personen. Die Pelze, die Goldketten der Kaufmannsfrauen und ihre eigentümlichen grenadiermützenartigen, perlengestickten Hauben verkünden ihren Reichtum. In diesen ungeheuren Sälen geben die Trachten der Edelleute und ihrer Damen ein prachtvolles Bild. Jene aus den östlichen Gouvernements tragen braune Kleider mit Gold und Silber, die anderen rote und himmelblaue Gewänder.

Hier haben sie eine der schönsten Waffenfabriken; außerdem bearbeitet man hier den Stahl fast so gut wie in England. Ich bin

mit Geschenken überhäuft, mit denen ich nichts anzufangen weiß. Die Kaiserin kauft alles Erdenkliche, um es zu verschenken und gleichzeitig die Industrie zu fördern.

So besitze ich einen Schemel, einen Regenschirm, einen Tisch, einen Spazierstock, ein damasziertes Reisenecessaire. Alles dies ist, wie Sie begreifen, sehr nützlich und bequem mitzuführen. In den Gouvernements von Charkow und Kursk zeigte mir die Kaiserin Landstriche, so gut bestellt und fast ebenso dicht besiedelt wie in England und fragte, ob der Abbé Chappe[75]) nicht unrecht gehabt hätte zu behaupten, daß es in Rußland nur Wüsteneien gebe. Allerdings konnte er durch die Holzfenster seines Reisewagens, die überdies der Kälte wegen geschlossen waren, nichts ausnehmen. Ich will nicht dafür gutstehen, daß nicht, wie dies ja überall vorkommen kann, irgend ein Dorfgewaltiger seine Macht mißbrauchte, und seine Untertanen mit der Peitsche in der Hand Freudenschreie ausstoßen ließ, um Seufzer zu ersticken. Sowie aber diese Herren vor den Statthaltern der Provinzen angeklagt werden, ereilt sie ihre Strafe, und die Hurrarufe, die uns auf unserem Weg begleiteten, wurden frohen Herzens und lachenden Gesichtes ausgebracht.

Da ich mehrere Ausflüge ohne die Monarchin unternommen habe, sah ich viele Dinge, die sogar die Russen nicht kennen. Angefangene, prachtvolle Bauten, Fabriken, Dörfer inmitten von Bäumen, mit wohlausgerichteten Straßen und von Bächen durchströmt. Alles, was ich Ihnen berichte, ist wahr, vor allem, weil ich nur Frauen belüge, die Ihnen nicht ähnlich sind, ferner, weil hier niemand meine Briefe liest, und weil man Leuten nicht schmeichelt, mit denen man von sechs Uhr morgens bis zehn Uhr abends beisammen ist; im Gegenteil, man wird im Wagen oft übellaunig. Ich entsinne mich, daß man eines Tages vom Mute sprach, und daß Katharina mir sagte: „Wäre ich ein Mann geworden, ich wäre gefallen, bevor ich es zum Hauptmann gebracht hätte.“ Ich erwiderte ihr: „Das glaube ich nicht, Majestät, denn ich lebe noch.“ Ich merkte, daß sie nach einigem Nachdenken über den Sinn meiner Rede verstohlen lächelte, denn ich hatte sie fühlen lassen, daß sie sich für tapferer als mich und viele andere hielt. Ein anderes Mal

TSCHERKESSISCHER EDLER ZU PFERDE.

geriet ich mit ihr in einen ernsten Streit über den französischen Hof. Da sie einigen Flugschriften, die im Auslande umliefen, Glauben schenkte, entgegnete ich ihr fast grollend: „Majestät, man lügt im Norden genau so über den Westen, wie im Westen über den Norden. Man soll den Sänftenträgern in Versailles ebensowenig zuhören, wie den Droschkenkutschern in Zarskoje Selo.“ Wir betrachten jetzt die noch übrige Reise als eine Kleinigkeit, denn wir haben leider nur mehr vierhundert Meilen zu machen. Bei jedem Relais brauchen wir sechshundert Pferde. Unsere Wagen sind voll von Pfirsichen und Orangen, unsere Diener sind trunken von Champagner, und ich sterbe Hungers, denn an der Tafel der Kaiserin ist alles kalt und ungenießbar, da sie immer verspätet kommt, erst dann, wenn sie irgend etwas Angenehmes oder Nützliches gesagt hat. Nichts ist warm bei den Mahlzeiten als das Trinkwasser, denn ein Vorzug dieses Landes besteht darin, daß es im Sommer heißer ist als die Provence. In der Krim dachte ich in dem Glutwind ersticken zu müssen. Eine weitere Annehmlichkeit dieses Landes ist der völlige Mangel an Nachrichten aus Eurem kleinen Europa. Ich glaube nicht, daß meine Briefe Sie erreichen. Ich werde auch von Ihnen keine erhalten, wenn, wie ich hoffe, der Krieg mit den guten Mohammedanern an einem der nächsten Tage ausbricht. Man wird sie also rasch schlagen müssen, um Sie sehen zu können, meine teure Marquise, oder man wird genötigt sein, Sie wie eine unsichtbare Gottheit anzubeten.

Nr. 17. An die Marquise von Coigny.

Aus Moskau, 1787.

Hier ist es ganz anders. Diese Stadt, die eine ungefähre Vorstellung von Ispahan bietet, gleicht vier- oder fünfhundert Schlössern großer Herren, die auf Rädern mit ihren Dörfern hieher gekommen wären, um hier gemeinsam zu leben. Suchen Sie in den Geographien, den Nachschlagewerken und Reisebeschreibungen alles über Moskau zusammen und sagen Sie dann, daß ich es Ihnen schon gemeldet habe. Aber Sie werden darin nicht finden, daß die höchsten Adeligen des Kaiserreiches, vom Hofe enttäuscht, in dieser Stadt sehr

gemächlich, aber trotzend und verstimmt ihre Tage hinbringen. Katharina ahnt dies nur und will es nicht deutlicher merken, auch läßt sie die Polizei im Innern des Reiches nicht frei schalten. „Was denken Sie," fragte sie, „von diesen Herren?" „Es sind schöne Ruinen" erwiderte ich, indem ich auf drei oder vier ehemalige Großkämmerer, Armeekommandanten etc. blickte. „Ich stehe nicht sehr in ihrer Gunst," sagte sie, „ich bin in Moskau nicht modern; vielleicht habe ich einzelnen unrecht getan oder es gab sonst Mißverständnisse."

Die Zarin war nun nicht mehr Kleopatra in Alexandrien. Außerdem hatte uns Caesar verlassen, um heimzukehren. Der Roman verschwand vor der traurigen Wirklichkeit. Alexis Orlow[76]) hatte den Mut, der Kaiserin zu melden, daß in einzelnen Provinzen Hungersnot ausgebrochen sei. Die Feste hörten auf. Das Wohltun verdrängte die Pracht, der Luxus wich der Notwendigkeit. Das Geld wird nicht mehr hinausgeworfen, sondern klug verteilt. Die Champagnerströme versiegen, tausende von Brotkarren ersetzen die orangenbeladenen Schiffe. Die erhabene und heitere Stirne Katharinas des Großen war einen Augenblick lang umwölkt. Sie schloß sich mit zweien ihrer Minister ein und ward erst wieder fröhlich, als sie ihren Wagen bestieg.

Wenn Sie unseren Erzbischof kennten, würden Sie ihn innig lieben, und er würde dieses Gefühl erwidern. Er heißt Platon[77]) und ist dem anderen, dem göttlichen, vorzuziehen. Er hat bewiesen, daß er Platon der menschliche ist, denn gestern bat ihn die Fürstin Galitzin[78]) beim Verlassen seines Gartens um den Segen. Er pflückte eine Rose und segnete die Fürstin mit der Blume in der Hand. Wäre ich ein La Rochefoucauld[79]), ein d'Albon[80]) usw., so würde ich Sie über den Ackerbau und die Finanzen des Kaiserreiches belehren. Aber ich genieße nicht die Ehre, sachverständig zu sein. Oh, was die Finanzen betrifft, so habe ich daran gearbeitet, denn ich glaube, daß ich an Stören aus der Wolga, Kalbfleisch aus Archangelsk, Früchten aus Astrachan, Eistorten, Konfekten und Weinen aus Constanza der russischen Krone eine ungeheure Summe gekostet habe. Bitten Sie Ihre schulmeisterlichen Freunde wegen dieser Mißbräuche um Entschuldigung. Auch ich bin ein

solcher Schädling dieses Landes und fühle mich dabei ebenso wohl wie die übrigen. Diese Auswüchse der guten und wahren Monarchie sind eine Wohltat für viele, und wollte man sie unterdrücken, so würde man Pugatschew[81]) wieder erstehen lassen. Möge Sie der Himmel davor bewahren! Mich dünkt, daß ich Sie morgen oder übermorgen sehen werde. Ich habe schon achtzehnhundert Meilen in der Richtung zu Ihnen zurückgelegt, und es bleiben nur mehr zwölfhundert zu machen. Auf baldiges Wiedersehen denn, teure Marquise! Oder werde ich Ihnen aus Konstantinopel schreiben, wenn alles sich so weiter verwirrt? Über den Zustand meines Herzens sage ich Ihnen nichts. Das Ihrige wird im Lotto ausgespielt, und ich habe gesetzt. Was weiß man? Und selbst wenn ich nicht gesetzt hätte, kann mir nicht der Zufall entgegenkommen?

Ich glaube, daß ich anfange, geziert zu reden, und dies ist weder Ihre Art noch die meine. Es sieht fast aus, wie die Karte des „Landes der Verliebten[82])", aber wir beide würden uns in dieser Gegend verlieren. Ich wollte dieses Reich lobpreisen, wenn wir hier vereint leben könnten. Es ist besser tatarisch zu sein, als barbarisch, und das sind Sie häufig gegen Ihren Hof. Erinnern Sie sich stets dessen, der am würdigsten ist, ihm anzugehören. Ich schätze es hoch, überall fremd zu sein: Franzose in Österreich, Österreicher in Frankreich und beides in Rußland. So fühlt man sich überall wohl und hängt von niemandem ab. Wir nähern uns dem Augenblick, wo wir die Sage mit der Geschichte vertauschen und den Osten mit dem Norden. In meinem Herzen werde ich immer den Süden für Sie hegen. Wie finden Sie dieses anmutige Wort? Es hat wenigstens, geben Sie es zu, den Vorzug des Natürlichen.

Nr. 18. An den Grafen Ségur.

Aus Elisabeth-Gorod, im Dezember 1787.

Hier bin ich, mein lieber S., in der Uniform eines russischen Generals en Chef, die mir große Freude bereitet, und mit einem Türkensäbel an der Seite. Ich warte es ab, mich seiner zu bedienen,

sei es als General oder als Freiwilliger. Einstweilen halte ich nur eine österreichische Feder in der Hand. Ich bin diplomatischer Jockey des besten aller Botschafter, unseres Cobenzl, der Tag und Nacht auf den Ruhm der beiden Kaiserreiche bedacht ist. Ich bin überglücklich, ihm gleichzeitig zweifach dienen zu können, consilio manuque. Aber einstweilen hause ich hier in einem Zimmer, das einen Schuh niedriger ist als ich, und wo ich von meinem Bette aus die Türe öffnen könnte, wenn sie schließen wollte. Der Ofen wäre heizbar, wenn ich Brennholz hätte, und meine Fenster würden schließen, wenn nicht die Scheiben aus Papier wären; überdies aber fehlt der Fensterrahmen. Ich bin von der ganzen Welt getrennt und kann auf keinem anderen Wege Briefe abschicken oder erhalten, als durch meine Kuriere. Ich verscheuche die Erinnerung an alles, was zwölfhundert Meilen weit hinter mir liegt, und spinne mich ein in Romane von anderer Art.

Hie und da sage ich mir: Vielleicht beginnen heute die Bälle der Königin. Ja, aber vielleicht werden wir morgen die Tataren verjagen, die den Bug übersetzen können, denn er ist jetzt zugefroren. Dieser Fluß hieß einst Hypanis. Welch' schöner Name für die Geschichte! Selbst der Name des Ingul, der nahe von hier fließt, klingt romantischer als „die Seine". Genießen Sie die Gegenwart und das unschätzbare Glück, Katharina den Großen aus der Nähe zu bewundern und zu sehen. Nur weil es galt, der Kaiserin zu dienen, habe ich es vermocht, sie zu verlassen. Ich werde gegen ihre Feinde kämpfen, lasse sie aber hoffentlich nicht inmitten meiner Widersacher zurück. Ich werde meinen Brief in einigen Tagen fortsetzen. Da aber die Tage hier sehr lang sind, so heißt dies wohl in einigen Monaten. Wenn wir jetzt von unseren Nachbarn sprechen, so verstehen wir darunter solche, die einige hundert Meilen weit von uns wohnen.

Am 15. Februar 1788.

Seit dem Beginn meines Briefes hat sich nichts Neues ereignet, und so sende ich ihn nun endlich ab, denn es scheint, daß die Tataren, deren Ankunft man uns stets ankündigt, niemals kommen

werden. Dagegen ist aus Paris ein Brief von Nassau eingetroffen, der Sie enttatarisierte, indem er Herrn de Montmorin[83]) zur Abberufung des Herrn Laffitte[84]) bewog und zur Einstellung des französischen Schutzes für die Türken[85]). Die Zähigkeit des Prinzen im Unterhandeln und seine Tapferkeit im Feuer werden ihm immer Erfolge sichern. Sein Ruf, sein Ansehen und die Logik, über die er verfügt, ohne sie studiert zu haben, waren Ihren Wünschen bei diesem wichtigen Anlaß wohl sehr dienlich. Übrigens, hat er mir nicht erst vorgestern mit dem Säbel in der Hand das Leben gerettet? Er ist nämlich tagtäglich anders.

Eben erholte ich mich von einigen Fieberanfällen, denn wir haben hier glücklicherweise keinen Arzt. Man meldet mir Sonnenschein, und gerade der war es, den ich für meine Heilung wünschte. Nassau führt mich aus dieser traurigen, eine Handfläche großen Festung. Meine Leute tragen mich in ihren Armen und legen mich ins Gras, wo ich in den ersten Sonnenstrahlen einschlafe. Eine Schlange, der dieses Himmelslicht auch das Leben wiedergab, will mir das meine rauben oder mich wenigstens umschlingen. Ich höre Lärm. Es war der Prinz von Nassau, der aus Leibeskräften auf das Reptil loshieb und es in zwanzig Teile zerschlug, die sich noch bewegten, obwohl sie von einander vollständig abgetrennt waren.

Heute hat man einige türkische Kriegsgefangene eingebracht, genau so langweilig wie die Türken auf den Opernbällen. Ich hatte Mühe, mich zu überreden, daß es keine Masken, sondern wirkliche Feinde waren.

Gestern habe ich sechshundert Dukaten im Damenspiel gewonnen. Es gibt hier keine anderen Damen, mit denen ich mich beschäftigen könnte. Leben Sie wohl, guten Tag. Ich kann Ihnen schreiben, wie jener Gatte an seine Frau: „Ich habe niemand, niemand hat mich, ich wünsche, daß es mit Ihnen ebenso sei.“ Wenn ich Interessantes erfahre,..... werde ich es Ihnen nicht melden. Ich erinnere mich, daß ich in Geschäften hier bin, und daß man verschwiegen sein muß. Bisher ist unser aller Geheimnis wohl gewahrt. Guten Abend!

Nr. 19. An die Kaiserin Katharina II.

Abschrift eines Briefes, den ich der Kaiserin in Zarskoje Selo von meinem Zimmer in das ihre geschrieben habe. (1787.)

Eure Kaiserliche Majestät haben gestern unrecht gehabt, sehr großes Unrecht, nicht durch die Tat, das ist unmöglich, aber durch das Wort. Es war zu spät, um zu streiten, das wäre nur im Wagen möglich gewesen. Auch waren zu viele blaue, rote und bunte Ordensbänder anwesend. Was hätten die dazu gesagt, wenn sie Widerspruch gegen die Selbstherrscherin aller Reußen vernommen hätten? Eure Majestät meinten von Ihrer Regierung: „Alles ginge viel besser, wenn ich ein Mann wäre.“ Oh nein, nicht im geringsten! Wären die Kaiserinnen Anna[86]) und Elisabeth[87]) Männer gewesen, so müßte man ihre Regierung kläglich nennen, und dennoch war sie nicht ruhmlos. Die Herrschaft Elisabeths besaß einigen Glanz und rottete fast die Barbarei aus. Wollte man zu Ihnen, Majestät, als Beweis Ihrer eigenen Überlegenheit, von diesem Ruhme sprechen, so wäre dies ein armseliges Madrigal, und eine Gleichstellung Ihrer Regierung mit der der beiden Zarinnen wäre ein Epigramm und eine Lüge. Ein großer Mann, gekleidet wie Eure Majestät, ist mehr wert als ein großer Mann mit einem Säbel an der Seite, denn er ist immer versucht, das Schwert zu ziehen. Dies mag taugen, wenn sein Szepter gefährdet ist; besser ist es aber, es in fester Hand zu halten wie Sie. Ein König ersehnt oft Heldentum, das für uns Untertanen taugen mag, einem Herrscher aber gefährlich werden kann. Denn er setzt sich dadurch der Eifersucht seiner Generale aus, dem Zwiespalt im Heere, ja dem Untergang und der Unterwerfung. Unversehens verschwindet dann der große Mann vor dem glücklichen Eroberer, der später mitunter wieder selbst unter fremdes Joch geraten kann. Der große Mann bedeutet für seinen Hof Entbehrungen in Feldzügen, üble Laune, Mißtrauen und Anmaßung. Wer weiß, was sich mit dem weiblichen großen Mann ereignet hätte, wäre er ein männlicher großer Mann geworden? Dann wären Eure Majestät darauf aus gewesen, Kaiser allen Ruhmes, nicht bloß aller Reußen

zu sein, und, hätte sich der Gott der Schlachten nicht mehr der Urkirche erinnert, sondern die römische oder die protestantische vorgezogen, so hätten Sie niemals, wie jener unbewußte Held am Pruth[88]) kapituliert, oder Sie wären in die Türkei geflohen, wie sein Feind Karl XII.

Ihre Weiblichkeit hat Ihnen das Schwergewicht der Majestät verliehen, eine Ruhe, die eine gewisse edle, keineswegs untätige Weichheit zuläßt, und die daraus entsprossene weise Überlegung. Ich möchte nicht gutstehen für Eure Majestät zu Pferde, aber ich tue es für Sie an Ihrem Schreibtische, wo Ihr ausgezeichneter Kopf, von einem schönen Arm gestützt, arbeitet und die Geschäfte einmal langsam, das anderemal schnell, aber immer in sicherem Gange erhält.

Meine Kameraden, die Mursen in Taurien, hätten einen Mann nicht so freudig empfangen, und die Saporogen, meine Nachbarn auf den Ländereien, die ich Eurer Majestät verdanke, hätten dem erhabenen Kaiser, der alles selbst hätte sehen wollen, sicher einen Hinterhalt gelegt. Der Mann verliert, wenn er sich zeigt, die Frau gewinnt. Bei Ihrem Anblick gerät man aus dem Staunen in die Verehrung, aus der Verehrung in die Bewunderung, und Ihr liebenswürdiges Genie ruft Freundschaft und Anhänglichkeit hervor, was ja gerade nichts verdirbt.

Würde ich wagen, alles dies einem Manne zu schreiben, der immer Schmeichelei, Betrug oder unziemliches Prunken mit Talenten wittert? Die flachen Höflinge streben nach den Augen des Herrschers, die nicht immer die schönsten der Welt sind. Die Augen der Herrscherin sucht man ohne Kriecherei, nicht etwa um eines großen verlockenden Amtes willen, sondern um ein wenig Erfolg in der Gesellschaft zu erringen.

Der große Mann zu Pferde macht Generale, Soldaten, große Herren und Bauern erzittern. Der große Mann in der Kalesche, mit fünf oder sechs hübschen Frauen als Adjutanten, wird von den Begeisterungsrufen der Leichtfertigen und den Segnungen der Denkenden begleitet. Als Mann hätten Eure Majestät um fünfzigtausend Soldaten und fünf Millionen Untertanen mehr. Aber darum Ihr Geschlecht zu ändern, ist wirklich nicht der Mühe wert. Sie

verfügen über genug Untertanen und Rubel, und Sie haben die Zahl der einen und der anderen zu vergrößern vermocht, während Sie in einem Kiosk Ihres Gartens weilten. In einem Zelt hätten Sie diese Zahl sicher verringert.

Welcher Unterschied zwischen Ihrem Blick voll Anmut und Wohltun und dem wilden Blick, den Sie sich bei den Besichtigungen von vier- bis fünfhunderttausend Soldaten angewöhnt hätten! Wenn wir zufällig, von der Begeisterung hingerissen, uns dazu versteigen, über Ihre bezaubernde und erhabene Person mehr zu sagen als nötig, so nehmen Sie sich davon den richtigen Teil. Ohne sich daran zu berauschen, schreiben Sie der Galanterie zu, was ein männlicher Herrscher auf Rechnung des Lippendienstes seiner Schranzen setzen würde. Eine Herrscherin, als Kaiserin wie als Frau gewöhnt, alle Welt zu ihren Füßen zu sehen, ist Launen weniger zugänglich. Als Sie mir neulich erzählten, daß ein altes russisches Gesetz den zum Tode verurteilten schweren Verbrechern vorschriebe, bei Stürmen als erste voranzugehen, war ich entrüstet. Hätte ich gewagt, Friedrich, Peter, Karl oder Ludwig meinen Unwillen so offen zu zeigen wie Ihnen? Sie haben mich angeblickt, Majestät, haben überlegt und geschwiegen. Ich wette, daß Eure Majestät mir diesen Zug unweiblicher Gesetzeskenntnis künftighin nicht mehr in Erinnerung bringen werden.

Ein Monarch betont immer, daß er die Wahrheit hören will. Die der Herrscherin mitgeteilte flößt dieser mehr Vertrauen ein. Sie sagt sich: „Man fürchtet zu sehr, mich zu verstimmen, mir zu mißfallen, in meinem vertrauten Kreise nicht gnädig behandelt zu werden. Solche Reden dienen offenbar meinem Wohle."

Was man an einer Frau nur Festigkeit nennt, ist bei einem Manne häufig Dickköpfigkeit. Was bei der einen nur Nachsicht, Bequemlichkeit oder Leichtigkeit scheint, heißt bei dem anderen Schwäche. Wie viele unscheinbare Nebensachen und Kleinigkeiten zeitigen oft wichtige Ereignisse! Der schöne nakaratfarbene, gestickte Sammtüberrock Eurer Majestät macht mehr Eindruck als Stiefel und Schärpe. Die fünf kieselgroßen Diamanten in Ihrem Haar tun bessere Wirkung als ein immer lächerlich großer oder lächerlich kleiner Hut. Mit Ihrer schönen Hand elektrisieren Sie

alle: das beginnt bei der Schildwache, die ehrfürchtig die Hand der Herrscherin küßt, und pflanzt sich fort bis zu den Heraklius und Ghirai. Die trockene, dürre Hand des großen Mannes würde mich nicht so begeistern, und der Schmeichler, der sie am raschesten ergriffe, würde sich am Ende die Nase daran wund stoßen.

Hätte ein Sohn Karls VI. mit seinem neugeborenen Erzherzog auf dem Arm die Ungarn zu der stolzen Begeisterung entflammt, die sie die Säbel ziehen ließ für eine junge, schöne, unglückliche vierundzwanzigjährige Fürstin, unsere Maria Theresia[89])?

Ich wiederhole es nochmals, für einen Mann besäßen Eure Kaiserliche Majestät einen zu lebhaften Sinn. Gott weiß, was er tut und tut wohl daran. Danken Sie ihm dafür, Majestät, als Weib mehr als eine Frau und ein Mann zugleich zu sein. Danken Sie ihm in den sechzig Sprachen des Kaukasus, im Türkischen der Krim, im Persischen von den Gestaden des Kaspischen Meeres, im Chinesischen von der Großen Mauer, im Griechischen Ihrer Griechen, nicht aber im Griechischen Ihrer Kirche, das nur Slavisch ist, im Deutschen der Gotteshäuser von Stettin, im Französischen der wallonischen und im Lateinischen der römischen Kirche. — Geruhen Sie, Majestät, dem zu glauben, der Ihr Pate, Ihr Maler und Ihr Geschichtschreiber zugleich ist, wenn er Sie nennt: Katharina den Großen.

Nr. 20. An Kaiser Joseph II.

Aus Elisabeth-Gorod 1788.

Die Meldung von meiner Ankunft will ich mit einer Schilderung der Feinde und Freunde Eurer Majestät verbinden. Aber jene sind zu weit entfernt und diese zu selbstsüchtig. Welcher Unterschied zwischen diesem und dem vergangenen Jahre! Welch' schönen Eifer haben Sie damals hier vorgefunden, Sire!

Die Kaiserin hatte mich mehrmals unwillig gemacht durch ihre Fragen, ob Belgrad von den Österreichern schon genommen sei. Auf diese Anspielung erwiderte ich: „Die Galanterie verbietet es dem Pascha von Otschakow, sich ohne Ihre Einwilligung zu ergeben.“ Schließlich kam ich hier an. Welches Wetter, welche

Wege, welcher Winter und welch' ein Hauptquartier ist diese Elisabeth!

Ich habe Selbstvertrauen, glaube immer, daß man mir gut ist, und bildete mir ein, daß Fürst Potemkin sich mit mir freuen würde. Ich falle ihm um den Hals und frage ihn, wann er Otschakow nehmen wolle. „Ach, mein Gott!" antwortet er, „es zählt achtzehntausend Mann Besatzung, und meine gesamte Armee ist nicht einmal so stark. Ich leide an allem Mangel und bin der unglücklichste der Menschen, wenn mir Gott nicht hilft." „Wie," forsche ich, „die Affaire von Kinburn, die Ausfahrt der Flotte, wird das alles nichts nützen? Ich bin Tag und Nacht gereist, da man mir den Beginn der Belagerung schon gemeldet hatte." „Ach," seufzte er, „gebe Gott, daß die Tataren nicht hieher kommen, um zu sengen und zu brennen! Gott hat mich gerettet (ich werde es nicht vergessen). Er hat es gestattet, daß ich alles zusammenraffte, was sich an Truppen hinter dem Bug befand. Es ist ein Wunder, daß ich bisher so viel Land behaupten konnte." „Wo sind denn die Tataren?" sagte ich. „Ach, überall," entgegnete der Fürst; „und dann steht bei Akjerman ein Seraskier[90]) mit vielen Truppen; zwölftausend Türken sind in Bender, sie beherrschen den Dnjestr und haben sechstausend Mann in Chotin." — An dieser Erzählung war nicht ein wahres Wort. Aber konnte ich denken, daß er einen Mann belüge, den er brauchte? Wenn ich in meiner ganzen politisch-militärischen Mission unglücklich war, so habe ich dieses Los nur zu wohl verdient. Ich bin, wie der Marschall Neipperg[91]) beim Frieden von 1739 seufzte, ein durch eigenen Hochmut gestürzter Luzifer. Hatte ich doch gedacht, die beiden russischen Heere zu kommandieren.

Ich meldete dem Fürsten, daß ich der Kaiserin von der Entsendung der Flotte ins Mittelmeer abgeraten hätte, da dies sehr viel Kosten verursachen und dem Kriegszwecke nicht dienen würde. Die Zarin hatte mir ihren Plan im Augenblicke seines Entstehens mitgeteilt. Potemkin aber nahm den Gedanken für sich in Anspruch und klagte mir ein paar Tage später, als er dies wieder vergessen hatte: „Ich habe der Kaiserin von dem Einsatze der Marine abgeraten. Aber so ist sie einmal, diese Frau," ächzte er,

DIE EINNAHME VON AKJERMAN DURCH DIE RUSSEN.

„besonders wenn ich nicht bei ihr bin. Sie liebt immer das Riesenhafte. Und warum hat sie Preußen so grob geantwortet, als es ihr dreißigtausend Mann oder Geld anbot? Immer ihre verwünschte Eitelkeit!“

„Hier,“ entgegnete ich, „ist ein Brief des Kaisers, der als Basis für den ganzen Krieg dienen soll; er enthält eine Aufstellung der Operationen, und an Ihren Korpskommandanten ist es, dies später, je nach den Umständen, im Detail auszuführen. Seine Majestät befiehlt mir, Sie um Ihre Absichten zu befragen.“ Der Fürst verspricht mir eine schriftliche Antwort für den nächsten Tag.

Ich warte einen Tag, zwei, drei, acht, vierzehn Tage, endlich bekomme ich seinen Feldzugsplan und habe seither auch keinen anderen erhalten. Er lautet: „Mit Gottes Hilfe werde ich alles, was zwischen Bug und Dnjestr steht, angreifen.“

Obwohl es hier nichts zu lachen gibt, hat das folgende Geschehnis mich doch sehr erheitert. Nach großen Anstrengungen haben unsere Kosaken vier armselige Tataren gefangen, die nicht einmal die Ehre hatten, Türken zu sein. Der Fürst läßt mich rufen; vor ihm stehen mit bestürzter Miene die vier Unglücklichen. Zuerst erschrecke ich, hoffe aber, daß seine Menschlichkeit ihn verhindern wird, sie köpfen zu lassen. Die vier Leute teilten nicht meine Wünsche, wohl aber meine Angst. Der Fürst läßt sie ergreifen, ich erschrecke noch mehr, sehe aber nirgends gezückte Säbel. Im Nu wirft man die Vier in einen ungeheuren Bottich, den ich nicht bemerkt hatte. „Nun sind, durch die Gnade des Himmels,“ frohlockt der Fürst, „die Mohammedaner nach unserem griechischen Glauben getauft.“ „Und stark verschnupft,“ fügte ich hinzu, „aber Gott sei gelobt“.

Potemkin hat eine herrliche Idee gehabt: die Aufstellung eines Judenregimentes, „Israelowsky“ genannt. Schon hat er davon eine Schwadron, die mich einfach beglückt. Die Steigbügelriemen der Leute sind so kurz geschnallt, daß ihnen die Bärte bis an die Knie reichen, und zu Pferde verleiht ihnen ihre Angst das Aussehen von Affen. In ihren Augen liest man die Furcht. Ihre großen Lanzen halten sie auf so spaßige Art, als ob sie es den Kosaken gleich tun wollten.

Ich weiß nicht, welcher verwünschte Pope unseren Marschall davon überzeugt hat, daß irgend eine größere Truppenansammlung im Gegensatz zu den Geboten der heiligen Schrift stünde.

Nr. 21. An Kaiser Joseph II.

Aus Elisabeth-Gorod, im April 1788.

Wenn wir Lebensmittel hätten, würden wir marschieren. Wenn wir Kriegsbrücken hätten, würden wir Flüsse übersetzen. Wenn wir Kugeln und Bomben hätten, würden wir belagern; sonst aber hat man nichts vergessen, und der Fürst läßt den Kriegsbedarf auf der Post nachkommen. Diese Beförderung und der Ankauf von Munition kosten drei Millionen Rubel. Ich bitte Eure Majestät, mich vor dem Unwillen des Hofkriegsrates und der Staatskanzlei zu beschützen. Aber ich hätte, selbst wenn ich es wollte, nichts zu berichten, als daß wir nichts tun. Außerdem wünscht die vertraute und aufrichtige Freundin Ihrer Erhabenen Person nicht, daß etwas, was sie mir sagt oder schreibt, zur Kenntnis Ihrer Minister oder der anderen Höfe gelange. So könnte ich z. B. niemandem als Eurer Majestät mitteilen, daß sie mir mit ihrem kaiserlichen Wort versprach, bei günstigem oder auch ungünstigem Friedensschluß Chotin und den Rayan[92]) an Österreich abzutreten, wenn es bloß gelänge, den Prinzen von Koburg zum Einmarsch in die Moldau zu bewegen. Die Kaiserin hat es sehr eilig und möchte, daß der Feldzug sich rasch abspiele. Denn sie weiß nicht, ob Preußen nicht schon den heißen und verwirrten Geist des Königs von Schweden bearbeitet. Vermag man nicht bald, die zu leichtfertigen oder zu tiefsinnigen Köpfe der französischen Nation zurecht zu setzen und die tollen Pläne der flandrischen Unzufriedenen zu durchkreuzen, so steht unser ganzer Erdteil in Flammen, und es ist unmöglich, Asien anzuzünden, um Europa zu retten. Wir haben hier persische Abgesandte, die Entschuldigungen vorbringen, weil ein Aufstand in ihrem Lande sie verhindert, den Türken den Krieg zu erklären.

Mir scheint, Sire, daß auch Sie mit dem Aufwiegeln nicht mehr Glück haben, und daß Mahmud, der Pascha von Skutari, sich mit der Pforte versöhnt.

Die von Potemkin entsendeten Kundschafter haben dies hinterbracht. Aber ich stehe niemals für die Richtigkeit seiner Nachrichten ein; denn auch die Bosheit zählt zu den Charaktereigenschaften dieses großen Kindes.

Neulich warf ich ihm unsere Untätigkeit vor. Eine Viertelstunde später läßt er einen Kurier mit der Meldung von einer gewonnenen Schlacht im Kaukasus eintreffen. „Sagen Sie selbst," brüstet er sich, „ob ich nichts tue. Ich habe zehntausend Tscherkessen, Abessynier, Imerethier[93]) und Georgier vernichtet und überdies schon fünftausend Türken bei Kinburn." „Ich bin entzückt," juble ich, „so viel Ruhm zu ernten, ohne es zu ahnen, denn ich war doch die ganze Zeit über bei Ihnen." Da es nach vierzehn Tagen Fieber erlaubt ist, schlechter Laune zu sein, und weil man hier zur Erhöhung seines Ansehens trotzig und zornig sein muß, äußerte ich neulich, daß ich sechstausend Kroaten, die hier im Heere sehr geachtet sind, zur Erstürmung von Otschakow kommen lassen wolle.

Trotz aller Fehler besitzt mein Armeekommandant dennoch eine gute Eigenschaft: eine starke Anhänglichkeit an das Haus Österreich. Eure Majestät haben die Galerie und die Salons der Eremitage für sich, aber leider nicht deren Kabinett. Über das folgende Erlebnis bin ich mir bisher noch nicht klar geworden: Inmitten der Diamanten, mit welchen Potemkin auf seinem Tisch Figuren zu legen pflegt, glänzte kürzlich ein prachtvolles goldenes Vließ im Werte von hunderttausend Rubeln. War dies nun eine Andeutung, daß er die Kaiserin bewegen würde, mich für gute Nachrichten damit zu belohnen, oder will er es sich selbst verehren, wenn ihn Eure Majestät dieser Gnade würdigen? Die Kaiserin staunt über mein Schweigen, begreift aber sicher, daß ich für ihre Güte, die ich dem Fürsten Potemkin schulde, zu dankbar bin, um mich über ihn zu beklagen. Gleichzeitig ahnt sie, daß meine Wahrheitsliebe die Meldung verhindert, daß er mehr leisten könnte. Ich denke auch gar nicht mehr an meine Forderungen gegen den russischen Hof, die aus der Ehe Karls mit einer Massalska stammen, Ansprüche, die mich ursprünglich nach Petersburg geführt haben. Ich glaube, daß ich jetzt nicht mehr in die Lage käme, die mir vor einem Jahre zugedachten Geschenke an Edelsteinen und

Seelen abzuwehren. Sei dem nun wie immer, ich konnte vor dem Fürsten die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich seine Vorliebe für unseren Hof und den Türkenkrieg für gleich vergänglich halte, wie seine Schwärmerei für Bilder und Juwelen.

Nr. 22. An Kaiser Joseph II.

Aus Elisabeth-Gorod, Mai 1788.

Wie soll ich Ausdrücke finden, um Eurer Kaiserlichen Majestät meine Dankbarkeit für die Gnaden- und Lobesworte auszusprechen, die Sie meinem guten Karl zollen? Zwei solche Huldbeweise, auf der Bresche selbst vollzogen, und Ihr Brief, Sire, räumen Ihnen furchtbare Ansprüche auf Herz und Leben von Vater und Sohn ein. Ich habe aus Freude, Vaterliebe und vielleicht auch aus Eifersucht geweint. Alle, die den Brief Eurer Majestät lasen, haben geschluchzt, und diese Thränen bewiesen, daß es noch gute Menschen auf der Welt gibt.

Mein wackerer Karl wird mehr wert sein als ich, und ich werde glücklich sein, Eurer Majestät dereinst einen Untertanen zu hinterlassen, der Ihnen nützlicher sein wird. Eure Majestät begannen Ihren Ruhmesweg mit dem Widerstand, den Sie im Kriege von 1778 den Kabinetten von Wien (dies war das schwierigste), Berlin, Versailles und Petersburg leisteten. Eure Majestät haben das Genie des Königs von Preußen gebannt und bezwungen. Sie werden Ihren Ruhm durch große Kriegstaten krönen. Die Einnahme von Belgrad wird der Erstürmung von Schabatz folgen, und ein siegreicher Friede wird Eure Majestät belohnen. Sie haben befohlen, und die Moldau gehörte Ihnen. Diese Eroberung hat uns zwei Märsche gekostet, den Russen aber während des letzten Krieges zwei Feldzüge[94]).

Eure Majestät erschrecken mich durch die Nachrichten über Frankreich und Flandern. Sollten diese beiden Länder in den zwei Jahren, da ich sie aus dem Gesicht verloren habe, so beträchtliche Veränderungen durchgemacht haben, daß man sie nicht zur Ruhe oder Vernunft zu bringen vermöchte? Wenn Eure Majestät die drei Gruppen, welche die Stände Belgiens bilden, und die wich-

tigsten Bestimmungen der Verfassung beibehalten, so werden nur die Intriganten und die falschen Patrioten aus selbstsüchtigen Gründen nicht einlenken wollen. Ich hatte Eure Majestät gebeten, den Leuten diese Zusicherungen übermitteln zu lassen, und ich glaube, daß ich unter diesen Voraussetzungen alles in acht Tagen geordnet hätte. Ein wenig Kraft im jetzigen Augenblick wird der Regierung später Gewaltanwendung ersparen. Wäre ich in Belgien, so würde ich als Patriot sprechen, wenn dieses Wort auch jetzt einen üblen Beigeschmack hat. Ich würde auch als Bürger, ebenfalls ein mißbrauchtes Wort, reden, und hätte ich keinen Erfolg, so würde ich als österreichischer General warnen und handeln. Ich ließe einen Erzbischof, einen Bischof, einen dicken Abt, einen Professor, einen Brauer und einen Advokaten einsperren. Was Frankreich betrifft, so werden sich Eure Majestät bei Ihrem guten Gedächtnis daran erinnern, daß Sie mir einst auf einem Spaziergang den einzigen Arzt nannten, der diesem Königreich Heilung bringen könnte: Herrn Necker.[95])

Nr. 23. An Kaiser Joseph II.

Mai 1788.

Hier sind wir im Lager von Novo-Georgiewsk, wo uns die Kunde vom ersten Siege des Prinzen von Nassau über den Kapudan-Pascha[96]) erreicht hat. Fürst Potemkin läßt mich rufen und umarmt mich. „Das kommt von Gott. Sehen sie diese Kirche? Ich habe sie dem heiligen Georg, meinem Namenspatron, geweiht, und der Sieg von Kinburn wurde am Tage nach St. Georg erfochten.“ Nach einigen Wochen des Aufenthaltes und erzwungener Hin- und Hermärsche, die uns den Ort zur Übersetzung des verwünschten Flusses mit der Kriegsbrücke nicht finden ließen, befanden wir uns noch immer auf der Höhe von Novo-Georgiewsk. Dort erhielten wir die Meldung von zwei weiteren Erfolgen des Prinzen von Nassau. „Nun meine Freunde,“ jubelte Fürst Potemkin an meiner Brust, „was habe ich Ihnen von Novo-Georgiewsk gesagt, da ist es wieder. Ist das nicht deutlich? Ich bin der Lieblingssohn Gottes.“ — Das waren seine Worte, und ich berichte sie nur, um

den sonderbarsten Kauz, der jemals lebte, zu kennzeichnen. „Welches Glück," fügt der Fürst hinzu, „die Garnison von Otschakow flüchtet, ich setze mich sofort in Marsch; kommen Sie mit?" „Zweifeln Sie daran?" frage ich. Und so sind wir losmarschiert. Anstatt geradeaus auf die Festung zu ziehen, wo ich mit der gesamten Kavallerie in zwei Tagen einzutreffen hoffte, haben wir drei Tage auf dem Wasser zugebracht. Wir haben überall Rast gemacht, um Fische zu fangen und zu verspeisen; außerdem besichtigten wir die wackere Flottille.

Nr. 24. An Kaiser Joseph II.

Aus dem Lager von Aiud[97]), am 18. Juni 1788, dem Jahrestage der Schlacht von Kolin.

Heute vor einunddreißig Jahren sah ich zur gleichen Stunde wie jetzt die Waffen des erhabenen Hauses Österreich in Böhmen siegen. Mögen sie es heute auch im Reiche des Halbmondes tun! Damals rief ich mit meinen Wallonen: „Vivat Maria Theresia!" Der Name, das Vorbild, die Mühen Eurer Majestät werden hoffentlich bald auf den Mauern Belgrads den Ruf ertönen lassen: „Vivat Josephus Secundus!", d. h. lateinisch „Der Glückliche", und glücklich zu sein, Sire, verdienen Sie ob Ihres Eifers für das gemeine Wohl, das Sie dem Ihren voranstellen. Hier schone ich alle Unzufriedenen Rußlands, nicht um diesem unrecht zu tun, aber unseres Vorteiles wegen, der ja auch jener Rußlands werden kann. So werden z. B. die Griechen[98]) von der Kaiserin vernachlässigt, und auch der Fürst Potemkin vergißt ihrer. Er läßt hier zweihundert Hellenen seit drei Monaten warten. Sie sind zu mir gekommen, um zu beteuern, daß Eure Kaiserliche Majestät auf sie rechnen können. Da ich weiß, daß man ihnen mißtrauen soll, habe ich mich mit ihnen nicht zu tief eingelassen und lieber mein Geld als mein Ansehen verloren, als ich einem gewissen Georgios dreihundert Dukaten schenkte. Dieser überaus gescheite junge Mann will seine kleine Schar Eurer Majestät als Ansiedler für das Banat zuführen, oder uns Inseln verschaffen, die dem Handel Triests sehr nützlich wären.

Mein Eifer, aus allem Vorteil zu ziehen, und die Vorwürfe, die ich den beiden Marschällen wegen ihrer Untätigkeit machte, schufen einige Verstimmung zwischen uns. Diese wird sich aber bald verflüchtigen, da die Kaiserin meine Verehrung und Bewunderung kennt. Wäre sie ihrer Vorgängerin Elisabeth ähnlich, so würde mich ein Madrigal für sie, ein Lied für den Günstling und ein Epigramm auf den König von Preußen oder den König von Schweden bald wieder in Gunst setzen. Das alte Wohlwollen Katharinas II. und der Rest von Freundschaft ihres ersten Generals werden die Herren verhindern, das zu verurteilen, was ihnen an einem anderen, als mir, mißfiele.

Nr. 25. An Kaiser Joseph II.

In einem Wüstenlager, im Monat Juni 1788.

Heute will ich viele Dinge berühren, aber scelus domus tuae comedit me. Eure Kaiserliche Majestät erwarten wohl keine Ratschläge von mir. Ich würde auch keine solchen wagen, wüßte ich nicht, daß ich Sie lange Zeit nicht sehen werde. Bis dahin, Sire, hoffe ich, sind meine Andeutungen befolgt oder vergessen.

Europa ist in solcher Verwirrung, daß nicht ein Augenblick versäumt werden darf, um aus den Umständen Nutzen zu ziehen. Der König von Preußen ist ungehalten, weil ihm die Kaiserin sagen ließ, daß er zu kurze Zeit erst regiere, um über die Interessen anderer Mächte zu entscheiden, und nicht beanspruchen dürfe, drei Reiche so zu behandeln, wie die holländische Republik, oder gar wie Polen.

Eure Majestät werden seine Pläne zerstören, wenn Sie geruhen, mir deutlich zu schreiben, daß zwei Teilungsmächte sich gegen jene dritte erheben werden, die es wagt, sich auch nur der kleinsten Starostei[99]) zu bemächtigen. Wenn die Polen einem von den beiden kaiserlichen Höfen gestützten Bündnis beitreten, so liefert ihnen Fürst Potemkin über meinen Rat und unter dem Vorwande einer Rüstung gegen die Türken vierzigtausend Gewehre. Ich teilte diesen Gedanken mehreren polnischen Großen mit, und sie warten

nur auf seine Ausführung, um sich gegen die preußische Partei zu wenden. Ich bitte sie stets, nichts anderes als nur Polen zu sein. Fürst Czartoryski[100]), ein eben so eifriger wie aufgeklärter Patriot, arbeitet in der gleichen Richtung wie ich, und stimmte gestern meiner Behauptung bei, daß die Anhänger des Auslandes seine Heimat ins Unglück stürzen. Diese warne ich immer: „Meine Herren, gehen Sie weder nach Wien, noch nach Petersburg oder Berlin! Suchen Sie nicht das russische Joch abzuschütteln, um dagegen etwas Gefährlicheres einzutauschen: den preußischen Korporalstock.“ Ich habe den Polen zugesichert, daß in Zukunft die im Königreiche von russischen Generalen und Ministern verübten Übergriffe über Fürsprache Eurer Majestät bei der Kaiserin unterbleiben werden. Das ist politisch und moralisch zugleich. Bevor ich mich in Geschäfte menge, möchte ich nämlich die Moral über die Politik stellen, aber die Welt ist dafür leider zu verderbt. Ich spiele hier die Rolle eines Kindermädchens, aber mein Zögling ist groß, stark und störrisch. Gestern sagte er mir noch: „Meinen Sie, daß Sie hier sind, um mir zu befehlen?“ „Glauben Sie,“ warf ich ein, „daß ich etwa in anderer Absicht gekommen bin? Was können Sie sich, lieber Fürst, bei Ihrer Faulheit und Unerfahrenheit Besseres wünschen? Warum vertrauen Sie sich nicht einem Manne an, dem Ihr Ruhm und der der beiden Kaiserreiche über alles geht? Wie wenig fehlt Ihnen doch zur Vollkommenheit! Was kann aber Ihr Talent leisten, wenn es sich nicht auf Vertrauen und Freundschaft stützt?“ Der Fürst tröstete mich: „Lassen Sie den Kaiser die Save überschreiten, und ich werde über den Bug gehen.“ „Halten Sie,“ fragte ich, „den Krieg für einen Salon, an dessen Tür einer dem anderen den Vortritt anbietet? Mein Kaiser läßt Ihnen den Vortritt, er hat aber auch eine ganze türkische Armee gegen sich, Sie aber nicht.“ „Denken Sie,“ forschte er,, ‚daß er unserem Heere für hervorragende Leistungen Maria Theresien-Orden im Tausche gegen Georgs-Kreuze verleihen würde?“ Ich sah genau, wo er hinaus wollte; er leidet an der Ordenssucht. Er besitzt nur zwölf Auszeichnungen, und ich sicherte ihm für die Einnahme von Otschakow das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens zu. Ja, ich deutete ihm an, daß er sogar auf den Stephansorden zählen dürfe, wenn er

Eurer Kaiserlichen Majestät die Eroberung von Belgrad erleichtere. Ich bitte Eure Majestät, ihn in dieser Hoffnung zu bestärken. Wenn sich unser römischer Katholizismus herbeiließe, ihm das goldene Vließ zuzugestehen, so würde er ganz und gar uns gehören.

Nr. 26. An Kaiser Joseph II.

Im Lager vor Otschakow, im Monat Juli 1788.

Der Fürst sagte mir eines Tages: „Diese Hundefestung stört mich.“ Ich antwortete: „Sie wird Sie noch lange stören, wenn Sie es nicht anders anfangen. Machen Sie auf der einen Seite einen Scheinangriff und springen Sie auf der anderen in die Verschanzung hinein. Dringen Sie mit der Besatzung im Handgemenge in die alte Festung ein, und Sie haben sie.“ „Meinen Sie,“ antwortete er, „daß das hier so ist, wie mit Ihrem Schabatz, das tausend Mann verteidigt und zwanzigtausend gestürmt haben?“ Ich hielt ihm vor, daß er von Schabatz nur mit Achtung sprechen dürfe, um einen Angriff nachzuahmen, den zwei Bataillone unter der persönlichen Führung Eurer Majestät unternahmen. Ich erinnerte ihn auch, daß Eure Majestät selbst, inmitten des heftigsten feindlichen Gewehrfeuers, den Augenblick zum Sturm gewählt hätten. Am nächsten Tage besichtigte der Fürst eine Batterie von sechzehn Geschützen, die er im freien Feld, achtzig Klafter vom Feind, hatte aufführen lassen. Da entsann er sich unseres Gespräches vom Vortage. Während die Kugeln dicht neben uns einschlugen und in unserer nächsten Nähe einen Fahrkanonier mit seinen zwei Pferden töteten, sagte er lachend zum Grafen Braniczki[101]): „Fragen Sie den Fürsten von Ligne, ob sein Kaiser bei Schabatz mutiger war, als ich hier.“ Es ist wahr, dieser halbe Scheinangriff der Türken war recht kräftig. Man kann niemanden bewußter und fröhlicher tapfer sehen, als den Fürsten. Diesmal habe ich ihn auch vergöttert, ebenso wie an drei anderen Tagen, wo er sich den größten Gefahren aussetzte. Ich sagte ihm auch, daß er mit Kanonen beschossen werden müsse, um seine üble Laune zu verlieren. Da ich nun fest an die Einnahme des Platzes durch einen starken

Angriff oder durch eine Belagerung von höchstens acht Tagen glaubte, beeilte ich mich, an den Scharmützeln der Vorposten teilzunehmen, weil ich noch niemals Spahis[102]) gesehen hatte, von denen unsere Tscherkessen mitunter einige durch Pfeilschüsse töteten.

Eines Tages führte uns der Fürst in die Gärten des Paschas von Otschakow, um uns dort den Überschuß an Bomben zukommen zu lassen, die über die von Pahlen[103]) geführten Angreifer hinwegflogen. Bei dieser Gelegenheit stürzte einmal mein Pferd entweder aus Angst oder durch den Luftdruck eines Geschosses. Da ich merke, daß bei Spaziergängen diese Art der Belagerung mehr Gefahr als Ruhm bringt, so vermeide ich, wenn ich daran denke, Promenaden in der Richtung auf die eingeschlossene Stadt. Denn es beginnt Eisen zu regnen, sowie man das Lager verläßt; wir sind leider nicht minder belagert als die Belagerten selbst. Vergebens habe ich mich bemüht, dies dem Grafen Roger de Damas begreiflich zu machen. Er hat gestern, kaum von einem Gewehrschuß geheilt, durch eine Kanonenkugel eine Streifwunde am Schenkel erhalten. Ich hoffe, daß ich Eurer Kaiserlichen Majestät bald interessantere Nachrichten werde geben können, aber ich fange an, daran zu verzweifeln.

Nr. 27. An Kaiser Joseph II.

Aus dem Lager von Otschakow, Sommer 1788.

Es sieht so aus, als ob man die Belagerung von Otschakow begonnen hätte, oder, daß man sich dies wenigstens einbildet. Man hat vier schlechte Redouten siebenhundert Klafter vor den Verschanzungen und neunhundert Klafter vor dem Kern der Festung errichtet. Der Feind verzichtete auf eine Beschießung der Schanzenden, obwohl man zu dieser Arbeit die zwei schönsten und hellsten Mondnächte ausgesucht hatte. Weitere Angriffswerke sollen noch gebaut werden, und zwar nach Entwürfen ganz unerfahrener Leute, die weder Genie- noch Artillerieoffiziere sind. Der Fürst will Ratschläge anscheinend nicht befolgen, mengt alles durcheinander, gibt Befehle und Gegenbefehle und verliert Zeit und Menschen. Am neunundzwanzigsten haben die Türken, höchstens vierzig an

DIE BELAGERUNG VON OTSCHAKOW.

der Zahl, entlang des Meeres die Batterie angegriffen, wo der Prinz von Anhalt eben den General Kutusow[104]) abgelöst hatte, jenen, der im letzten Kriege einen Kopfschuß hinter die Augen abbekommen hatte, ohne diese — ein Wunder ohnegleichen — einzubüßen. Der General hat aber gestern oberhalb der Augen eine zweite ähnliche Wunde erhalten, und wird — wie ich glaube — heute oder morgen sterben. Ich sah dem Ausfall durch eine Schießscharte zu, und Kutusow wollte eben das Gleiche tun, als er getroffen wurde.

Die russischen Jäger griffen rachedurstig und in Unordnung die kleine türkische Schar an, ohne erst die Befehle des eben eingetroffenen Prinzen von Anhalt abzuwarten. Die Ungläubigen erhielten Verstärkung und nötigten Anhalt, zur Rettung des ersten Bataillons mit einem zweiten vorzugehen. Er erhielt einen Streifschuß von einer Kugel, die unmittelbar darauf den französischen Freiwilligen Grafen Damas an der Schulter verletzte. Der Prinz von Anhalt verlor fast alle Offiziere, verteidigte aber die Batterie gegen die Feinde und schlug sie nach hartem Kampfe zurück. Kaum waren diese in ihre Verschanzungen zurückgekehrt, als zweitausend Osmanen mit fliegenden Fahnen einen neuen Ausfall machten. Der Prinz von Anhalt, der mit vieler Mühe seine Leute gesammelt hatte, griff neuerlich an. Hunderte Gegner, in der Verschanzung verborgen, schossen unaufhörlich und konnten nicht vertrieben werden. Sie schienen einen Nachtangriff auf das Werk zu planen, dessen Zugang sie schon gefunden hatten. Schließlich genoß der Prinz von Nassau, der vergeblich auf Weisungen harrte, das dreifache Vergnügen, die Batterie und den Prinzen von Anhalt zu retten, und sich an dem Fürsten Potemkin durch die Meldung zu rächen, ohne Auftrag die Türken mit drei Kanonenbooten zum Rückzug gezwungen zu haben. Der Prinz von Anhalt hatte in seinem Rapport schon erklärt, daß er dem Prinzen von Nassau sein Heil verdanke. Der Feind gieng zurück. Unsere Verluste waren: ein verwundeter Generalmajor, ein Oberst, ein Oberstleutnant, ein Major, drei Hauptleute, darunter ein Neffe des armen Generals Kutusow. Sie wurden sämtlich in Stücke gehauen; außerdem haben wir hundertachtzig Tote und unsere Einbuße beträgt in den sieben Wochen, da wir hier untätig liegen, zwölfhundert Mann.

Der Fürst gebraucht List und Geld, um Blut zu sparen. Der kleine Laskasow, dessen Erscheinung Eure Majestät im vergangenen Jahre so erheiterte, ist fortwährend unterwegs. Der Günstling ist fest davon überzeugt, daß die Türken sich uns ergeben werden. Nach einer großen Kanonade der Flotte des Kapudan-Pascha, dessen schönen weißen Bart ich deutlich ausnehmen konnte, näherten sich einige Barken mit türkischen Saporogen der Küste, um Lotungen vorzunehmen. Der Fürst Potemkin merkte dies und sagte zu Repnin[105]) und mir: „Ich weiß es ganz sicher, daß sie jetzt zu uns überlaufen wollen." Er sah sie schon als gute Christen. Wir eilten, ihnen bei der Landung zu helfen; die Türken begannen aber zu lachen, uns zu schmähen und zu beschießen.

Nr. 28. An Kaiser Joseph II.

Im Lager Otschakow, August 1788.

Wäre ich ein Herrscher, so würde ich Untertanen, die man desavouieren kann, sehr hoch schätzen. Ich bin in diesem Punkte nicht empfindlich, und es liegt nur an Ihnen, Sire, sich diese Freiheit zu nehmen. Meine Hingabe an Ihre Monarchie ist größer als meine Eigenliebe. Eure Majestät sehen es nicht gerne, wenn ich mich in die politischen Angelegenheiten menge, und nun habe ich mich kopfüber in einen Anfall von Staatskunst gestürzt. Der Fürst Czartoryski, jener von den Edelleuten in unserem Lager, der mir am besten gefällt, fragte den Fürsten Potemkin, was Rußland plane oder vermöge. Ich sagte ihm und auch den anderen: „Meine Herren, liebäugeln Sie nicht mit dem Auslande, seien Sie Polen, nichts als Polen! Mein Kaiser will Ihnen nichts wegnehmen. Die Kaiserin zieht den Einfluß auf Ihr ganzes Land, den ihr ja schon die Nachbarschaft verleiht, dem Raub eines Teiles von Polen vor. Sie ersehen aber aus den aufgefangenen Briefen Hertzbergs[106]), daß es der Hof von Berlin ist, qui circuit leo rugiens, quaerens quem devoret. Preußen will mindestens Großpolen. Der Fürst Potemkin hat mir für ein polnisches Bündnis gegen die Tataren vierzigtausend Gewehre aus Tula versprochen, in Wahrheit aber gegen die erste Macht, die eine zweite Teilung wünscht, das heißt

also gegen Preußen. Verlassen sie sich aber darauf nicht! Wenn Sie jedoch die schlaffen und langen Zügel, die Petersburg in der Hand hält, abschütteln wollen, um sich einem Staate zu unterwerfen, der schärfer vorgeht, so wird Ihr Land verschwinden. Dann sind Sie verloren, und Polen wird der Schauplatz des Krieges, wo die beiden Kaiserreiche sich ihren Brocken werden nehmen müssen." Neulich schrieb ich dem König von Polen: „Sire, das Gewitter grollt über Ihrem Haupte." Er antwortete mir wie gewöhnlich voll Geist und Anmut — die aber leider nicht ausreichen, um zu regieren — er werde trachten, einen Blitzableiter zu bauen.

Neulich hat der Prinz von Nassau den Fürsten Potemkin und mich zu einer sehr eingehenden Rekognoszierung auf das Meer geführt. Wir wurden mit Kartätschengrüßen bedacht und von Kanonenschüssen begleitet. Wir sahen, daß ein Turm und eine Eckredoute breschiert werden müßten, eine Entdeckung, die ich schon im März gemacht hatte. Eine Menge Türken warf sich in kleine an der Mauer befestigte Barken, um auf uns zu feuern. Andere machten sich in Kähnen auf die Verfolgung. Am Strande legten alle Feinde des Fürsten, alle Neugierigen im Heere, Gelübde für den Fall unserer Gefangennahme ab. Ich wähne Nassau getötet, da sein Kopf plötzlich auf meine Schulter fällt, aber im Gegenteil, er hatte mit der Geistesgegenwart, die ihn nie verläßt, die Flugbahn eines Prellschusses richtig erkannt, der ihn sonst getroffen hätte.

Nr. 29. An Kaiser Joseph II.

Im Lager von Otschakow, im Oktober 1788.

Meine Lage ist in manchen Dingen sehr angenehm. Gäbe es Verschanzungen zu erklimmen oder eine Expedition zu unternehmen, so wäre mir ein meinem Range in den Heeren der beiden Kaiserreiche entsprechendes Kommando gesichert. Im übrigen aber trage ich wie Günstlinge, Geliebte oder Beichtväter keine Verantwortung. Ich will sie aber tragen, wie hart auch die Bedingungen hiefür sein mögen. Ich schäme mich einzugestehen, daß mich die Leiden Eurer Majestät beinahe glücklich machen. Sire, vier Ihrer Gene-

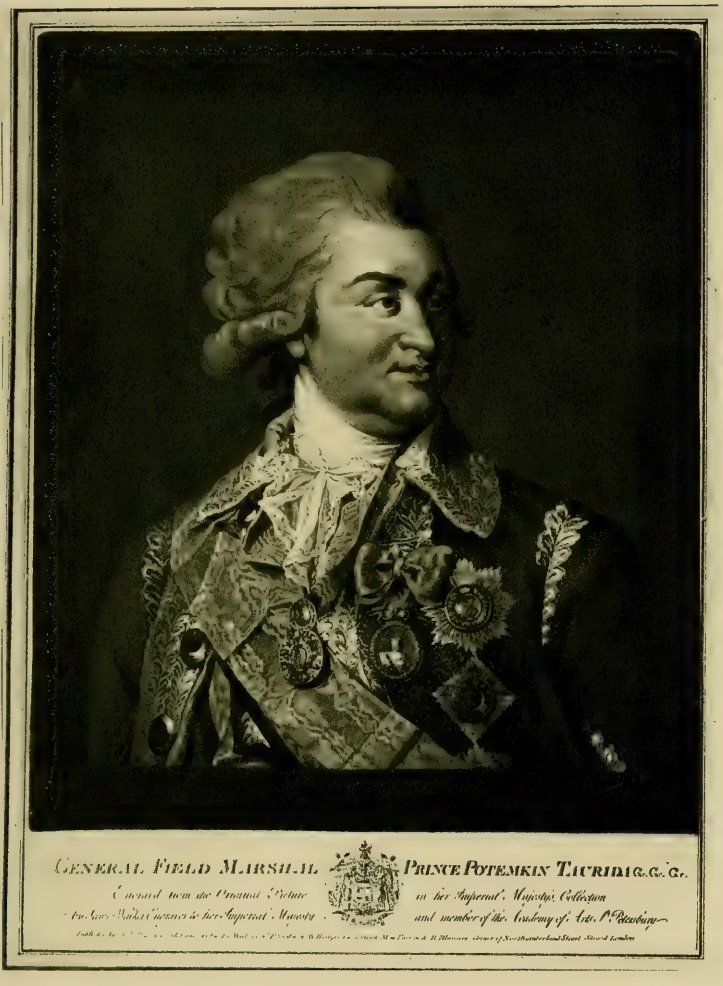
rale[107]) haben Dummheiten gemacht, die Sie in Ihrem Briefe, mild genug, Schnitzer nennen. Ich verpflichte mich, diese Scharte auszuwetzen. Sollte ich Mißgriffe begehen, so könnte ich sie nicht überleben. Da ich aber das Dasein liebe, werde ich meine Vorsichtsmaßregeln ergreifen. Rufen Sie mich zurück, und ich eile sofort hinweg. Die Lage Eurer Majestät erschüttert mich derart, daß ich mein Herz erleichtere, wenn ich die Verstimmung wiedergebe, die mich seit Empfang des Schreibens Eurer Majestät vom 27. September erfüllt. Ihr Gesundheitszustand, Sire, beunruhigt mich weit mehr als die Türken, über welche sich bei irgend einer Gelegenheit ein Vorteil erringen lassen wird, und der erste Erfolg wird weitere mit sich bringen. Ich biete Eurer Majestät nicht meine Talente an, aber meinen guten Willen und meinen Eifer. Die scheußlichste Erdhöhle und das schwierigste Defilé werden mir als ein entzückendes Winterquartier erscheinen.

Der Monat September wird die Rückschläge im Banat und die Mißerfolge in Bosnien ausgleichen. Wer hätte gedacht, daß dieses zerrüttete türkische Reich Rußland in die traurigste Lage bringen könne? Der Plan der Feinde war sehr schön. Hätte der König von Schweden drei Wochen früher oder später eingegriffen, und wäre es dem Kapudan-Pascha gelungen, mit seinem Mastenwald unsere armseligen Fischerboote und Küchengaleeren, die gesamte Flotte der romantischen Dnjepr-Reise, auf dem Liman[108]) zu vernichten, so wäre der König nach Petersburg und der Pascha nach Cherson gekommen.

Nr. 30. An Kaiser Joseph II.

Im Lager von Otschakow, am letzten Oktober 1788.

Endlich, Sire, bin ich fast abgereist. Hier gibt es nur mehr zwei Generalleutnants, die sich in den Laufgräben ablösen, meinen lieben Anhalt und Basil Dolgoruki[109]). Ich werde die Erlaubnis Eurer Majestät dazu benützen, um nach meinen Kräften alles für Ihren Dienst zu tun. Nur ein Verzweiflungsschritt kann uns noch Otschakow bringen, denn man wird schließlich doch irgendwie aus dem Eis, dem Schnee oder mindestens aus dem Kot,



FÜRST POTEMKIN.

in dem wir täglich tiefer versinken, heraus müssen. Braniczki ist auf seine Güter gereist, Nassau nach Petersburg, Georg Dolgoruki[110]) nach Moskau, Xaver Lubomirski[111]) und Ssollogub[112]) nach Polen und andere Generale weiß Gott wohin. Alle sind angewidert und fast krank. Ich habe dem Fürsten und fünfzig Generalen, Konsuln, Saporogen, Juden und Armeniern ein Festmahl gegeben. Da man mit Potemkin nie allein, sondern nur vor Popen, Räubern, im Orient intrigierenden Konsuln oder frisch Getauften sprechen kann, ließ ich ihn wissen, daß ich noch seinen geliebten St. Georgs-Tag abwarte, der für ihn hoffentlich noch ein Wunder vollbringen würde. Meinen Aufbruch setzte ich auf den 12. Oktober fest.

Er antwortete mir, daß er nur noch eine Fregatte benötige. Diese kam nicht, wohl aber der St. Georgs-Tag. Er griff nicht an, ja, er dachte gar nicht einmal daran. Er wollte sich und seinem Namenspatron durch Einnahme eines türkischen Schiffes ein Fest bereiten. Das Fahrzeug wurde nicht erbeutet. Der Fürst war den ganzen Tag über von einer hypochondrischen und tiefen Traurigkeit und behandelte mich vor seinen hohen Offizieren nicht sehr gnädig. Am Abend aber, als ich mich von ihm verabschiedete, schien er aus einem Traum zu erwachen und sagte mir: „Sie reisen also ab?“ Er wurde gerührt, schloß mich lange in seine Arme, lief mir nach, begann die Szene aufs Neue und verließ mich gramerfüllt.

Ich reise ab und werde seinen guten Eigenschaften gerecht, seinem Geist, seiner Anmut, den guten Umgangsformen, die er besitzt, wenn er will, seinem Edelmut, seiner Tapferkeit, seiner Großmut und selbst seiner eigenartigen Menschenfreundlichkeit.

Es tut mir leid um ihn, und er trauert um mich. Ich besteige den Wagen, da ich das schlechte Essen, den schlechten Wein und das schlechte Wasser, die schlechte Luft, die Kälte und Langeweile hier nicht mehr aushalte und es satt habe, seit einem Jahr nichts als das Meer und Wüsteneien zu sehen. Ich spüre, daß ich mich in andere Abenteuer einlassen werde, die den beiden Kaiserreichen eben so wenig frommen werden wie mir. Ich lasse die wilde Art und die asiatischen Listen des einen Marschalls hinter mir, um einen anderen aufzusuchen, dessen europäische Formen seine

geringe Neigung verbergen, sich bloßzustellen. Ich weiß genau, daß Rumjanzow[113]) immer so tut, als ob er sich über Hindernisse und Kränkungen zu beklagen hätte. Aber er spricht gut, wenn auch ein wenig zerstreut, ist liebenswürdig, verführerisch, sieht militärisch aus und wird selbst von allen jenen verehrt, die er verspottet. Er flößt seinem Heere Begeisterung und Disziplin ein, sein Hauptquartier eifert er durch edles Beispiel an. Europa schätzt und die Türkei fürchtet ihn.

Nr. 31. An den Grafen Ségur.

Elisabeth-Gorod, 8. Mai 1788.

Ach, mein Freund, lassen Sie mich einen Augenblick weinen und lesen Sie: „Klenak, am 25. April 1788. Wir haben soeben Schabatz genommen. Unsere Verluste sind gering. Der Feldzeugmeister Rouvroy[114]), dessen Mut Ihnen bekannt ist, wurde an der Brust leicht verwundet, was ihn nicht verhindert, sich anzukleiden und auszugehen. Der Prinz Poniatowski[115]) erhielt am Schenkel einen Schuß, der zwar den Knochen nicht verletzte, aber immerhin ziemlich ernst ist. Ich muß aber, mein lieber Fürst, Ihnen etwas anderes mitteilen, was Ihnen um so mehr Freude machen wird, als Sie daran Ihr Blut erkennen werden. Ihr Sohn Karl hat durch seine ungeheure Mühe beim Bau der Laufgräben und Batteriestellungen einen großen Anteil am Erfolge dieser Unternehmung. Außerdem war er der Erste, der die Brustwehr erstieg, um die anderen mitzureißen. Ich habe ihn auch sofort zum Oberstleutnant ernannt und ihm den Maria Theresien-Orden verliehen. Ich empfinde eine wahre Freude, Ihnen diese Nachricht zukommen zu lassen, da ich die hohe Befriedigung kenne, die sie Ihnen bereiten wird. Die Liebe zu Ihrem Sohn und Ihr Patriotismus sind mir ja bekannt. Ich reise morgen nach Semlin ab. etc.....Joseph.“

Welche Bescheidenheit! Der Kaiser spricht nicht von sich und war doch mitten im Feuer. Und welche Gnade und Güte in seiner Erzählung! Der Brief beginnt mit Instruktionen für mich und politischen Nachrichten, die er mir gibt, und die er von mir verlangt. Dann folgen Erwägungen über vollzogene und künftige

Ereignisse. Das Schreiben endet mit den vorstehenden Zeilen, die mich beim Lesen neuerlich zu Tränen rühren.

Der Kurier sah den Kaiser mit größter Kaltblütigkeit in den Vorstädten von Schabatz im Feuer, und den Marschall Lacy mit eigenen Händen einige Palissaden ausreißen. Lacy wollte zur Bestreichung eines Turmes, von dem aus Karl ununterbrochen beschossen wurde, eine Kanone auffahren lassen. Ich glaube, daß der Marschall dies auch für jeden anderen getan hätte, aber es sah aus wie eine persönliche und väterliche Fürsorge. Der General schien etwas ermüdet. Joseph ließ ein Faß heranrollen und hieß ihn darauf Platz nehmen. Er selbst blieb mit allen Herren, die ihn umgaben, stehen, um Lacy eine Ehre zu erweisen.

Hier ein Brief von Karl selbst: „Wir haben Schabatz. Ich habe das Kreuz. — Sie fühlen wohl, Papa, daß ich an Sie dachte, als ich als Erster stürmte."

Was kann es auf der Welt Erhebenderes geben? Warum war ich nicht nahe genug, ihm helfen zu können? Ich sehe aus seinen Worten, daß ich seine Wertschätzung besitze: „Ich habe an Sie gedacht!" Hätte ich aber mit ihm gestürmt, so wäre ich seiner Achtung noch würdiger gewesen. Ich bin zu bewegt, um weiter zu schreiben. Ich umarme Sie, mein teurer Graf.

Nr. 32. An den Grafen Ségur.

Am 15. Mai 1788.

Solvitur acris hiems grata vice veris. Der Fürst Potemkin ist in Cherson und überträgt Nassau das Kommando seiner Flottille, wovon ich mir Wunder verspreche. Es ist ein weiteres großes Verdienst des Fürsten, diese Escadre erdacht, geschaffen und so rasch ausgerüstet zu haben.

Ich erhalte Chiffredepeschen. Ach, mein Gott, was habt ihr doch für drollige Dinge! Der Teufel wird mich hundertmal holen, bevor ich daraus klug werde. Ich schicke lieber Kuriere oder Kosaken. Gewöhnlich ziehe ich es vor, mich einfach der Post zu bedienen. Dann wird man sicher von seinem Souverän gelesen,

ohne ihm direkt zu schreiben; es ist eine sichere Art, Vertraulichkeiten zu wagen. Man gibt seine Freude oder Unzufriedenheit kund und erspart Schmeichelei oder Satyre, ein guter Mittelweg zwischen langweiligem Madrigal und bissigem Epigramm. Man ist der Vorstellungen und Ratschläge enthoben und stellt sich nicht bloß. Übrigens weiß ich, daß ich nur Gutes zu melden hätte, und außerdem könnte ich es anstellen wie ich es wollte, ich würde immer leicht zu entziffern sein. Ich reise ab, um vom Marschall Rumjanzow für den Prinzen von Koburg[116]) vier vierundzwanzigzöllige Geschütze und vier Bataillone zu erbitten. Er kämpft noch in der Ukraine oder trifft, wie ich glaube, in Polen ein. Leben Sie wohl.

Vale, et me ama!

Nr. 33. An den Grafen Ségur.

Im Lager von Chotin, 1. Juni 1788.

Erwarten Sie von mir einen sehr militärischen Brief? Es liegt nur an mir, Ihnen den zu schreiben. Ich könnte Ihnen von den Vorbereitungen zur Belagerung berichten, die sogar ein wenig angefangen hat. Wünschen Sie, daß ich Ihnen die Einnahme des Platzes, dank dem guten Zusammenwirken und der Klugheit unseres österreichischen Generals, des Prinzen von Koburg und des Generals Soltykow[117]), unseres russischen Generals, prophezeie? Aber fragen Sie mich nicht nach dem Wie! Man wird einige Magazine in die Luft sprengen und irgend einen Sturm unternehmen. Wir werden Chotin bekommen, dessen bin ich sicher, und das mag Ihnen genügen. Und wenn es geschehen sein wird, werde ich sagen können, daß ich daran einigen Teil habe, denn durch meine Vorstellungen und Reisen von einer Armee zur anderen, ja sogar zu kleinen detachierten Korps habe ich sechstausend Russen zu unserer Hilfe erhalten. Ich werde es so machen, wie jener Kirchendiener, der eine schöne Predigt loben hörte und sich brüstete: „Ja, meine Herren, und ich habe dazu die Glocken geläutet!“ — Schon haben unsere braven Husaren die Moldau unterworfen und gesäubert, ihren Hospodar[118]) gefangen und die Hauptstadt erobert. Vier Kompagnien von Helden, deren jüngster fünfundsechzig Jahre

zählt, haben ein Korps von viertausend Türken zurückgeschlagen, besiegt und aufgerieben.

Das holdeste Weib der Erde hat mich zu einer Rekognoszierung von Chotin auf halbe Kanonenschußweite bewogen. Ich glaube, daß selbst die Janitscharen gut genug sahen, um die Entführung der Frau von Witt[119]) verlockender zu finden, als die eines österreichischen Generals. Unsere Jäger haben zwei Türken getötet, die den Dnjestr durchschwimmen wollten, um uns näher zu betrachten. Da ich für das Leben der schönsten Frau zitterte, habe ich mit vielen Bitten durchgesetzt, daß sie mich in ihre polnische Festung zurückführte. Sie werden Mühe haben, von hier aus die Kampftrompete zu vernehmen, denn Sie sind recht weit entfernt von uns. Aber der Schall unseres Ruhmes wird hoffentlich bis zu Ihnen dringen.

Nr. 34. An den Grafen Ségur.

Im Lager vor Otschakow, am 2. Juli 1788.

Wir sind hier am gleichen Tage eingetroffen, wie vor einundvierzig Jahren der Marschall Münnich[120]). Wollte man, wie er, an nichts zweifeln, so wären wir auch in drei Tagen im Besitze des Platzes, obwohl dieser jetzt ein verschanztes Lager und eine Festung zugleich ist. Aber was ist für Russen unmöglich? Wie schön war unsere Ankunft! Wir haben die Spahis, die im Vorfeld schwärmten, sehr rasch nach Hause getrieben und alles erkundet. Ein noch besserer Tag war es, als ich, wie der Engel der Apokalypse, während eines Seegefechtes einen Fuß auf dem Wasser und den anderen auf der Erde hatte. Indessen brannte die Stadt, und zwei türkische Schiffe flogen in die Luft, eine schöne und schauerliche Beleuchtung. Es war ein wenig vor Sonnenaufgang. Niemals hat man ein so grandioses Grauen, ein so großartiges und schreckliches Schauspiel geschaut. Wir genießen täglich vergnügte Szenen, die glücklicherweise nicht so prachtvoll sind, z. B. Scharmützel mit den Spahis. Wollen Sie einen traurigen Fall der Vorherbestimmung vernehmen? Der Fürst Potemkin sagt mir: „Sehen wir uns einen Versuch mit neuen Mörsern an. Ich habe einer Schaluppe befohlen, uns zu dem

Schiff zu führen, wo die Erprobung stattfinden soll.“ Wir suchen das Ufer des Liman ab: keine Schaluppe; man hatte vergessen. Das Schießen beginnt und glückt. Man glaubt aber zu bemerken, daß einige an den Mauern der Festung liegende feindliche Barken auf die Unseren losfahren. Man will sich verteidigen, denkt nicht an das auf dem Verdeck liegende, nur mit einem Segel zugedeckte Pulver und schießt ohne jede Vorsichtsmaßregel auf diese Kähne, die man im Zwielicht für Angreifer hält. Das Pulver entzündet sich, das Schiff, ein Oberstleutnant, ein Major und sechzig Mann fliegen vor unseren Augen in die Luft. Der Fürst und ich, wir hätten das Gleiche getan, wenn nicht, wie er sofort mit eben so viel Gottvertrauen wie Demut sagte, der Himmel ihn besonders beschützte und Tag und Nacht über seinem Heile wachte. Ich bin entzückt über diese Aufmerksamkeit von oben, von der ich Nutzen gezogen habe. Ich wünsche, daß dies so bleibe, denn Sie wissen, wie sehr ich den Fürsten liebe, diesen seltenen Mann, der sich immer für die Kaiserin bemüht und ein Wahrzeichen ihres ungeheuren Reiches ist. Er ist — wie Rußland — aus Wüsten, Goldminen und Diamanten zusammengesetzt.

Soll ich Ihr Mitleid erregen? Wir haben kein Wasser, wir werden von Fliegen verzehrt, wir sind hundert Meilen von einem Markt entfernt. Soll ich Ihren Neid erwecken? Wir essen ausgezeichnet, wir trinken nur Wein und überdies guten. Vier Stunden nach dem Dîner gehen wir schlafen. Wir haben hier drei der schönsten Frauen des Reiches, die zum Besuche ihrer Männer gekommen sind. Wir erwachen, um Gefrorenes und köstlichen Sorbet zu schlürfen. Des Abends erfreut uns das vollständige Orchester des Fürsten, diese zahlreiche und eigenartige, von dem berühmten und bewundernswerten Sarti[121]) geleitete Musikerschar. Aber wie lange wird dies dauern? Eine schlechte Nachricht — und die Liebe und die Harmonie werden zum Teufel gehen.

Habe ich es nicht gesagt? Man hat einige Leute durch einen feindlichen Ausfall verloren. Der Fürst hat sein in Lavendelwasser getauchtes Schnupftuch um die Stirn gewunden. Sie kennen dieses Zeichen der Hypochondrie und wirklicher oder vermeintlicher Kopfschmerzen. Alles ist abgereist, und wir sind trauriger als

je zuvor. Sie haben mir, mein lieber S., zwei reizende Briefe geschrieben. Tun Sie es doch wieder! Ich habe das nötiger als sonst. Aber wie sie erhalten? Man erwartet unsere Kuriere in Petersburg. Der Fürst läßt sie aber oft einen Monat vergeblich vor seinem Zelte harren. Leben Sie wohl! Deshalb wird mein Brief vielleicht erst in sechs Wochen abgehen. Sagen Sie dem Grafen Cobenzl, daß ihn die hier weilenden Frauen und alle Männer des Heeres, kurz alle, die ihn kennen, wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner Gefälligkeit herzlich schätzen. Und jene, die dem Kaiser treu dienen, müssen ihm gut sein wegen der Dienste, die er seinem Herrn leistet. Teilen Sie sich mit ihm in die Versicherungen meiner innigen Freundschaft.

Nr. 35. An den Grafen Ségur.

Im Lager vor Otschakow, am 1. August 1788.

Während einer glutheißen Nacht, die mich in meinem Zelt am Ufer des Schwarzen Meeres nicht schlafen läßt, rufe ich mir die hier geschauten außergewöhnlichen Dinge ins Gedächtnis zurück. Ich sah einen Freiwilligen, der seit seinem fünfzehnten Jahre durch glänzende Kriegstaten Ruhm erworben hat, vier Seeschlachten gewinnen. Zuerst tapferer, hübscher und vielbeschäftigter flinker Adjutant eines Generals, dann Infanterieleutnant, Dragonerrittmeister, liebenswürdiger Kavalier, der Unbill gegen Frauen zu rächen weiß, oder Ungerechtigkeiten der Gesellschaft wieder gut macht, verzichtet er für eine Reise um die Welt auf alle ihre Freuden, und wird dafür vorübergehend durch die Königin von Otaheiti[122]) in Asien entschädigt. Wie Herkules erlegt er wilde Tiere und wird, nach Europa zurückgekehrt, Oberst eines französischen Infanterieregimentes. Er kann nicht Deutsch und befehligt trotzdem ein deutsches Kavallerieregiment. Als Schiffskapitän führt er eine Expedition und verbrennt und ertrinkt fast in spanischen Diensten, wo er es bis zum Majorgeneral bringt. Er wird General im Dienste dreier Länder, deren Sprachen er nicht spricht, und endlich der tüchtigste Vizeadmiral, den Rußland je besaß. Die ihm zukommende Stellung wird ihm versagt, aber er schafft sich selber eine andere

und wartet, bis ihm die Gesetze den Rang zuerkennen, der ihm gebührt.

Nassau-Siegen von Geburt, ist er Nassau-Sieger durch seine Taten. In Spanien wird er, ohne es zu ahnen, als alter Grande anerkannt. In Deutschland ist er Reichsfürst, obwohl seine Länder einem anderen verliehen sind. Das ihm widerfahrene Unrecht hat ihn eine zeitlang verhindert, seinen stürmischen Charakter an deutschen Wildschweinen oder Wilddieben auszutoben. Aber seine Vorliebe für die Gefahr hätte ihn schließlich doch dem Kriegshandwerk zugeführt.

Ich sehe einen anscheinend trägen Armeekommandanten, der unaufhörlich arbeitet, keine andere Kanzlei hat als seine Knie und nur einen Kamm, seine Finger. Er liegt immer und schläft weder bei Tag noch bei Nacht, da der Eifer für seine angebetete Herrscherin ihn fortwährend antreibt. Ein Kanonenschuß, der nicht ihn bedroht, beunruhigt ihn, weil er das Leben einiger seiner Soldaten gefährdet weiß. Um andere besorgt, ist er tapfer für sich. Er erteilt Befehle im heftigsten Feuer einer Batterie und ist dennoch mehr Odysseus als Achilles. Furchtsam vor dem Wagnis, fröhlich, wenn er darinnen ist, traurig bei Vergnügungen, unglücklich durch übermäßiges Glück, ist er bald übersättigt und blasiert, außerdem verdrießlich und unbeständig, tiefer Philosoph, geschickter Minister, gewiegter Politiker und wieder einfältig wie ein Kind von zehn Jahren. Er kennt keine Rachsucht, bittet eine Kränkung gerne ab und ist bestrebt, eine Ungerechtigkeit rasch gutzumachen. Er glaubt Gott zu lieben und fürchtet den Teufel, den er sich noch größer und dicker vorstellt als einen Fürsten Potemkin. Frauen, die ihm gefallen, macht er mit der einen Hand ein Zeichen, mit der anderen schlägt er das Kreuz. Am Fuße eines Muttergottesbildes breitet er die Arme aus, oder er umschlingt den Alabasterhals einer Geliebten. Von seiner großen Gebieterin empfängt er unzählbare Wohltaten und verteilt die Geschenke gleich weiter. Die Kaiserin bedenkt ihn mit Landgütern, er gibt sie ihr wieder zurück oder tilgt heimlich ihre Schulden. Er verkauft und kauft ungeheure Güter, um dort große Säulenhallen oder einen englischen Garten anzulegen, und gibt das Ganze dann weg. Er spielt immer

oder nie und schenkt lieber, als daß er Gläubiger befriedigt. Ungeheuer reich, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, ist er mißtrauisch oder einfältig, eifersüchtig oder dankbar, unwillig oder spaßhaft. Leicht voreingenommen, läßt er sich eben so rasch umstimmen, spricht mit seinen Generalen über Gottesgelehrsamkeit, mit seinen Erzbischöfen über den Krieg. Er liest nie, holt aber die aus, mit denen er redet, und widerspricht, um mehr zu erfahren. Er macht das böseste oder heiterste Gesicht und trägt die abstoßendsten oder liebenswürdigsten Umgangsformen zur Schau. Er sieht, nach Belieben, aus wie der stolzeste Satrap des Morgenlandes oder wie der liebenswürdigste Höfling Ludwigs XIV. Hinter scheinbarer Härte verbirgt er ein weiches Herz. In seiner Tageseinteilung, seinen Mahlzeiten, seinen Ruhestunden und Neigungen ist er phantastisch, will wie ein Knabe alles haben, weiß aber wie ein Großer auf alles zu verzichten. Er ist enthaltsam und spielt den Feinschmecker, ist aber imstande, seine Fingernägel, Äpfel oder Kohlrüben zu benagen. Zürnend oder lachend, spottend oder fluchend, schelmisch oder betend, singend oder nachdenklich, beruft er zwanzig Adjutanten zu sich, ohne ihnen irgend etwas zu sagen. Er verträgt die Hitze besser als irgend jemand und tut so, als ob er an die erlesensten Bäder dächte. Er lacht über die Kälte und macht, als ob er ohne Pelz nicht leben könnte; er ist entweder immer im Hemd ohne Unterhose oder in funkelnder Uniform, geht bloßfüßig oder in goldgestickten Pantoffeln. Er trägt keine Mütze und keinen Hut; so sah ich ihn einmal im Feuer. Entweder kleidet er sich in ein schlechtes Schlafgewand oder in einen prachtvollen Waffenrock, und dann hat er seine drei Ordenssterne, Ordensbänder und das in daumendicke Brillanten gefaßte Bildnis der Kaiserin auf der Brust. Diese Steine scheinen die Kugeln auf sich ziehen zu sollen. Daheim gebeugt und zusammengekauert, zeigt er sich der Armee groß, die Nase in der Luft, stolz, schön, edel, majestätisch oder verführerisch, gleich Agamemnon inmitten der Könige Griechenlands.

Ich sehe einen Vetter der Kaiserin[123]), den man, bescheiden und einfach wie er ist, für den geringsten Offizier der Armee halten könnte. Er ist alles und will nichts scheinen, besitzt alle Talente und erdenklichen Eigenschaften, liebt das Feuer und seine Pflichten und

setzt sich stets einmal öfter der Gefahr aus, als er muß. Er streicht die anderen heraus und schreibt ihnen seine Taten zu. Zartsinnigen Gemütes, voll feinsten und sichersten Geschmacks, liebenswürdig und sanft, läßt er sich nichts entgehen, ist schlagfertig und geistesgegenwärtig. Starr hält er fest an seinen Grundsätzen, ist nur mit mir nachsichtig, aber streng gegen sich und die Übrigen. Außerdem besitzt er die höchste Bildung und ist mit einem Wort ein ausgemachtes kriegerisches Genie.

Dann erblicke ich ein Phänomen aus Ihrem Lande, und noch dazu ein hübsches: einen Franzosen aus drei Jahrhunderten, der die Ritterlichkeit des einen, die Anmut des anderen und den Frohsinn unserer Zeit in sich vereint. Franz I.[124]), der große Condé und der Marschall von Sachsen[125]) hätten sich einen solchen Sohn gewünscht. Im ärgsten, stärksten Kanonenfeuer ist er vergnügt wie ein Maikäfer, lärmt und kräht mir unerbittlich die schönsten Opernarien vor. Er sprudelt, mitten im Kugelregen, die verrücktesten Zitate hervor und überblickt trotzdem alles wunderbar. Der Krieg berauscht ihn nicht, aber er ist wie nach einem reichlichen Abendessen von schönem Eifer beseelt. Nur wenn er einen Befehl überbringt, einen bescheidenen Rat gibt, oder eine Verantwortung auf sich lädt, tut er Wasser in seinen Wein. Er hat sich bei den Seesiegen Nassaus über den Kapudan-Pascha hervorgetan; ich sah ihn bei allen Ausfällen der Janitscharen und den täglichen Scharmützeln mit den Spahis. Er wurde schon zweimal verwundet. Immer Franzose im Herzen, ist er Russe durch Disziplin und gute Haltung. Liebenswürdig und überall beliebt, ist er ein prächtiger Gallier, ein hübscher Bursche, ein tapferer Junge, ein geschmackvoller Pariser Kavalier. So ist Roger de Damas.

Ich finde Russen, denen man sagt: Seid dies oder das, und sie werden es. Sie lernen die freien Künste, so wie „der Arzt wider Willen“ sein Doktorat gemacht hat. Sie sind Infanteristen, Matrosen, Jäger, Priester, Dragoner, Musiker, Ingenieure, Schauspieler, Kürassiere, Maler und Feldscheere.

Ich traf Russen im Laufgraben, die nie abgelöst, im Gewehr- und Geschützfeuer, in Schnee und Kot singen und tanzen. Sie sind geschickt, reinlich, aufmerksam, ehrfurchtsvoll, gehorsam

und suchen in den Augen ihrer Offiziere die Befehle, um ihnen zuvorzukommen.

Ich habe nichts erlebt, was ich für schon dagewesen halten könnte. Ist nicht alles, was ich mitmachte, eigentümlich genug? Habe ich Ihnen das Außergewöhnliche nicht angekündigt? In meinem ersten Briefe sprach ich zum russischen Hofmanne und französischen Botschafter; den zweiten richtete ich an meinen Freund, und den dritten sandte ich dem Schriftsteller. Im sechsten Briefe werde ich mich an eine Art von Soldaten wenden, denn ich glaube, daß Sie mitunter noch die Uniform tragen.

Nr. 36. An den Grafen Ségur.

Aus dem Otschakower Lager, am 1. Oktober 1788.

Wir wären nicht mehr hier, wenn die beiden großen Heere der beiden großen Kaiserreiche nicht gegenseitig so lange höflich gewartet hätten, welches von ihnen den Bug oder die Save zuerst passieren wolle. Hätte man mir gefolgt, so würden sie sich jetzt in Nikopoli, dem Mittelpunkte der großherrlichen Staaten, die Hände reichen. Trachten Sie, irgendwo meine Berichte darüber zu erlangen.

Vor einigen Wochen sah ich den Prinzen von Nassau mit seinen Kanonenbooten gerade im richtigen Momente ankommen, um meinen teuren Prinzen von Anhalt zu retten, der ohne ihn trotz aller Heldentaten umgangen und geschlagen worden wäre.

Man wird hier bei Spaziergängen vom Geschützfeuer so überrascht wie vom Regen. Es beginnt meistens ebenso lächerlich wie grundlos, um nach vier oder fünf Stunden wieder zu enden. Wenn die Beschießungen bei Nacht stattfinden, sind sie das prächtigste Schauspiel. Jetzt spreche ich zu dem Maler. Stellen Sie sich das vor: zwei Feuerlinien, die das Firmament zerreißen, zwei brennende Vorhänge, die ganze Luft heiß wie Lava und einen Himmel, der verdammte Ähnlichkeit hat mit der Hölle.

Ihr Leben, mein lieber S., gleicht dagegen dem Paradiese. Sie glühten immer nur für schöne Frauen, und ich wurde sechs Monate

lang für diese häßlichen Türken geröstet, wirklich geröstet. Wenn ich ein wenig Wind vernahm, öffnete ich meine Tür, da mir aber dieser Wind nur Gluthauch brachte, schloß ich sie so rasch als möglich. Schlangen, Eidechsen und Taranteln schlichen sich öfters durch die übermannshohen Gräser in mein Zelt. Letzthin hat eine dieser Bestien einen Chevau-Leger-Offizier gestochen, dem man den Arm abschneiden mußte. Der Blitz hat einen anderen Offizier und mehrere Soldaten in einem Zelt getroffen. Fast täglich hatten wir im Lager Blitzschläge. Jetzt herrscht eine Hundekälte. Das Holz für die Küche beginnt zu mangeln. Ich verbrenne schon alle meine Wagen. Mit einer Deichsel koche ich mir mein Mittagmahl, mit einem kleinen Rad mein Abendessen.

Von daheim erhalte ich sehr schlechte Botschaften. Einige Generale haben im Banat Unglück gehabt. Der Marschall Lacy hat glücklicherweise durch Eifer und seine gewohnte Unerschrockenheit alles wieder in Ordnung gebracht, gerettet und ausgebessert. Auf dem Rückmarsch wollte er sogar noch Belgrad nehmen. Soll ich Ihnen von Katastrophen erzählen? Ich habe in Kinburn ein Pulvermagazin in die Luft fliegen gesehen; mehrere Generale, Stabsoffiziere und über vier bis fünfhundert Mann wurden dabei getötet oder verletzt. In der Nähe meines Zeltes sah ich sieben am Meeresufer schlafende Jäger sterben, weil ein Unvorsichtiger mit einem Licht einer Kanone zu nahe kam, die er nicht geladen glaubte. Wollen Sie Malerisches hören? Achtzig Segel, die der Kapudan-Pascha an die befestigte Insel Berezan heranzuführen sich bemühte. Heute verkündet er uns mit großem Lärm die schlechten Nachrichten, von denen ich Ihnen sprach, die aber schon verschmerzt sind. Es ist Unsinn, daran eine so lange Kanonade zu verschwenden, die mich verstimmt. Ich glaube, daß ich jetzt zu dem Heere des Marschalls Rumjanzow in die Moldau reisen werde, damit man uns heuer noch ein wenig bei der Eroberung der Walachei hilft, die sehr leicht zu haben wäre. Man könnte noch Ismail, Braila und Galatz besetzen, eine sehr leichte Unternehmung für ein Heer von Helden, das heißt eine Armee Katharinas des Großen. Ich umarme Sie vom ganzen Herzen.

Ansicht der Hauptstadt Jassy in der Moldau.

Welche nach dem vorgefallenen Treffen bey Largo den 18. April 1788. von den K. K. Truppen unter Comando des Oberst Fabry besetzt wurde.

1 Einmarsch der K. K. Truppen nach Jassy. 2 Flucht der Türken nach Largo.

ANSICHT DER STADT JASSY.

Nr. 37. An den Grafen Ségur.

Im Lager von Roman an der Moldawa[126]) oder eigentlich in Jassy, wo ich einquartiert bin, am 1. Dezember 1788.

Hier ruhe ich nach meinen Fahrten aus,
Bojarengäste füllen froh mein Haus.

Ich hatte gehofft, Ihnen eine schöne Erzählung von einem leichten Sieg über Schalin-Ghirai, Fürsten der Krim in partibus, über Ibrahim Nazir[127]) und den Seraskier von Ismail senden zu können. Die Türken, die wie das Wild immer den gleichen Wegrichtungen und Rückzugslinien folgen, versammeln sich zu Beginn jedes Krieges im wirklich berühmten Lager von Roman. Diesmal waren sie geschickt genug, es ganz falsch zu machen, und man hätte sie dort leicht abfangen und schlagen können, wenn man gewollt hätte. Ich hatte auf den St. Georgstag, den Namenspatron des Fürsten, gerechnet, aber ich bin immer vox clamans in deserto. Ich könnte Ihnen ein ebenso anziehendes Portrait schicken, wie die früheren, aber ich behalte es für mich. Unsere fünfzehn- oder zwanzigtausend Mann, die man für fünfzigtausend ausgab, sind soeben abmarschiert.

Ich befinde mich in einem Land, das mir eine Feenwelt scheinen könnte, nachdem ich Neuserbien, das Vaterland der Budiaks, die Tatarei und das Gebiet Bessarabiens verlassen habe. Ein fürchterlicher Winter in einer Scheune inmitten einer Redoute aus Kot und Schnee, ein sechsmonatlicher Feldzug, in dessen Verlauf ich nichts gesehen habe als den Himmel, das Meer und Gräser in einer Ebene von dreihundert Meilen, dünken mich ausreichend, um hier alles prachtvoll zu finden.

Seit meiner Abreise aus Elisabeth-Gorod hatte ich weder ein Haus, noch einen Baum erblickt, außer jene in den Gärten des Paschas an den Festungswerken von Otschakow. Dort habe ich im ärgsten Feuer einige Bäume in der Freude des Wiedersehens geradezu umarmt, ja, ich habe sogar ausgezeichnete Aprikosen gepflückt und verspeist. Ein Wasser, grün wie die Leichen der

fünftausend Türken, die der Prinz von Nassau getötet, verbrannt und ertränkt hat, war das Getränk, das wir fünf Monate lang genießen mußten, wenn wir nicht Wasser aus dem Schwarzen Meere tranken, das nicht so salzig ist wie das an anderen Küsten. Können Sie sich mein Glück vorstellen, als ich auf der letzten Anhöhe vor Jassy einen entzückenden Brunnen fand? Ich habe den Quell geküßt, bevor ich ihn schlürfte und ich verschlang ihn mit den Augen, ehe ich daran meine Lippen labte, die so lange von nichts Erquickendem genetzt worden waren. Ich residiere in einem der prächtigen von den Bojaren im orientalischen Geschmack erbauten Paläste. Hundertfünfzig gleich schöne Behausungen überragen die anderen Wohnstätten in der Hauptstadt der Moldau. Ihre Beschreibung können Sie in meinem Buch über die Gärten nachlesen.

Entzückende Frauen, fast alle aus alten griechischen Familien Konstantinopels stammend, sitzen nachlässig auf ihren Ruhebetten mit ganz nach rückwärts geneigtem oder auf einen schneeweißen Arm gestütztem Kopfe. Die Männer, die Besuche abstatten, liegen fast neben ihnen. Ein ungemein leichter, kurzer und enger Rock verdeckt nur sehr wenig ihre entzückenden Formen, und Gaze läßt die schönen Umrisse ihrer Büste erraten. Auf dem Kopfe tragen sie einen schwarzen oder feuerfarbenen Stoff, der von Diamanten funkelt, welche diese Art von Turban oder Mütze verzieren. Die schönsten weißen Perlen umschlingen ihren Hals und ihre in Schleier gehüllten Arme; aufgenähte Zechinen oder Halb-Dukaten zieren ihre Gewänder. Ich sah Kostüme, die mit fünftausend solcher Goldstücke geschmückt waren. Der Rest ihrer orientalischen Toilette besteht aus gestickten Stoffen oder Gold- und Silbergeweben mit Pelzverbrämung. Die Bojaren kleiden sich in ähnliche Zeuge und ihre Tracht unterscheidet sich von der türkischen nur durch die über roten Käppchen getragene Haube, die einem Turban nicht ähnlich sieht. Die Bojarinnen haben, wie die Sultaninnen, immer einen Rosenkranz aus Diamanten, Perlen, Korallen, Lapis-Lazuli, Achat oder seltenem Holz in der Hand, der ihnen Haltung verleiht, wie unseren Frauen der Fächer. Damit spielen sie und erhalten ihre Finger mit den karminrot gefärbten Nägeln gelenkig. Sie zählen die einzelnen Perlen und haben, wie man be-

hauptet, aus ihren Rosenkränzen eine stumme Sprache für ihre Liebhaber gemacht. Ich meinte sogar einigen mißtrauischen Blicken der Ehemänner zu begegnen, die darnach forschten, ob ich dieses hübsche Liebesalphabet nicht schon ein wenig kennen gelernt hätte. Man erfährt derart sehr leicht die Stunde eines Stelldicheins. Aber, wie machen sie ein solches möglich? Sieben oder acht Diener der Herren und eben so viele junge Mädchen für ihre Frauen sind stets in den Zimmern anwesend. Die männlichen und weiblichen Bedienten sind immer jung und anmutig, und ihre Tracht ist nur um weniges einfacher als die ihrer Herren. Jeder und jede versieht ihre bestimmte Dienstleistung. Der eine bringt beim Eintritt des Gastes eine bis vier Pfeifen. Dann reicht ein hübsches Wesen eine Schale mit eingemachten Rosen und einen kleinen Löffel. Ein anderer verbrennt Wohlgerüche oder versprüht Essenzen, die den Salon mit Duft erfüllen. Dann wird eine Tasse Kaffee gebracht und eine Sklavin kredenzt Wasser. Dies wiederholt sich an einem Tag bei zwanzig Besuchen. Eine Ablehnung dieser Aufmerksamkeiten würde sehr übel aufgenommen werden. Man liegt hier sehr viel, denn die Hitze ist groß. Ich trage mich wie die Bojaren, bei denen ich sehr gerne verkehre, da ich dort ohne Ablenkung denken kann, denn ich verstehe nur ein paar walachische Worte und das von den Damen gesprochene Griechisch gar nicht. Diese verachten die Sprache ihrer Ehegatten. Übrigens reden die Menschen hier recht wenig. Ihre Furcht vor den Türken, die Gewohnheit, böse Nachrichten zu vernehmen, und die Herrschaft, die der Divan in Konstantinopel und der Hospodar ausüben, haben sie in eine unbesiegbare Traurigkeit gebannt. Fünfzig Personen, die sich alltäglich in meinem oder in einem anderen Hause zusammenfinden, machen den Eindruck, als ob sie alle die verhängnisvolle rote Schnur erwarteten, und sehr oft kann man sagen hören: „Hier wurde mein Vater über Befehl der Hohen Pforte umgebracht und hier meine Schwester auf Geheiß des Fürsten.“ Wenn ich auch sage, daß ich die Bojaren besuche, um dort nachzusinnen, so gehe ich eher zu ihnen, um nicht zu denken, denn bei der vierten Pfeife werde ich ganz zum Türken. Ich vergesse alles, habe kein Gedächtnis mehr, und das ist das beste, was ich tun kann, denn

ich bin fern von Ihnen und allem, was mir lieb ist. Ich finde es hübsch, daß die männliche und die weibliche Dienerschaft ihre Überschuhe am Treppenfuße ehrfurchtsvoll stehen läßt, um die schönen Teppiche nicht zu verderben und das Heiligtum, wo ihre Herren ausruhen, nicht zu beschmutzen. Haben die Domestiken die ihnen zukommende Obliegenheit verrichtet, so ziehen sie sich rückwärts gehend zurück, nehmen ihre Pantoffel wieder und knieen sich in einen Winkel. Es gefällt mir, daß man hier nach den Leuten weder zu schellen noch zu schreien braucht. Man ruft sie wie im Serail durch Händeklatschen herbei. Konstantinopel gibt in Jassy, wie Paris für die Provinz den Ton an, und die Moden kommen noch schneller hieher. Das Gelb war die Lieblingsfarbe der Sultaninnen. Deshalb wurde es in Jassy von allen Frauen gewählt. Die großen, langen Kirschholzpfeifen hatten in Konstantinopel die Jasminrohre verdrängt, deshalb haben auch wir hier nur mehr Kirschholzpfeifen, wir Bojaren. Diese Herren gehen niemals zu Fuß und sind faul wie die Türken. Die Frauen könnten aber füglich auf ihre starken Bäuche verzichten. Doch gilt dies als solche Schönheit, daß eine Mutter mich um Entschuldigung bat, weil ihrer Tochter noch der Bauch fehle. „Er wird aber bald kommen," sagte sie, „denn jetzt ist es eine Schande, sie ist gerade und schlank wie ein Schilfrohr." Die asiatischen Trachten und Umgangsformen machen die Schönen noch schöner, die Häßlichen, die aber hierzulande recht selten sind, noch häßlicher. Es ist mir widerfahren, daß ich im Halbdunkel der Räume Frauen für Pelze hielt, die man auf den Ruhebetten vergessen hatte. Daran ist ihre Art zu sitzen oder im Kreise zu liegen schuld.

Die Bojarenmädchen werden wie die türkischen Frauen im Harem hinter vergoldeten Holzgittern eingesperrt gehalten. Zwischen diesen Stäben können sie die Männer betrachten und einen Gemahl erwählen. Dieser erblickt die Zukünftige aber erst vor der Brautnacht nach der kurzen Trauungszeremonie der griechischen Kirche.

Ich habe ein reizendes Fest gegeben, das wunderbar gelungen ist. Ich hatte hundert Edelleute und ihre Frauen zum Nachtessen geladen. Diesem folgte ein Ball, wo man den pyrrhischen und

andere griechische Tänze, sowie Reigen aus der Moldau, der Türkei, der Walachei und Ägypten zeigte. Hier erst erkennt man den Ursprung einer Unterhaltung, die so dumm ist, wenn sie keinen Zweck hat. Der Tanz konnte einst nur zweierlei Veranlassung haben: Freude nach erkämpften Siegen oder, in ruhigeren Zeiten, die Liebe. Man ist aber friedlich gesinnt in Jassy, trotz des Kriegslärmes, der die Stadt stets erfüllt, wenn die Fahne Mohammeds vor den Augen des türkischen Volkes entrollt wird.

Bei dieser Kurzweil nun faßt man sich an den Händen, um sich nicht mehr los zu lassen. Man macht mehrere Schritte in der Runde, oder man schreitet einander auch entgegen. Man blickt sich an, trennt sich fast, man hält sich zurück, nähert sich, ich weiß nicht wie, man sieht sich wieder an, man versteht sich, errät sich, gibt sich den Anschein der Liebe.... Dieses Tun erscheint mir sehr vernünftig. Ich für meinen Teil habe mich vortrefflich unterhalten, als ich schweigend neben einigen Bojarinnen saß. Nach etlichen Tassen Kaffee, ausgelöffelten Tränken, geschlürftem Rosensyrup und mindestens sechs Pfeifen merkte ich schließlich, daß ich allein war.

Die Lage dieser Leute sucht ihresgleichen. Die Russen verdächtigen sie geheimer Neigungen für die Österreicher, diese glauben wieder, daß sie es mit den Türken halten, und so wünschen sie den Abzug der einen ebenso sehnlich, wie sie die Wiederkehr der anderen fürchten.

Oh, ihr Schiedsrichter über das Schicksal der armen Sterblichen, denen ihr so oft die Waffen in die Hand gedrückt habt, heilet doch die Übel, die ihr der Menschheit zufügt! Ihr traget größere Verantwortung als wir, die wir nur eure Werkzeuge sind. Dienet den Völkern und gleichzeitig der Politik mehrerer Reiche, indem ihr diese Armen in der Moldau in Frieden laßt. Ihr Land ist so schön, daß ganz Europa aufschreien würde, wenn man sich seiner bemächtigen wollte. Machet sie unabhängig von den Tyrannen des Orients! Mögen sie sich selbst regieren, und an Stelle ihres Hospodars, der notgedrungen ein Despot und ein Spitzbube ist, um mit der Pforte auszukommen, setze man über sie zwei Bojaren, die nach drei Jahren wieder aus dem Amte scheiden müssen. Da

sie nach dieser Zeit wieder zurücktreten, werden sie keine Mißbräuche wagen, die sie schwer büßen würden.

Mögen ihnen die vermittelnden Höfe beim Friedensschluß ein kleines Gesetzbuch schenken, ein ganz einfaches, das vor allem nicht von Philosophen geschrieben sein dürfte, sondern von einigen biederen Rechtsgelehrten, die das Klima, den Charakter, die Religion und die Sitten dieses Himmelsstriches kennen, und den beiden großen und mächtigen Herren, in deren Händen die Regierung liegt, eine möglichst reiche Machtfülle einräumen.

Welch' hohe Aufgabe für Ihre Seele und Ihren Geist! Werden Sie aber Montesquieu[128]) und Louvois[129]), wenn Sie können, ohne aufzuhören, Racine, Horaz und La Fontaine zu sein! Wirken Sie auf irgend eine Art für meine lieben Freunde in der Moldau. Sie behandeln mich gut. Ich liebe alles an ihnen und besonders ihr Idiom, das an ihre römische Abstammung erinnert. Es ist ein harmonisches Gemisch aus Latein und Italienisch. So heißt „draga mi" = ich liebe Sie. Vermag ich meinen Brief besser als mit diesem Bekenntnis zu schließen, das ich Ihnen in mindestens zwölf Sprachen sagen könnte, und das Sie mir, deß bin ich sicher, in gutem Französisch zurückgeben?!

Nr. 38. An den Fürsten Kaunitz.

Aus Jassy, im November 1788.

Ich habe, mein Fürst, rechtzeitig Ihren Befehl erhalten, mich über das Betragen der russischen Emissäre oder Kommissäre gegen die Montenegriner zu beschweren. Man begann, auch uns mit Recht zu tadeln, aber es gibt Tücken auf beiden Seiten. Die Russen, die der barbarische Peter I. zivilisieren wollte und neun Jahre lang schlagen und töten ließ, um sie siegen zu lehren, was sie vor ihm verstanden, diese Russen sind so listig, wie nur je. Ihre Methode, die Albaner und ihre gesamten Nachbarn den Österreichern abspenstig zu machen, ist sehr gefährlich; denn über ein griechisch-katholisches Volk zum andern nähert man sich schließlich Ungarn.

Ein Genieoffizier, den ich Eurer Durchlaucht nicht nennen werde, war beauftragt, den Pascha von Chotin zur Kapitulation

aufzufordern und sagte ihm angesichts seiner Garnison: „Mißtrauen Sie den Russen, liefern Sie sich ihnen nicht aus und trachten Sie, sich dem Prinzen von Koburg zu ergeben. Die Russen haben gedroht, daß sie Eure Frauen schänden und Euch Männern die Eingeweide ausreißen würden.“ Ich habe zwar geschworen, daß das nicht wahr sei, und dies ist die einzige Lüge, die ich mir erlaubt habe. Denn ich weiß, mein Fürst, daß man Ihnen mit Lügen schlecht dient, weil Ihre große Politik auf der Wahrheit beruht. Meine Taktik besteht darin, mich als verlorener Sohn zu benehmen, auf die Gefahr hin, im Stiche gelassen zu werden. So habe ich dem Fürsten Potemkin zum Beispiel gesagt, daß ich ihn zum Hospodar der Moldau und der Walachei ausersehen hätte, wenn er am Ufer des Schwarzen Meeres bis zur Donau marschierte und Rumjanzow in Bukarest einrücken ließe. „Mir liegt sehr wenig daran,“ meinte er, „ich wette, daß ich, wenn ich wollte, König von Polen würde. Ich habe es abgelehnt, Herzog von Kurland zu werden, ich bin weit mehr als das.“ „Machen Sie wenigstens,“ antwortete ich, „diese beiden Länder (die Moldau und die Walachei) beim Friedensschluß von den Türken unabhängig. Trachten Sie, daß sie unter dem Schutze der beiden Kaiserreiche von ihren Bojaren regiert werden.“ „Wir werden sehen,“ erwiderte er.

Eure Durchlaucht werden besser als irgend jemand anderer die Moral der Ihnen gewiß bekannten Fabel von der Lerche[130]) und ihren Jungen befolgen und verstehen, daß man sich nur auf sich selbst verlassen darf. Sie wissen auch, daß man nur darum Bündnisse eingeht, um nicht noch mehr erklärte Feinde zu zählen. Mein Koloß Potemkin wird sich vielleicht eines Tages in Bewegung setzen. Er ist das Abbild des russischen Reiches. Aber dieser Koloß ist besser genährt, der andere wird beim Wachsen dünner. Gott erhalte uns die unsterbliche Kaiserin! Da sie dies aber leider nur in der Geschichte sein wird, so glaube ich, daß man dem Großfürsten möglichste Aufmerksamkeit schenken sollte. Er wird Millionen Mißbräuche abschaffen und andere hervorrufen. Er ist zur Arbeit fähig, ändert aber seine Ansichten und Freunde zu oft, um einen Günstling, einen Berater oder eine Geliebte an sich fesseln zu können. Er ist rasch, hitzig, unbeständig und wird vielleicht eines Tages zu fürchten

sein, wenn ihm seine Mutter das Reich überhaupt vererbt. Ich meine aber, daß sie eher an den kleinen Großfürsten Alexander denkt, wenn sie dazu Zeit findet. Denn sie hält ihren Sohn im gleichen Maße von den Geschäften fern, wie sie ihren Enkel dazu heranzieht. Sie bereitet ihn trotz seiner Jugend zur Regierung vor. Sein Vater ist gegenwärtig ganz preußisch gesinnt, aber vielleicht hält er es wie der Dauphin, der fromm war, weil Ludwig XV. dem Unglauben huldigte.

Hier noch ein Beitrag zu diesem Bildnis. Pauls Geist ist falsch, sein Herz gerade, sein Urteil rein zufällig; er ist mißtrauisch, empfindlich, liebenswürdig in Gesellschaft, halsstarrig in der Politik, begeistert für Billigkeit, aber jähzornig und unfähig, die Wahrheit zu erkennen. Er trotzt, spielt den Verfolgten, obwohl die Zarin wünscht, daß man ihm den Hof mache und ihm seine Vergnügungen möglichst erleichtere. Wehe dereinst seinen Freunden, seinen Feinden, seinen Verbündeten und seinen Untertanen! Außerdem ist er sehr sprunghaft; aber während der kurzen Zeit, wo er etwas wünscht, liebt oder haßt, geschieht es mit Nachdruck und Dickköpfigkeit. Er verabscheut sein Volk und hat mir einst in Gatschina Dinge darüber gesagt, die ich nicht wiederholen kann.

Ich habe nur in drei Punkten Erfolg erzielt: Ich habe das Kommando der Flottille dem Prinzen von Nassau übertragen lassen, der sechsunddreißig große und kleine Schiffe genommen oder verbrannt hat, fünftausend Mann tötete oder ertränkte und fünfhundertachtundsiebzig Geschütze erbeutete. Ich bewog einen Marschall zum Überschreiten des Bug, den anderen zum Passieren des Dnjestr.

Ich darf wohl auch noch Chotin meinen militärischen Verdiensten zuzählen, da es mir durch großen Aufwand an Kurieren gelungen ist, die Russen zum Angriff auf den Platz zu ermuntern. Auch politisch kann ich dies für mich in Anspruch nehmen, da ich die Kaiserin dazu brachte, uns die Festung zuzusagen, wie immer der Frieden auch ausfallen möge. Ich bitte Eure Durchlaucht, mir immer in jener Gnade gewogen zu bleiben, die Sie mich, seit meiner Kindheit, häufig Ihren Sohn nennen ließ. Ich strebe nach diesem Titel durch die Liebe und die Ehrfurcht, die ich Ihnen geweiht habe.

Nr. 39. An den Prinzen Karl.

Aus unserem Hauptquartier Elisabeth-Gorod, am 12. Mai 1788.

Was soll ich Dir, mein lieber Karl, sagen, was Du noch nicht wüßtest? Wie soll ich meine Gefühle beim Lesen eines Briefes Seiner Majestät wiedergeben, eines Schreibens voll Güte und Gnade und ehrenvoller für Dich als alle Pergamente, Titel, Diplome und Dekrete. Es enthält für uns beide derart rührende Worte, daß ich, zwar längst über das Alter hinaus, wo man leicht weint, beim Lesen dieser Stelle unmöglich die Tränen zurückhalten konnte. Alle Generale und Offiziere, Tscherkessen, Saporogen, Tataren, Kabardier[131]), Deutsche, Russen, Kosaken usw. haben sich denn auch in Scharen bei mir eingefunden, um mir reizende Dinge zu sagen, die ich niemals vergessen werde.

Der Vater und zärtlichste Freund meines Karl war sicherlich sehr gerührt über die Ehre, die Du Dir selbst bereitest, und die alles übertrifft, was ich in meinem Leben jemals geleistet habe. Aber der General von Ligne hat schwer darunter gelitten. Kannst Du Dir, mein Sohn, vorstellen, wie schön für Dich und mich der Augenblick gewesen wäre, wo Du mir geholfen hättest jene Böschung zu erklimmen, die nun Du als Erster bestiegen hast?

Mein Gott, wie dumm wird man doch durch die große Entfernung! Ich, der ich Dich bei Hühnerwasser mit kaltem Blut einen Armschuß abfangen gesehen hätte, bin hier unruhig wie ein Frauenzimmer. Allerdings ist es von diesem Zustand nicht weit zur Würde eines Ministers. Trotzdem habe ich mir die Möglichkeit gesichert, gelegentlich mit einigen Chevau-Leger-Regimentern eine tüchtige Attake zu reiten. Bisher habe ich nur an der Spitze von zehn Ulanen fünf oder sechs betrunkene preußische Husaren angegriffen; Du wirst einräumen, daß dies nicht gerade der denkwürdigste Augenblick dieses Jahrhunderts gewesen sein kann. Ich will mich nicht in diese Carrés einschließen, wo man sich wie in einer Schachtel verbirgt und förmlich ein Tor aufmachen muß, um hinein und wieder heraus zu kommen.

An einem Schlachttage findet man immer Gelegenheit zu kommandieren, wenn man dazu Lust hat, und so bin ich sicher,

daß dort, wo ich sein werde, nur mein Wille geschehen wird, wenn ich auch kein eigenes Korps zu führen habe. Ich habe schon alles weg, was dazu notwendig ist, und fange auch an, ziemlich gut Russisch zu verstehen.

Glaubst Du nun, mein Karl, daß ich recht hatte, als ich Dich immer bei der Genietruppe dienen lassen wollte? Nun hat sich das Genie einmal in Dir geregt, was ich ja vorgeahnt hatte. Bist Du aber nicht auch zufällig ein wenig verwundet? Darüber berichtest Du mir allerdings nicht.

Lasse niemals einen Kurier Seiner Majestät abgehen, ohne ihm einen Brief für mich mitzugeben. Tausend Grüße meinem Kameraden Rouvroy, den ich um sein Schicksal und seine Verwundung beneide. Der arme Poniatowski! Es wäre fürchterlich, wenn ihn ein Los ereilte, wie seinen Vater! Er gleicht ihm zwar an Tapferkeit, militärischem Geist, persönlicher Anhänglichkeit an Seine Majestät, Großmut usw., aber hoffentlich trifft ihn nicht das nämliche Unglück. Umarme ihn für mich!

Nr. 40. An den Prinzen Karl.

Aus dem Hauptquartier des Marschalls Rumjanzow in Polen, am 8. Juni 1788.

Wenn Du mich mein lieber Karl fragst, wie es mir geht, so werde ich Dir erwidern, immer gleich. Ich eile zu den Armeen, zu den Marschällen, um sie zur Tätigkeit anzuspornen. Hier aber ist der Teufel mit im Spiele, wenn sich die Russen auch recht eifrig bekreuzen. Ich konnte nichts besseres tun, als diesen Spötter und Schmeichler, der sich auch meinen Bewunderer nennt, zu verlassen und nach Kaminiecz zu eilen. Oh, wie verliebt wäre ich jetzt, wenn ich noch ein Herz besäße! Die Statthalterin, diese herrlich schöne, von der ganzen Erde gekannte und bewunderte Griechin, hat mich im Reisewagen bis auf halbe Kanonenschußweite an die Befestigungswerke von Chotin herangeführt, von wo einige Schüsse über unsere Köpfe hinweg abgefeuert wurden. Ich gestehe, daß ich viel beflissener war, die empfindlichste Stelle dieser schönen Frau zu finden, als an der Festung nach einem geeigneten Angriffspunkte zu spähen.

SOPHIE DE WITT-POTOCKA.

Ich bin bei ihr zu Gast, aber welcher Hexensabbath herrscht hier! Die ganze Nacht hört man das Klirren von Ketten. Zuerst dachte ich an Gespenster; dann aber merkte ich, daß sich ihr Gatte, der Kommandant von Kaminiecz, nur von Leuten bedienen läßt, die zur Zwangsarbeit verurteilt sind. Welcher Gegensatz zwischen diesen Verbrechergesichtern und der Schönheit, die sie unter dem Zwang des Stockes betreuen müssen! Nur der Koch ist kein Sträfling; das Verfahren ist sparsam aber schrecklich.

Ich wünsche, mein lieber Karl, daß mir Otschakow (denn ich kehre zu Potemkin zurück, nachdem ich mit dem Manne hier noch weniger anzufangen weiß) irgend etwas glorreiches nach Deiner Art bescheere. Du wirst mich in den Tod treiben, denn ich will, daß Dein Vater Deiner würdig sei. Du hast an mich gedacht, sagst Du? Du bist erhaben und rührend. Du hast für mich gearbeitet, und ich werde für Dich wirken. Ich sende Dir auf fünf- oder sechshundert Meilen Entfernung einen herzlichen Gruß.

Nr. 41. An den Prinzen Karl.

Aus dem Steppenlager in der Tartarei am 30. Juli vor Otschakow 1788.

Deinen preußischen Offizier werde ich unterbringen. Den Fürsten Potemkin vermag ich nicht bis zum Liman vorwärts zu treiben, aber Offiziere kann ich befördern. Ich habe schon Generale und Majore ernannt. Du freilich hast Deine Lorbeerernte eingebracht und kannst über derlei lachen.

Hier herrscht noch immer die gleiche Untätigkeit. Sie stammt zu einem Drittel aus Furcht, einem Drittel aus Tücke und einem Teil aus Unwissenheit. Könnte ich nur bis zum Schlusse dieses Feldzuges ein Viertel Deines Ruhmes gewonnen haben! Deine Briefe sind fröhlich und tapfer wie Du selbst; sie zeigen Dein Gesicht.

Im übrigen fühle ich mich hier sehr unglücklich, aber Sarti mit seinem ausgezeichneten Orchester macht Musik. Du kennst sie ja, mit ihren dreißig Cis und dreißig Dis. Oftmals haben wir kein Brot, dafür aber Kuchen und Makronen, keine Äpfel oder Birnen, aber Töpfe mit Eingemachtem, keine Butter, aber Gefrorenes, kein Wasser, aber alle Sorten Wein, kein Holz für die

Küche, aber Scheiter von Aloeholz zum Erzeugen von Wohlgerüchen. Wir dürfen hier die wunderschöne Frau Michael Potemkin[132]) bewundern, ferner die reizende Frau Skawronska[133]), eine zweite Nichte des Veziers oder Patriarchen Potemkin, der sich seine Religion je nach Belieben zurechtlegt, und endlich Frau Samoïlow[134]), eine noch hübschere Nichte. Für diese habe ich in dieser Wüstenei ein Proverbe verfaßt, an dem sie Gefallen fand, denn sie sagte mir: „Spielen Sie mir noch so ein Rätsel vor!"

Willst Du eines meiner unschuldigen Vergnügen kennen lernen? Ich lasse meine Dromedare aus, wenn sich die hohen Herren einmal zufälligerweise auf den Kriegspfad begeben. Bei einer solchen Gelegenheit sind neulich zwei oder drei Generale vom Pferde gefallen, die eine Hälfte ihrer Begleitschwadron wurde umgeworfen, die andere ging durch.

Ach, mein Karl, wann werden wir uns in Stambul oder in Belœil wiedersehen? Wenn sich der Kaiser und mein russischer General nur endlich darüber einigen wollten, wer von ihnen die Save oder den Bug zuerst überschreiten solle! Aber der eine wartet auf den anderen, so wie man sich bei einer Pforte um den Vortritt streitet. Wie bald könnten wir dann die Hohe Pforte über den Haufen geworfen haben und uns dort treffen, wo ich gesagt habe! Indessen behalten wir einander lieb, wo immer wir uns auch befinden mögen.

Nr. 42. An Kaiser Joseph II.

Semlin, im Mai 1789.

Hier erwarte ich den Marschall Hadik, der gleichzeitig mit mir abgereist ist, aber nicht so rasch ankommen wird. Er läßt mir die Freude, beide Heere[135]) so lange zu befehligen, bis ich nur mehr das bei Semlin lagernde kommandieren werde, worüber ich allein Eurer Majestät und ihm Meldung zu erstatten habe. Hier traf ich jedermann voll guten Willens an; man war erfreut, mich zu sehen.

Ich beklage mich nicht über zwei oder drei eingebüßte Köpfe. Wollte ich darüber Rechenschaft verlangen, so würde mir der Pascha im Austausch andere schicken, die er abschneiden ließe,

um seine Türken für das Überschreiten der Save während des Waffenstillstandes zu bestrafen. Ich werde auch sonstige kleine Widrigkeiten ruhig hinnehmen, und mein erster Gegenzug wird ein ernstlicher Angriff ohne vorherige Verständigung des Paschas sein. Wir sind dieser Pflicht enthoben, und der gute Osman wird überrascht werden. Ich habe den Türken ungefähr zwanzig Gefangene zurückgeschickt, weiß aber nicht, ob ich dies aus Güte getan habe, oder um diesen Osman, der übrigens kaum weiß, was geschieht, noch mehr ins Unrecht zu setzen. Es waren arme Uferbewohner der Save, die den Fluß passiert haben, um Gras zu mähen. Sie dachten, daß ich sie zur Unterhaltung köpfen lassen würde. Ein alter kleiner Derwisch weinte, weil er nach der Erklärung des Dolmetsch fürchtete, seine Frau und seine Kinder nicht mehr wieder zu sehen. Ich kann meine Freude angesichts der Rührung nicht schildern, mit der sie bei ihrer Freilassung tausend Segenssprüche sprachen. Schreiend hoben sie ihre Hände zum Himmel und riefen Allah für mich an. Ich weiß nicht, ob ich recht getan habe, mit einer großen Eskorte über die Save zu gehen, um Belgrad in der Richtung nach Widdin und Nisch zu rekognoszieren. Ich bin bis zum Avalagebirge[136]) vorgedrungen, von wo mich der Gestank der dort horstenden Adler, die alle Äser in ihre Nester tragen, zurücktrieb. Fast hätte ich diesen Spazierritt bereuen müssen. Vierhundert Spahis waren aus der Stadt gekommen, um einige in den Wäldern verborgene Auswanderer nach Syrmien zu enthaupten. Während ich, kleine Patrouillen rechts und links aussendend, zu entkommen eilte, dachte ich, daß ich Christen wohl einige Gefangene überließe, um nicht selbst gefaßt zu werden. Den Türken aber auch nur einen einzigen Husaren auszuliefern, erschien mir wie ein Vatermord, umso mehr als ich merkte, daß sie schon Köpfe erbeutet hatten. Denn während ihres Rückmarsches jenseits der Save hörte ich sie singen und Freudenschreie ausstoßen, obwohl sie sonst nicht sehr fröhlich sind. Sie beschossen mich vom anderen Ufer aus, und mein tapferer und treuer Generaladjutant Bolza[137]) hob eine ihrer Kugeln zu meinen Füßen auf. Ich habe in Semlin einen Probealarm machen lassen, um zu sehen, ob jeder seinen Posten und meine Instruktionen

kenne. Die von Eurer Majestät erbaute große viereckige Redoute und alle anderen Verteidigungspunkte waren in einer halben Viertelstunde besetzt. Die Türken haben den Ramasan mit einer Beschießung gefeiert, die, ohne böse Absicht, fast bis in mein Lager reichte. Ich werde ihnen dies bei der ersten Gelegenheit, ebenfalls ohne jede schlechte Laune, heimzahlen, just als ob dies unsere Gewohnheit wäre. Es wurde niemand getötet. Sie pflegen dreipfündige, in Fetzen gehüllte Bomben aus vierundzwanzigzölligen Geschützen abzufeuern. Einige dieser Geschosse sind über mein Haus hinweggeflogen.

Nr. 43. An Kaiser Joseph II.

Belgrad, im November 1789.

Die Erlaubnis Eurer Majestät, mich Ihnen zu Füßen zu legen und in Wien zu verweilen, bis ich die aus Syrmien rückkehrende Armee nach Mähren oder, wie ich hoffe, nach Schlesien führen darf, erfüllt mich mit Freude. Ich bin, Sire, für Gnaden empfänglicher, als für Ungnade. Die unaufhörliche Mühe mit der Belagerung von Belgrad und das Fieber, das allem Chinin trotzte, haben mich daran verhindert, den Kummer voll auszukosten, den mir der fürchterliche Satz in Ihrem Schreiben bereitete: „Machen Sie sich darauf gefaßt, die Beweise meiner Unzufriedenheit zu verspüren, da ich weder willens noch gewöhnt bin, meine Befehle nicht befolgt zu sehen.“

Vor zwölf Jahren, im bayrischen Kriege, hatte ich mit meinem Betragen Glück gehabt, und Sie, Sire, haben mir dafür gedankt. Diesmal hatten Eure Majestät mir durch meinen rückkehrenden Kurier, den Hauptmann Jakobiska, aufgetragen, nur Stafetten zu senden, weil die fremden Gesandten in Wien immer auf Nachrichten lauern. Wenn ich dennoch meinen Adjutanten absandte, so geschah es, weil der Graf von Choiseul[138]) aus Konstantinopel schrieb, es läge ihm sehr viel daran, seine höchst wichtige Depesche dem Marquis de Noailles[139]) sehr sicher und sehr direkt zukommen zu lassen, damit ihr Inhalt dem Fürsten Kaunitz mitgeteilt werden könne. Mein Bote ist in Laxenburg geblieben, um in Wien kein Aufsehen zu erregen. Die Stafetten schlafen, betrinken sich oder

DIE EROBERUNG VON BELGRAD DURCH DIE
ÖSTERREICHISCHEN TRUPPEN.

sie werden gar ermordet. So hat man mir erst neulich Briefschaften zurückgebracht, an denen Blut und Gehirn eines armen Teufels klebten, der im Banat umgebracht worden war.

Sire, ich bitte um Vergebung, daß ich über Ihren Zorn nicht mehr Unruhe empfunden habe, aber ich kenne Ihre Gerechtigkeit zu gut. Ich habe mich nach den vertrauensvollen und freundschaftlichen Sätzen zurückgesehnt, die mir Eure Majestät im vergangenen Jahr schrieben, aber nicht an der Wiederkehr Ihrer Gnade gezweifelt, nicht einmal nach der mir gewordenen strengen Ordre, Belgrad, Esseg oder Peterwardein als Winterquartier zu wählen, anstatt zu meiner Erholung nach Wien zurückkehren zu dürfen. Ich dachte: Einer meiner Adjutanten hat während des ärgsten Aufruhres eine ganz ungehörige Reise nach den Niederlanden unternommen, und dies mache Eure Majestät vielleicht glauben, daß ich irgendwie die Hand dabei im Spiele hätte und Beziehungen zu den Unzufriedenen unterhielte. Dies kann aber, tröstete ich mich, nicht von langer Dauer sein. Seine Majestät wird sich besinnen und dann finden, daß dies unmöglich ist.

Inzwischen, Sire, habe ich mich an Ihnen gerächt. Ich schrieb der Königin von Frankreich und flehte sie an, Ihnen den Doktor Seiffert[140]) zu schicken, der das große Talent besitzt, das Leiden Eurer Majestät rasch zu heilen. Ich wünsche, daß Sie den Arzt nicht mehr brauchen, oder daß er alsbald einträfe. Nichts liegt mir mehr am Herzen, Sire, als Ihr Ruhm und Ihr Leben, für welches ich das meine hingeben möchte. Ich werde es vor Neisse freudig aufs Spiel setzen, wenn der Marschall Laudon vor diese Stadt marschieren darf, um den König von Preußen an der Einmengung in unsere Angelegenheiten zu verhindern, denn mir scheint, er wagt es, den Vermittler spielen zu wollen.

Nr. 44. An den Grafen Ségur.

Am 1. Juni 1789 in meinem Hauptquartier Semlin.

Im Winter hätte ich Ihnen das sagen können, was Sie nicht wußten, seither aber nur Bekanntes. Ich schreibe aber nur dann gerne, wenn ich die Antwort nach einigen Stunden erhalten kann.

In Paris liebte und schrieb ich niemals über die Brücken hinüber. Als wir noch, nur durch eine Wand bunten Tafts von einander getrennt, gemeinsam den Borysthenes befuhren auf einer der Galeeren jenes Triumphzuges, hatte ich auf Ihr Morgenbillett bloß einige Minuten zu warten.

Eine Art von Waffenstillstand oder eigentlich eine Gewährung friedlicher Nachbarschaft gönnt mir die Zeit, den Türken in einem prachtvollen Zelt, so türkisch wie sie selbst, auf meinem Donauufer Konzerte zu geben. Jenseits des Flusses lauscht die ganze Garnison von Belgrad. Gleich dem König von Spanien, dem Farinelli[141]) vierzig Jahre lang tagtäglich das gleiche Lied singen mußte, lasse ich mir allabendlich die Cosa rara[142]) vorspielen, die dadurch ihre wichtigste Eigenschaft einbüßt. Sehr schöne Jüdinnen, Armenierinnen, Illyrierinnen oder Serbinnen, Semlins hoher Adel, hören zu.

Wenn einige Muselmanen die Linien überschreiten, so züchtige ich sie dafür. Osman Pascha ist mir dankbar und klagt über den Ungehorsam der Seinen.

Da ich Neckereien Entschuldigungsbriefen vorziehe, ließ ich neulich unvermutet meine gesamte Artillerie scharf schießen, um den abgeschnittenen Kopf einer Feldwache des Mihaljevič zu rächen. Ich mußte nämlich einen kleinen Sieg in der Moldau oder im Banat durch Freudensalven feiern lassen. Ich hatte vollen Erfolg; denn am Fuße der Festung wurden acht Neugierige getötet. Der Pascha hat dies offenbar ganz natürlich gefunden, ich hatte aber auf seinen Ärger gezählt. Ich beklage mich nicht über einige Schüsse, die, zum Spaß abgefeuert, meine Spaziergänge stören. Aber ein Oberstleutnant unserer Vorpostenlinie bei Panczova nahm es krumm, daß man einen Hauptmann enthauptete und beklagte sich bei Aga Mustapha. Dieser antwortete ihm folgendermaßen: „Ich begrüße Dich, Nachbar Terschitz. Du sagst, daß wir Waffenstillstand haben, aber ich kenne mich nicht aus in diesen Dingen. Du sprichst mir vom Pascha von Belgrad. Der geht mich nichts an. Du bietest mir Deine Dienste für den Notfall an. Vernimm, daß die Hohe Pforte es mir an nichts fehlen läßt, und daß ich nur Dein Blut zu trinken wünsche. Du sagst, daß ich mich auf

Dich verlassen könne. Wisse, daß man sich in dieser Zeit auf niemanden verlassen kann. Ich grüße Dich, Nachbar Terschitz.“

Namens des Nachbars Terschitz gab ich diese Erwiderung: „Ich begrüße Dich, Nachbar Mustapha. Dein Brief ist eines Türken würdig. Ich bin froh darüber, denn ich dachte, daß es keine Türken mehr gibt. Du sagst, daß Du mein Blut trinken willst. Ich mache mir aus dem Deinen gar nichts. Denn was ist auch weiter an dem Blute eines Agas? Tu' was Du willst. Komme, wenn Du kannst. Ich habe meinen Leuten befohlen, Dich mir bei der ersten Gelegenheit als Gefangenen vorzuführen. Ich spüre ziemliche Lust, Dich zu sehen. Guten Tag, Aga Mustapha.“

Neulich beging ich eine kleine Unvorsichtigkeit. Ich hatte an Osman Pascha wegen eines Kuriers des Herrn von Choiseul zu schreiben, der mir hie und da Boten schickt. Ich überbrachte selbst den Brief, das heißt, ich und mein Dragoman fuhren in einer kleinen Barke unter der Parlamentärflagge an den Fuß der Festungswerke, um den von mir gewählten Punkt für den Angriff zu erkunden, der, wie ich hoffe, spätestens in ein oder zwei Monaten erfolgen soll. Ich hatte Zeit alles zu überblicken, bis eine Barke zu meinem Empfange und zur Entgegennahme des Schreibens nahte. In dem Boote saß über ein Dutzend prächtiger und scheußlicher Gestalten, denn bei den Türken gibt es kein Mittelding. Ich schmeichelte ihnen durch eine Ansprache mit den dreißig türkischen Worten, die ich kann. Zwei oder drei Schnauzbärte lächelten darüber, die anderen aber flößten mir einen furchtbaren Schrecken ein. Ich erinnerte mich, daß sie mich vielleicht am Saveufer Adler und Möven schießen gesehen hätten. Ich trug einen großen, weißen Mantel und einen schlechten Hut mit heruntergeschlagener Krempe und hörte, wie sie den Dolmetsch, der mich als den französischen Sekretär des Seraskiers von Semlin bezeichnete, nach mir ausforschten. Ein abscheulicher Türke, ein Kerl mit einem wahren Teufelsgesicht, übernahm ziemlich unwillig meine Sendung an den Pascha. Ich kam mit einem recht unbehaglichen Moment davon und ließ mich so rasch als möglich zurückrudern. Leben Sie wohl, mein lieber S., ich verlasse Sie, um zehn schöne Verstärkungsbataillone zu besichtigen, die aus Österreich eingetroffen sind. Könnte ich

mich ihrer nur bald bedienen! Ich möchte, daß man mir das Überschreiten der Save bei Schabatz erlaubte, um mich zu überzeugen, ob es wirklich, wie man behauptet, einen Abdy Pascha gibt. Auch möchte ich feststellen, ob der Pascha von Travnik und der berühmte Mahmud aus Skutari wirklich gekommen sind. Ich möchte die Ebene bis unter die Geschütze von Nisch säubern. Ohne die Beunruhigung, die uns dieser Abdy Pascha bereitet, ginge unsere Belagerung viel rascher vor sich. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Nr. 45. An den Grafen Ségur.

Aus Belgrad, am 18. Oktober 1789.

Jetzt sind wir drinnen in diesem Bollwerk des Orients, dessen Pforten wir nicht mit Rosenfingern, wie die Morgenröte, aber mit feurigen Fingern erschlossen haben. Die Kühnheit und Raschheit des Saveüberganges, die Schnelligkeit des Aufmarsches und des Eindringens in die Linien des Prinzen Eugen, die treffliche Erkundung bis an die Palissaden heran, alles dies ist das Werk von vierzehn Tagen und würdig der schönsten Taten des Marschalls Laudon. Er erhitzte uns den Kopf und verwirrte den der Türken. Ich habe ihre Kanonen demontiert. Er griff Belgrad auf dem rechten Saveufer an, und ich war auf dem linken der blitzetragende Adler dieses Zeus. Die Einnahme der Festung wurde durch die Erstürmung der Stadt gesichert, ein Werk der glänzendsten, ausgezeichnet vorbereiteten und hervorragenden Führung des Grafen Browne, eines würdigen Neffen des Marschalls Lacy. Während dieser prachtvollen und tatkräftigen Unternehmung machte ich mit meiner Flotte eine Diversion auf der Donau. Dann verdoppelte ich das Feuer meiner Batterien, um den Verlust einiger Tage und zahlreicher Kämpfer beim Angriff auf den Wallgang wieder gut zu machen. Außerdem errichtete ich eine weitere Batterie auf einer Insel, hundertfünfzig Klafter vor der Festung, die sofort kapitulierte.

Mit großer militärischer Freude, aber aufrichtigem philosophischen Schmerz sah ich zwölftausend auf die armen Ungläubigen

abgeschossene Bomben die Luft durchfliegen. Ich hörte nur ihre Schreckensrufe, denn das Jammern der Verwundeten erstickten Gefechtslärm und Tod. Verlassen wir diese Schreckensbilder. Ich habe jetzt lange genug zu dem Dragonerobersten gesprochen und wende mich nun an den Hohepriester im Tempel des Friedens.

Welche Quelle quillt hier für Nachdenkliche! Kaum war das Wort „Übergabe" ausgesprochen, als sich schon zehntausend Besiegte unter ebensoviele Sieger mengten. Die Wildheit wich der Milde, die Wut dem Erbarmen, die Kriegslist dem guten Glauben, die Erbitterung dem Wohlwollen. Man trank Kaffee, man verkaufte und kaufte. Als ehrlicher Händler setzte der Türke einen Preis fest, lieferte seine in den Kasematten verborgenen Kostbarkeiten aus, ging seinen Geschäften nach und empfing gemächlich sein Geld, wenn er zufällig seinen Abnehmer wiederfand. Reiche Hausbesitzer, unbewußte Philosophen, schmauchten Pfeife auf den Trümmern ihres Hauses und ihres Vermögens. Osman Pascha, der dumme Gouverneur von Belgrad, rauchte inmitten seines feierlich um ihn versammelten Hofes. Er tat, als ob er noch Kommandant und nicht in Erwartung eines Boten wäre, der ihm für den Sultan Selim das abverlangen wird, was er nicht hat: seinen Kopf.

Diesen hatte er schon bei unserem ersten Kanonenschuß verloren. Die Schönheit der verschiedenen reichen und grellen Farben der Janitscharen, unsere Grenadiermützen, ihre Turbane, unsere Uniformen, die Spahis, geschlagen, aber nicht niedergeschlagen, ihre prachtvollen Waffen, ihre Pferde, stolz wie ihre Reiter, ihr stattliches, auch im Unglück niemals unterwürfiges Auftreten, die Donau- und Saveufer von diesen malerischen Gestalten bevölkert, erbauten das Auge und erfreuten die Seele. Es war nur ein wenig traurig, zu Lande und zu Wasser die Leichname von Menschen, Pferden, Ochsen und Schafen zu schauen, die man während der Belagerung nicht hatte begraben können. Man roch gleichzeitig Tod, Brand und Rosenöl, denn es ist ganz unglaublich, wie innig diese Leute Sinnlichkeit mit Barbarei vermengen.

Der Marschall hat mich für das Kommandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens vorgeschlagen, und der Kaiser hat es mir schon

übersendet. Man sagt, daß meine Raschheit befriedigte, namentlich aber die Wirksamkeit meiner zuletzt erbauten Batterie, welche die Türken zur Übergabe zwang. Nur die Ankunft Abdy Paschas zur Unterstützung der Festung fehlte zu meinem Glück. Es hätte mir eine große Freude gemacht, die Save zu passieren, ihm eine Niederlage zu bereiten und dann zur Wiederaufnahme meines Angriffes zurückzukehren. Denn dieser Abdy Pascha war die ganze Hoffnung der Garnison; hätte sie sich nicht ergeben, so wäre das Flunkern mit ihm eine ziemlich kindische Kriegslist gewesen, die aber dennoch Aussicht auf Erfolg hatte. Allerdings hätte man später darüber gelacht.

Ich hätte Ihnen gerne während der Belagerung geschrieben, aber ich fürchtete, daß mein Brief mich vielleicht überleben könnte. Ich wollte Ihnen nicht sagen, was in meinem Kopfe vorging, bevor ich seines Besitzes nicht wieder sicher war. Leben Sie wohl, mein Herzensfreund!

Nr. 46. An den Grafen Ségur.

Belgrad, Oktober 1789.

Wer vermißt sich, die Türken zu kennen? Sie weichen stark ab von der Vorstellung, die man sich von ihnen macht. Sie sind ein Volk der Gegensätze: Tapfer und feig, tätig und faul, ausschweifend und fromm, sinnlich und entsagend, höflich und grob, schmutzig und reinlich, sie haben im selben Zimmer Rosen und eine tote Katze. Wenn ich von den Großen des Hofes, des Heeres und der Provinzen spreche, so finde ich diese hochmütig und kriecherisch, mißtrauisch, undankbar, stolz und gleißnerisch, freigebig und abgefeimt. Im niedrigen Volke überwiegen die guten Eigenschaften die schlechten, sie hängen von den Umständen ab und schlummern unter einer Kruste von Unwissenheit und Stumpfsinn, die diese armen Menschen verhindert, unglücklich zu sein.

Es ist gewiß, daß die Mohammedaner, erlöst vom Joche der würgenden Ungeheuer, die nach ihren Söhnen, ihren Töchtern oder ihren Schätzen trachten, auch ihre scheinbar wilden Sitten verlieren würden. Sie lachen nicht, sie lächeln höchstens und ant-

worten mit einer Bewegung des Kopfes, der Augen, der Arme und der Hände, die niemals edlen Anstandes entbehrt, aber sie sprechen fast nie. Der kleine Diener eines Janitscharen ist auf seine Weise kokett und vornehmer anzusehen als die jungen Edelleute der europäischen Höfe. Und er hat nackte Füße und Beine und kein Hemd! Sie sind niemals gemein im Reden oder Benehmen. Ihre ärmsten Soldaten haben nichts anzuziehen, aber ihre damaszierten Waffen sind mit Silber beschlagen. Ich sah sie zweihundert Piaster dafür zurückweisen, da sie der Schande den Hungertod vorziehen.

Die Osmanen sind für Dankbarkeit und gute Behandlung empfänglich und halten unter allen Umständen, sei es im Kriege oder wo sonst immer, ihr Wort, dies, wie sie mir gestanden, umso leichter, als sie nicht schreiben können. Sie besitzen einige Eigenschaften der Griechen und viele Tugenden der Römer. Sie haben die Neigungen der einen und die Gebräuche der anderen. Ihre Arbeiten sind reizend, geschmackvoll und geistreich. Wenn sie Gedanken fassen, so sind sie fein und zart. In dem Wenigen, was sie sagen oder schreiben, sind sie blumenreich. Ernst wie die Römer, geben sie sich nicht die Mühe, zu lachen oder zu tanzen. Die einen und die anderen haben eigene Spaßmacher. Ibrahim Nazir, den wir aus der Moldau verjagt haben, begleiteten fünf oder sechs sehr hübsche, prächtig gekleidete, berittene Sklaven. Die Muselmanen erklärten mir, daß sie beim Aufwachen schöne Menschen sehen wollen, die ihnen Kaffee, Pfeifen, Sorbet, Aloeholz zum Verbrennen, Ambra-Parfüm und ihre Rosenessenzen reichen. Sie verlachen uns, weil des morgens unser häßlicher Hausknecht oder ein alter vertrauter Diener Feuer anmacht und die Vorhänge öffnet. Sie liegen immer wie die Römer, die (ich zweifle nicht daran) auch ausgestreckt speisten. Die faltige Tunika und die Pantoffel beweisen, daß beide Völker Spaziergängen abhold sind. Er gibt nichts jähzornigeres und wilderes als kühle und phlegmatische Menschen. Die Türken sind rachsüchtig, wie die Lateiner, besonders die heutigen, sonst aber sanftmütig. Sie streiten und balgen sich nie. Wenn die Volksregierung nicht immer Parteigeist, Intrigue, Eifersucht und die daraus entspringenden Verbrechen mit sich brächte, wären

die Römer gute Menschen gewesen. Hielte das entgegengesetzte Regierungssystem, der Despotismus eines Sultans und zweier oder dreier Mächtiger des Reiches, die Türken nicht fortwährend in Angst, so wären sie die beste Rasse der Welt. Unwissend aus Faulheit und Politik, abergläubisch aus Gewohnheit und Berechnung, lassen sie sich von einem natürlichen und glücklichen Instinkte leiten. Was würde wohl aus den Staaten Europas, wenn dort ein Seifenhändler erster Minister, ein Gärtner Großadmiral und ein Lakai Armeekommandant wäre? Wo findet man noch Krieger, die imstande sind, zu Fuß, zu Pferd und zu Wasser zu fechten, in allem geschickt und einzeln immer unerschrocken zu sein? Bei ihnen sind die Stände durcheinander gemengt, niemand gehört einer Klasse an, jeder besitzt Rechte auf alles und wartet auf den Platz, den das Schicksal ihm zuweist. Forscher, Reisende, Beobachter! Anstatt abgedroschene Betrachtungen über Europas Bewohner anzustellen, die, bis auf geringe Unterschiede, einander alle ähnlich sind, tätet ihr besser, über Asien nachzusinnen; dort werdet ihr Neues, Schönes, Großes, Edles und sehr oft Vernünftiges finden.

Nr. 47. An den Fürsten Kaunitz.

Belgrad, 10. November 1789.

Mein Fürst!

Da die Stafetten nachlässig, langsam, faul, sowie trunksüchtig sind und öfters auch umgebracht werden, wie eine der meinen, deren Kuriertasche und Papiere man mir neulich blutbesudelt zurückgebracht hat, sandte ich einen Adjutanten an Seine Majestät den Kaiser.

Deshalb hat er mir in ziemlich schlechtem Französisch den denkbar ungnädigsten Brief geschrieben. Ich habe mich leicht darüber getröstet, weil ich sicher bin, daß er es jetzt selbst bedauert, und weil ich mich jener Stelle in einem Briefe Friedrichs des Großen erinnerte, wo er einem ihm sehr werten General sagt: „Ich verfluche die Stunde, da ich Sie in meinen Dienst genommen habe.“

STAATSKANZLER FÜRST KAUNITZ.

Er bat ihn später darob um Verzeihung. Eurer Durchlaucht Befehl auf Geheimhaltung der an mich gerichteten Sendungen des Herrn von Choiseul wurde genau eingehalten. Obwohl der Kaiser mit dem von mir gewählten mezzo-termine nicht zufrieden war, meinen Offizier nur bis zur letzten Post zu schicken, bin ich von diesem Auskunftsmittel sehr befriedigt, da die fremden Gesandten unmöglich etwas erfahren konnten, und mir Choiseul ausdrücklich die rascheste und sicherste Weitersendung seiner Nachrichten aufgetragen hatte.

Da Frankreich noch ein wenig besteht, glaube ich, daß man sich seiner zur Erlangung eines guten Friedens bedienen kann. Dieser müßte noch geschlossen werden, ehe die Pforte die Entthronung des Königs erfährt. Denn Ludwig XVI. ist in den Tuilerien eigentlich auf dem Wege zum Schafott! Schrecklicher Gedanke! Und so unfaßbar, daß ich dem Erzherzog entgegenhielt, es könne nicht wahr sein. Erst als er mir den Brief des Kaisers zeigte, glaubte ich daran.

Ein Grund mehr, mein Fürst, Schluß zu machen! Was die Kaiserin am meisten fürchtet, ist Preußens Vermittlung. Diese würde sich ohne ihr Wissen vollziehen. Der Tefterdar von Belgrad, der bei mir als Geisel weilt, versichert mir, daß man dies beim Divan wünscht.

Verzeihen Sie mir, mein Fürst, daß ich es wage, darüber mit Ihnen zu reden. Ich habe während des vergangenen Feldzuges die Gewitter bemerkt, die sich im Norden vorbereiten. Da Frankreich eine Revolution in Amerika unterstützte und eine zweite in den Niederlanden anzustiften versuchte, hat es jetzt selbst seinen Aufstand. Angesichts der Unfähigkeit der Generale in Belgien glaube ich, daß man nachhause zurückkehren muß, damit dieser verfluchte zerstörende Brand sich nicht weiter ausbreite. Jene Herren wissen nämlich nicht, daß man nur dann Herr eines festen Platzes bleibt, wenn man sich nicht untätig darin festsetzt, sondern fleißig Ausfälle macht. Der Geist der Empörung, der in Ungarn immer lebt und jetzt mehr als je besprochen wird, ist nicht zu fürchten. Dazu müßten sich sechs entgegengesetzte Geistesströmungen vereinigen: die Griechen, die Protestanten, der katholische Klerus,

der Hochadel, der niedere Adel und die Bauern. Es wird dem Kaiser immer ein Leichtes sein, mehr als die Hälfte davon auf seiner Seite zu haben.

Nr. 48. An den Fürsten Kaunitz.

Im Dezember 1789 aus Peterwardein.

Ich wünschte, Fürst, daß man Ihnen so gehorchte, wie ich, das heißt, daß man erfaßte, welche Überlegenheit Ihnen Ihre Ehrlichkeit verleiht. Dieser kleine, unserem Hofe bekannte oder unbekannte, von mir widerwillig vermittelte Briefwechsel zwischen der Türkei und Frankreich mißfällt mir sehr stark. Er verstimmt auch Eure Durchlaucht, da Sie für Heimlichkeiten, halbe Mittel und halbe Maßregeln nicht eingenommen sind. Ohne die gleichen Vorrechte zu genießen wie Sie, habe ich, ohne deshalb in Ungnade zu fallen, in meinem Leben schon fünf oder sechs gekrönten Häuptern die Wahrheit gesagt. Was hätten wir nicht alles erreicht mit einem etwas festeren Willen, hundertfünfzigtausend sofort aufgebotenen Streitern und einigen Schmeicheleien für den Großen Friedrich! Im vergangenen Jahre hätten wir Serbien und Bosnien haben können, und hunderttausend kaiserliche Soldaten hätten Preußen von der Einmengung in unsere Angelegenheiten abgehalten. Dieses ist nicht mehr das Preußen Friedrichs: sein Geld, seine Disziplin und Begeisterung sind nicht mehr die alten.

Ich wollte, Fürst, daß es bei uns Türken und Christen gegenüber hieße: blitzartig überraschen, besonders dann, wenn wir mit diesem neuen Frankreich in einiger Zeit überworfen sein werden. Nichts Schlimmeres als diese Kuriere, diese Waffenstillstände, Unentschiedenheiten, kurz das, was weder Frieden noch Krieg ist!

Die österreichische Armee muß unbesiegbar sein; wenn ihre Zusammensetzung aus verschiedenen Völkerschaften ein Nachteil ist, so birgt dies doch auch einen Vorteil in sich: den Wetteifer zwischen Ungarn, Polen, Böhmen, Tirolern, Deutschen, Wallonen und Italienern. Diese haben mich bei meinem Angriff auf Belgrad sehr befriedigt, obwohl man nicht immer verstand, sie richtig zu verwenden. Ich habe ihnen nach der schönen neuen Einrichtung

unseres Kaisers unter anderem drei goldene Medaillen verliehen. Die Kroaten, die beständigen Wächter unserer Lager, sind ausgezeichnete Soldaten. Auch fünfzehntausend französische Deserteure schlagen sich in unseren Reihen glänzend.

Ich habe hier das Korps Mihaljević[143]), Rotmäntler genannt, aufgestellt, nicht die ehrlichsten Leute der Welt, aber sehr tapfere Bursche. Ich habe sie nach türkischer Methode ausgebildet und schreie und exerziere mit ihnen während der größten Hitze, dies ist nämlich so ihre Art. Wenn man uns, wie dies öfters geschieht, bei Tag angreift, werden sie darauf vollständig vorbereitet sein.

Ich weiß, mein Fürst, daß man in Wien die Ungarn für gefährlich hält. Man sollte sie endlich von den ihnen verhaßten deutschen Beamten befreien. Man sollte aber auch in einem Lande, wo es sechs mächtige Parteien gibt, die sich befehden, keinen Aufstand befürchten.

Ich bezweifle, daß es den preußischen Sendlingen, selbst mit viel Gold, gelingen könnte, Ungarn in Verwirrung zu bringen. Welch' klägliche Politik macht man mit Bestechung und Aufwiegelung! In meinen Augen hat sich Ludwig XIV. durch diese beiden in den Niederlanden angewandten Mittel sehr geschadet. In mehr als einer Familie kenne ich in Diamanten gefaßte Bilder dieses Königs und gestickte Betten, so prunkvoll, wie das seine in Versailles.

Das Folgende ist viel hübscher als das Vorige, weil es viel weniger ernst ist. Es leben in diesem, durch seine Vampyre und wahrsagenden Zigeuner berühmten Lande auch Hexenmeister. Diesmal hat ein Jude nach viertägigem Fasten eine Kabala über mich gemacht und sie dem Großmeister der Philadelphia-Loge zur Prüfung gesandt und ein zweites Horoskop dem Meister vom Stuhl des Großen Orients zugemittelt. Darauf überbringt er mir die Antwort der beiden Weisen, die sich mit seinen Berechnungen deckt. Ich werde, sagt er, vierundneunzig Jahre alt werden; umso besser für Sie, mein Fürst, der Sie mir gut sind. Der Jude knüpft aber an seine Prophezeihung eine Bedingung. Das Alter wird mir helfen, sie zu erfüllen: Er verbietet mir nämlich Erfolge bei Frauen, die mit ihren Männern gut stehen. Die anderen sind mir ausgeliefert.

Dies bietet seiner Verheißung langen Lebens und Wohlergehens genügenden Spielraum. Ein Teil dieser segensvollen Voraussage beruht für mich auf der ununterbrochenen Gnade Eurer Durchlaucht.

Nr. 49. An den Feldmarschall Lacy.

Semlin, Oktober 1789.

Belgrad, der Pascha, Serbien, meine Truppen und ich sind einfach überwältigt von Müdigkeit, mein lieber Marschall. Von unseren fünfundzwanzigtausend Mann haben nur fünftausend Belagerungsdienst versehen können. Zum Ausheben der Laufgräben habe ich meine Czartoryski-Kürassiere verwendet. Während der Schanzarbeiten sagte mir d'Arnal[144]) mit seinem südfranzösischen Akzent: „Ich will eine Rikoschet-Batterie versuchen, um die Brustwehren zu zerstören," und ich, nicht so gelehrt wie er, erwiderte ihm: „Vernichten Sie lieber die Verteidiger!" Meine Mörser zur Flankierung des Hornwerkes hatten einen wunderbaren Erfolg. „Belgrad hat sich ergeben." sagte ich gestern zu d'Arnal, der, wie Sie wissen, taub ist. „Also morgen noch gute Rikoschet-Schüsse," sagt er. „Wir brauchen sie nicht mehr, Belgrad ist unser." „Ach, mein Gott, was sagen Sie mir da," erwiderte er, „was hätten heute meine Rikoschet-Schüsse erst geleistet!"

War ich nicht herausfordernd gegen den guten Osman-Pascha, als ich ihm die folgenden Briefe schrieb? Hier der erste: „Mein in Sie gesetztes Vertrauen auf genaue Einhaltung des Waffenstillstandes ist getäuscht worden. Ich verlange von Ihnen Rechenschaft und Schadensgutmachung. Da ich auf die Verläßlichkeit der Muselmanen zählte, konnte ich auf die Feigheit einer türkischen Tschaike[145]) nicht vorbereitet sein, die nahe der Temesmündung eine dort ruhig patrouillierende kaiserliche Barke beschossen hat. Wenn dies als Vorwand dienen sollte, wäre es besser gewesen, ihn nicht zu wählen, sondern die Abmachung offen zu brechen. Zwischen einem Pascha, der, wie ich glaube, Ehre besitzt, und einem christlichen General bedarf es keiner List und keiner Winkelzüge. Wir Beide sind von unseren erhabenen Höfen auf verantwortungsvolle Posten gestellt.

Wenn Sie daher die Vereinbarung beachten wollen, so befehlen Sie, daß keiner Ihrer Soldaten den Fuß auf mein Gebiet setze; dies ist, wie Sie wissen, das linke Donau- und Saveufer. Ich habe bisher Ihre Beleidigungen geduldet und von Ihnen weder Rechenschaft gefordert, noch jenen die Köpfe abschneiden lassen, die vor drei Tagen in der Nähe der Zigeunerinsel auf meinem Bereich gelandet sind. Möge dies Ihnen und auch Ihren Leuten als Warnung dienen.

Wollen Sie die Waffen wieder ergreifen, so werde ich kämpfend Ihre Achtung erwerben. Wenn Sie sie ruhen lassen wollen, werde ich Ihnen Freundschaftsbeweise geben. Beides hängt von Ihrer Antwort ab, die ich mit der Ungeduld eines Soldaten und der Aufrichtigkeit eines Nachbars erwarte."

Nun folgt mein zweites Schreiben:

„Osman Pascha! Ich war über Ihre Drohungen, deren Tragweite Sie nicht begreifen, so erstaunt, daß ich sie zweimal gelesen habe.

Schauen Sie aus Ihrem Fenster, Sie werden meine Antwort erblicken. Meine Flottille nähert sich, und mein Heer, gelangweilt durch diese lächerliche halbe Kampfpause, bittet Sie, meine Redoute in Semlin zu zerstören. Ihr erster Kanonenschuß entscheidet über meine Entschlüsse und Ihr Schicksal. Ich fordere ihn nicht heraus, denn mein erlauchter Herr wünscht nicht, daß ich die Feindseligkeiten beginne, aber ich erwarte und ersehne sie."

Einige Tage nachher kamen die Tschaiken der Kriegsinsel zu nahe. „Oh, man muß ihnen das Handwerk legen," sagte ich meinem Sohn, der abwechselnd Laudons Angriff und den meinen vorbereitete. Karl, wagemutig wie immer, wirft sich sofort mit meinem Adjutanten in eine meiner Barken und geht, gefolgt von vierzig anderen kleinen Schiffen, zum Angriff auf die türkischen Kähne los. Trotz eines verteufelten Fieberanfalles leitete ich von meinem Fenster aus die Schlacht. Nachdem ich mich damit erschöpft hatte, dem italienischen Befehlshaber meiner Fregatte, der „Maria Theresia", „alla larga" und nicht wiederholbare Worte zuzurufen, machte ich mich ungeduldig daran, meine spaßige Seeschlacht selbst zu gewinnen und zu beenden. Ich hatte keine Verluste. Dagegen meldete man schwere Treffer auf drei feindlichen Booten, die mehr Zielfläche bieten als die unseren.

Glauben Sie etwa, mein lieber Marschall, daß wir, Osman und ich, uns darob gram geworden wären? Nicht im mindesten; ich konnte mit ihm nur sehr gut oder ganz schlecht stehen. Am nächsten Morgen begab ich mich zu Wagen an die, vierzig Klafter vom Platz entfernte, Mündung der Donawitz[146]). Ich war von so vielen Ordonnanzoffizieren, Adjutanten und Husaren umgeben, daß wir immerhin einen Kanonenschuß wert waren. Nichts geschah! Ich ließ bei meinem Tedeum für den Sieg Koburgs[147]) scharf auf die Stadt schießen. Acht Türken wurden in Belgrad vor den Kaffeeschänken getötet. Auch darob, wie früher, keine Feindschaft.

Schließlich werden Eure Exzellenz aus meinen Meldungen den Verlauf des Ganzen entnehmen. Der Marschall Laudon, dem ich die Übergriffe der Türken auf unserem Gebiete klagte, ist in Erfüllung meiner Bitten über die Save gegangen. Man ist entweder sehr tapfer oder sehr wenig tapfer, wenn man krank ist. Anstatt meine Beine in dem Gestrüpp des Savespitz, wo ich eine Division zur Deckung des Laufgrabens gegen Ausfälle aufgestellt hatte, zu ermüden, zog ich es vor, mich während einer Beobachtung den Kugeln einiger Türken auszusetzen, die mich in einer Kanonenschießscharte erblickten. In gesundem Zustand hätte ich den Wallgang, wo ich nur zwei Stunden täglich weilte, nicht verlassen. Da ich aber mehr General war als Soldat, wollte ich bessere Vorkehrungen treffen und eine Batterie auf der Kriegsinsel errichten, zweihundert Klafter weiter feindwärts als die des Prinzen Eugen. Dort war ich am meisten bedroht, denn ich grub am hellichten Tage und verlor auf diese Weise zwanzig brave syrmische Schanzarbeiter. Nun sind wir alle zufrieden und besonders ich, über das folgende Billett des Marschalls Laudon:

„Ein großer Teil dieses Erfolges ist Ihren Talenten und Ihrer Tätigkeit bei dem unter Ihren Augen und Befehlen unternommenen Angriffe zuzuschreiben. Ich habe Seiner Majestät Ihre Verdienste geschildert, und Er wird zweifellos Ihren hervorragenden Leistungen bei der Einnahme von Belgrad Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Der Marschall hat mit jedermann gezankt, nur nicht mit mir. Er war so lebhaft und rasch wie in seiner besten Zeit. Er benimmt sich im Feuer wie Eure Exzellenz, das sagt alles. Sie beide

verfügen über gleiche Geistesblitze, aber er besitzt nicht Ihre unerschütterliche Kaltblütigkeit. Sie tun und sprechen niemals etwas Unvollkommenes, niemals etwas, was Sie sich später vorwerfen müßten. Niemals gab es noch ein dem Ihren überlegenes Verdienst und eine Bewunderung, die der meinen für den geliebten Lehrmeister gleichkäme.

Nr. 50. An den Feldmarschall Lacy.

Belgrad 1789.

Ich will meine Verdienste nicht herausstreichen, mein lieber Marschall, denn die Erfüllung meiner Pflicht fällt mir nicht schwer. Aber ich werde mit Anträgen überhäuft, an die Spitze der Vlaemen zu treten. Ich habe nur einmal geantwortet, um zu sagen, daß ich nicht antworten würde. Ich habe ihnen die Dummheit und, bei ihrem Unverstand, die Ohnmacht des Aufstandes vor Augen geführt. Sie konnten bei richtiger Ausnützung des steilen Flußufers sowohl den Übergang über die Sambre, wie über die Dyle verhindern. Nachdem ich ihnen bewiesen hatte, daß sie das Burgundische des guten Herzogs, des Stifters ihrer Joyeuse Entrée nicht zu lesen wüßten, habe ich meinem Dank für die mir angebotenen Provinzen die Bemerkung hinzugefügt, daß ich im Winter niemals Revolution mache. Van der Noot[148]) habe ich nicht einmal mit diesem schlechten Witz beehrt und seine Aufforderung zur Verteidigung unserer Privilegien nicht beachtet, ebensowenig wie seine Drohungen für den Fall, daß ich ihm nicht sofort Folge leistete.

Ich bitte Eure Exzellenz, davon dem Kaiser nicht ein Wort zu sagen. Ich beklage ihn, weil er mich vielleicht für mitschuldig hält an den belgischen Ereignissen. Aus diesem Grunde glaube ich, hier in einer Art Verbannung leben zu müssen. Da er seine Entschlüsse leicht umstößt, bin ich sicher, daß er mich bald durch Aufhebung des Befehles, Belgrad, Esseg oder Peterwardein zum Winterquartier zu nehmen, aus dieser Lage befreien wird.

Bleibe ich aber hier, so werde ich mich an ihm durch Wiederherstellung des sogenannten Prinz Eugen-Weges rächen, einer schönen Verbindung zwischen Semlin und Belgrad, und durch

die Vollendung eines von den Römern in Syrmien begonnenen Kanals. Ich werde mein ganzes Korps daran arbeiten lassen.

Der Tefterdar, der als Geisel bei mir weilte und, Mohammeds vergessend den Ungarwein für Sorbet zu halten schien, schilderte mir letzthin die Bemühungen der preußischen und englischen Gesandten um die Fortsetzung des Krieges. Diese beiden Mächte wollen mit ihrer höllischen und schlecht verstandenen Politik Österreich den Verlust der Niederlande zufügen. Und England will Frankreich zur Selbstvernichtung anstiften. Man beeile sich in Wien mit dem Kriegsende! Ich weiß, daß die Frauen, die Geistlichen und die Müßiggänger einer großen Stadt nie den Frieden wollen, aber selbst der Besitz von ganz Bosnien würde uns nicht frommen. Das Land ist wegen der muselmanischen Adeligen, deren Namen man nicht einmal kennt, sehr schwer zu erobern. Begnügen wir uns mit Dubitza, Novi, Schabatz, Belgrad und Chotin, und Rußland bescheide sich mit Otschakow. Sehen wir nach dem Dringendsten. Man lösche das Feuer in den Niederlanden und verhüte den Brand in Frankreich. Bald wird es dafür zu spät sein. Man kann in Petersburg vor der Versöhnung mit Konstantinopel nicht an anderes denken. An dem Tage, wo man Bulgakows[149]) Einkerkerung in den Sieben Türmen erfuhr, war die Kaiserin darüber fast gekränkt. Sie ist, der landläufigen Meinung zum Trotze, weit mehr Herrscherin für die Geschichte als für den Roman. Der Fürst Potemkin, der sowohl auf die Historie, wie auf den Roman Wert legte, hat sich auch von diesem abgekehrt.

Frankreich wird mit seinen eigenen Sünden bestraft werden. Es wird seine Buße finden für die Anstiftung Amerikas zum Aufstande und die Verstrickung der Türkei in dauernde Feindschaft gegen Österreich. Die armen Osmanen wissen zu wenig von den Geschehnissen in Europa. Sie glauben vielleicht an Unterstützung durch ihre Verbündeten. Die Engländer werden die Preisgebung des unglücklichen und tugendhaften Ludwig XVI. bedauern. Mein Gott, wie beklage ich die arme Königin in den Tuilerien! Ich bin in Tränen ausgebrochen über die Einzelheiten, die mir Eure Exzellenz von der Ankunft dieser Unglücklichen in Paris gaben.

SPOTTBILD AUF DIE BELGISCHE REVOLUTION.

Nr. 51. An die Fürstin von Ligne.

Wien, am 17. Jänner 1790.

..... ich kann mich davon nicht erholen. Niemals noch hat man Gleichartiges ir der Geschichte gelesen. Ja, ich sage noch mehr: man wird weder eine solche Revolution wiedersehen, noch jemals von einer ähnlichen hören. Denn diesmal ist es klar, die Voraussetzungen der Joyeuse Entrée[150]) sind gegeben. Was die Bewegungen betrifft, die vor drei Jahren wegen einiger sofort durchgeführten Veränderungen entstanden waren, so hat Belgiojoso[151]) durch seine Dummheit und Härte viel zur Verschlimmerung der Lage beigetragen. Damals, ich gestehe es ein, fand ich, daß man entweder zuviel oder zuwenig getan habe. Man sagte: „Wir lehnen uns auf.“ Diesmal aber hat man nicht gedroht, sondern gehandelt, und auf eine Weise, die ebenso ehrenvoll ist für die Vorbereitung wie für die Durchführung des Unternehmens. Es ist rühmlich für unser Volk, die Österreicher mit ebensoviel Menschlichkeit wie Tapferkeit vertrieben und ein halbes Dutzend Generale[152]) mit Schmach bedeckt zu haben. Die Ruhe, die nach Aufhebung der Stände herrschte, hätte für das dumme und grausame Generalgouvernement schreckensvoll sein müssen. Und ich entsinne mich, daß der Herzog von Ursel[153]) und ich beim Lesen der törichten Zeitungen diese im Entstehen begriffene Armee lächerlich fanden! Wir sagten: Was wollen denn diese Emigranten anfangen, die wir für einige beutelustige Arbeiter oder Fahnenflüchtige hielten. Und ich selbst meinte, daß das Land sich gegen jene, die man Räuber und Diebe nannte, auflehnen würde.

Jetzt aber ist dies die zweite Strophe vom Lied: Es leben die Gueusen[154])! Als ich das schöne Manöver des Van der Mersch[155]) bei Turnhout sah, den raschen Übergang über die Schelde, den tapferen Angriff auf Gent, da habe ich die Seele Van der Noots, der mir die stärkste Triebkraft für das alles zu sein schien, bewundert, ebenso wie den Mut und die hohe Begabung des Van der Mersch. D'Alton[156]) und Trauttmansdorff[157]) sollte man in Brüssel Denkmale errichten, und bei uns Schandsäulen für diese zwei Herren aufstellen, die sich militärisch, politisch und menschlich so

schlecht benommen, und für diese Revolution mehr geleistet haben, als die Prinzen von Oranien[158]) für die frühere. Ferdinand Trauttmansdorff hat sich mit seinen einfältigen Briefen nur als beschränkter, seinem Herrn ungehorsamer Mensch erwiesen. Er wollte die Stände, unmittelbar nach ihrer Aufhebung und mit geringfügigen Veränderungen wieder einsetzen und hielt dem Kaiser vor, daß der König von Frankreich sich durch ähnliche Schwäche um den Thron gebracht habe. D'Alton aber ist ein Ungeheuer. Ich habe heuer gegen ihn beim Hofkriegsrat eine ausführliche Anklageschrift eingereicht. Dies trotz aller Unannehmlichkeiten, die mir selbst daraus hätten entstehen können. Eigentlich hätte dies seine sofortige Abberufung bewirken müssen.

Da ich fast an der Spitze der Armeen stand und seit zwei Jahren ununterbrochen bedeutende Heeresteile befehligte, so werden Sie ja selbst begreifen, daß meine Laufbahn heute zu weit vorgeschritten ist, um aus dem Dienste zu scheiden. Ich werde weder ein Überläufer noch ein Undankbarer sein, auch würde dies meinem Volke gar nicht gefallen. Ich werde nicht gegen die Belgier fechten, aber auch nicht mit ihnen gegen den Kaiser ziehen. Aber ich werde meinem Lande bis zum letzten Blutstropfen gegen alle anderen Mächte Europas dienen.

Nr. 52. An die Kaiserin Katharina II.

Am 23. Februar 1790.

Majestät, er ist nicht mehr! Er ist nicht mehr, der Fürst, der die Ehre des Menschengeschlechtes, der Mensch, der die höchste Ehre der Fürsten war. Dieser glühende Geist ist erloschen wie ein Licht nach Aufzehrung seiner Hülle, und dieser tätige Leib ruht zwischen vier Brettern, die ihm Bewegung verwehren. Ich habe seine teuren Überreste begleitet und war einer von den Vieren[159]), die ihn hinabtrugen in die Kapuzinergruft. Gestern hätte ich es nicht vermocht, Eurer Majestät zu berichten. Joseph II. ist gestorben, mannhaft, wie er gelebt hat. Er beschloß sein Dasein gleich methodisch, wie er es begonnen hatte. Er traf die Anordnungen für seinen Leichenzug und für die letzte Wegzehrung an seinem

KAISER JOSEPH BESICHTIGT IN DER NÄHE VON BRÜSSEL DIE GRENADIER-DIVISION VON LIGNE-INFANTERIE.

(Links vom Kaiser General Graf Murray, rechts der Fürst von Ligne.)

schlecht benommen, und für diese Revolution mehr geleistet haben, als die Prinzen von Oranien[158]) für die frühere. Ferdinand Trauttmansdorff hat sich mit seinen einfältigen Briefen nur als beschränkter, seinem Herrn ungehorsamer Mensch erwiesen. Er wollte die Stände, unmittelbar nach ihrer Aufhebung und mit geringfügigen Veränderungen wieder einsetzen und hielt dem Kaiser vor, daß der König von Frankreich sich durch ähnliche Schwäche um den Thron gebracht habe. D'Alton aber ist ein Ungeheuer. Ich habe heuer gegen ihn beim Hofkriegsrat eine ausführliche Anklageschrift eingereicht. Dies trotz aller Unannehmlichkeiten, die mir selbst daraus hätten entstehen können. Eigentlich hätte dies eine sofortige Absetzung meiner [illegible]

Da ich fast an der Spitze der [illegible] stehe und seit zwei Jahren ununterbrochen bedeutende Heeresteile befehlige, so werden Sie ja selbst begreifen, daß meine Laufbahn heute zu weit vorgeschritten ist, um aus dem Dienste zu scheiden. Ich werde weder ein Überläufer noch ein Undankbarer sein, auch würde dies meinem Volke gar nicht gefallen. Ich werde nicht gegen die [illegible] aber auch nicht mit ihnen gegen den Kaiser ziehen. Aber ich werde meinem Lande bis zum letzten Blutstropfen gegen alle anderen Mächte Europas dienen.

Nr. 32. An die Kaiserin Katharina II.

Wien, 27. Februar 1790.

Majestät, er ist nicht mehr! Er ist nicht mehr, der Fürst, der die Ehre des Menschengeschlechtes, der Mensch, der die höchste Ehre der Fürsten war. Dieser glühende Geist ist erloschen wie ein Licht nach Aufzehrung seiner Hülle, und dieser [illegible] ruht zwischen vier Brettern, die ihm Bewegung [illegible] habe seine teuren Überreste begleitet und war einer von den Vieren[159]), die ihn hinabtrugen in die Kapuzinergruft. Gestern hätte ich es nicht vermocht, Eurer Majestät zu berichten. Joseph II. ist gestorben, mannhaft, wie er gelebt hat. Er beschloß sein Dasein gleich methodisch, wie er es begonnen hatte. Er traf die Anordnungen für seinen Leichenzug und für die letzte Wegzehrung an seinem

Sterbebette; er verließ sein Lager, um zu sehen, ob alles nach seinen Anordnungen vollzogen sei. Als der schwerste Kummer ihn traf, der letzte Schicksalsschlag sein Leid krönte, fragte er: „Wo wird man die Erzherzogin aufbahren?“ Man antwortete ihm: „In der Hofkapelle. „Nein,“ sagte er, „dort gehöre ja ich hin, und man müßte sie stören. Man bahre sie an einer Stelle auf, wo sie Ruhe hat.“

Diese Einzelheiten geben mir Kraft, denn ich verzweifelte an der Fortsetzung meines Berichtes. Er selbst wählte und regelte die Stunden für die Totenmesse. So lange er konnte, las er selbst einige Gebete, und durch Erfüllung seiner Christenpflicht schien er seine Seele in Ordnung bringen zu wollen, ebenso wie er danach gestrebt hatte, in seinem Reiche alles selbst zu tun. Den Arzt[160]), der ihm die letzte Wahrheit zu sagen hatte, machte er zum Freiherrn. Als Liebeszeichen erbat er sich die Begleitung dieses Mannes bis zur Gruft. Er forderte von ihm die Feststellung des Tages und fast der Stunde seines Hinganges, und der Doktor prophezeite nur zu richtig. Einige Tage vor seinem Ende, bei meiner Rückkehr von der ungarischen Armee, die ich nach Schlesien geführt hatte, sagte mir der Kaiser: „Ich war gestern nicht imstande, Sie zu sehen. Ihr Land hat mich getötet. Die Einnahme von Gent[161]) war meine Agonie und der Verlust von Brüssel mein Tod. Welche Schmach für mich! (Diese Worte wiederholte er öfter.) Ich sterbe daran. Man müßte aus Holz sein, um es zu überleben. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben,“ fügte er hinzu. „Laudon hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt. Ich danke Ihnen für Ihre Treue, reisen Sie in die Niederlande, führen Sie sie zu ihrem Herrscher zurück, und wenn Sie es nicht können, bleiben Sie dort, opfern Sie nicht Ihren Vorteil für mich auf, Sie haben Kinder.“ — Diese überaus rührenden Worte sind so tief in mein Gedächtnis eingegraben, daß Eure Kaiserliche Majestät von mir sicherlich kein einziges vernehmen werden, das er nicht gesprochen hätte. Mein Verhalten wird meine Antwort sein, deren von Schluchzen unterbrochenen Wortlaut ich nicht wiedergeben will. „Hat man geweint, als ich mit den Sterbesakramenten versehen wurde?“ fragte der Kaiser Frau von Chanclos[162]), die er kurz nach-

her sah. „Ja," erwiderte diese, „ich habe z. B. den Fürsten von Ligne in Tränen gesehen." „Ich dachte nicht, so hohen Wert zu haben," sagte Joseph fast fröhlich.

Übrigens, Majestät, soll ich es zur Schande der Menschheit gestehen? Ich habe vier große Herrscher sterben gesehen, aber erst ein Jahr nach ihrem Ableben empfindet man ihren Verlust. Die ersten sechs Monate hofft man, und während der folgenden sechs trotzt man. So geschah es beim Tode Maria Theresias. Man merkt die entstandene Lücke sehr wenig. Die Neugierigen, die Gleichgültigen, die Undankbaren, die Intriganten beschäftigen sich mit dem neuen Herrscher. Erst in einem Jahre werden die Soldaten sagen: „Joseph II. hat sich auf dem Damm von Bezanija[163]) oft den Kanonen ausgesetzt und dem Gewehrfeuer in den Vorstädten von Schabatz. Er hat Ehrenmedaillen[164]) gestiftet. — Der Reisende wird finden: Welch' schöne Schulen, Spitäler, Erziehungshäuser oder auch Gefängnisse hat er gebaut. — Der Fabrikant wird sprechen: Wie hat er uns ermutigt! — Der Landmann: Er hat selbst gepflügt. — Der Ketzer: Er war unser Schirmherr. — Die Präsidenten aller Regierungsstellen und die Leiter aller Kanzleien werden klagen: Er war unser erster Beamter und unser Aufseher zugleich. — Die Minister: Er hat sich für den Staat aufgeopfert, dessen ersten Untertan er sich nannte. — Der Kranke wird trauern: Er hat uns immer besucht; der Bürger: Er hat unsere Städte durch Plätze und Spazierwege verschönt; der Bauer, der Diener werden seufzen: Mit ihm konnten wir nach Herzenslust sprechen. — Die Familienväter: Er war unser Berater. — Sein Hof wird sagen: Er war verläßlich, liebenswürdig und freimütig, ein kurzweiliger Erzähler, anregend im Gespräch; man konnte sich mit ihm über alles unterhalten. — So erzähle ich Ihnen, Majestät, vom Leben des Kaisers, wo ich Ihnen nur seinen Tod schildern wollte. Als ich vor zehn Jahren mit Eurer Kaiserlichen Majestät im Wagen nach Zarskoje Selo fuhr, sagten Sie mir: „Ihr Herrscher hat einen dem Nützlichen zugewandten Geist. Leichtfertiges ist seinem Sinne fremd. Wie Peter der Große duldet er Einsprüche und verdenkt niemandem Widerstand gegen seine Ansichten. Er will überzeugen, ehe er befiehlt."

Nr. 53. An die Kaiserin Katharina II.

Wien 1790.

Majestät!

Der Brief Eurer Kaiserlichen Majestät entzückt mich nicht mehr als nötig. Sie werfen mir ein wenig zu oft einen angeblichen Vertrauensmißbrauch vor. Man soll mit einem Menschen nicht trotzen, der nicht über vierhunderttausend Mann verfügt, die in seinem Namen Erklärungen abgeben können.

Eines Tages hatte einer unserer liebenswürdigsten Kavaliere, der Baron von Besenval, sich gemeinsam mit dem Herzog von Orléans[165]), dem Vater, bezecht, und seine Stiege in Bagnole angezündet. Der Herzog wollte ihn daran hindern: „So sind diese Prinzen," sagte der Baron, „sie sind immer Prinzen, man kann mit ihnen nicht spielen."

Aber ich, Majestät, ich habe nichts verbrannt, ich habe mich nur, offenbar unbewußt, dem Vergnügen hingegeben, Ihre Zeilen über meine Schulter hinweg bewundern zu lassen.

Dennoch, Majestät, bin ich trostlos darüber, wenn dies Eurer Kaiserlichen Majestät mißfällt. Nicht den großen Mann bitte ich um Vergebung, sondern eine große Kaiserin. Welches Epigramm! Vergeben Sie mir es, Majestät. Sei dem wie immer, ich habe mich gerächt, und so bin ich wieder zu Ihren Füßen mit meiner ganzen Begeisterung für Katharina den Großen.

Nr. 54. An die Kaiserin Katharina II.

Am 14. Juli 1790 in Alt-Titschein, an den Grenzen Schlesiens, in Erwartung des Kriegsbeginnes.

Majestät!

Ich bedaure, daß Eure Kaiserliche Majestät genötigt sind, sich um alles zu kümmern. Jetzt mische auch ich mich noch hinein, und ich werde Ihnen vielleicht noch unbequemer werden, als der König von Schweden. Es handelt sich um das Folgende:

Da ich nun seit drei Jahren in der Tatarei, der Moldau, Neu- und Altserbien, Syrmien, Mähren und fast in Schlesien lebe, habe

ich erst jetzt die Briefe Eurer Kaiserlichen Majestät an Voltaire und die Voltaires[166]) an Eure Kaiserliche Majestät gelesen. Ich habe gelacht und bewundert. Sie sehen daraus, Majestät, daß ich wähnte, Sie zu hören. Es war mir unmöglich, nicht am Gespräche teilzunehmen, ich Unwürdiger, der immer nur wortlos lauschen sollte. Der Schwätzer ist aber mein Herz, nicht mein Geist. Davon besitze ich mehr als Herr von Voltaire, denn er sagt, daß Kritiken oder Lügen in den Zeitungen ihn um die Nachtruhe bringen. Mich, Gott sei dank, hindern die Bösen oder die Dummköpfe nicht am Schlafe. Ich könnte mich in einem Berichte, gezeichnet „Gustav", getadelt sehen und würde dies gefaßt hinnehmen. Selim[167]) wenigstens scheint mir wenig schreibselig zu sein. Dies erinnert mich daran, daß jemand in Belgrad vor mir den Tefterdar fragte, ob die der Schrift unkundigen Türken auch mit einem Kreuze unterzeichnen, da es ja bei uns Christen so gehalten wird.

Die zweihundert und etlichen Rubel, die Herr von Voltaire von Eurer Kaiserlichen Majestät für seine Uhren in Ferney erbittet, und seine Angst, Ihre Finanzen durch diese Unsumme in Unordnung zu bringen und Sie an der Weiterführung des Krieges zu verhindern, haben mich sehr erheitert. Was würde er dazu sagen, wenn er die gleichen kleinen Finanzen einen Krieg vom Kaspischen Meer bis an die Ostsee bestreiten sähe, mit einem kurzen Umweg am Schwarzen und Mittelländischen Meer vorbei, und den dennoch ungestörten Fortgang Ihrer „kleinen Wirtschaft" betrachten könnte?

Wie schade, daß er nicht die neuen Wundertaten der siegreichen Heere Eurer Majestät geschaut hat! Sie hätten ihm diese so schlicht erzählt, daß Sie unbewußt Weltgeschichte daraus gemacht hätten, so ruhmvolle wie der Krieg selbst. Wenn ich schon früher gelesen hätte, wie liebenswürdig Eure Majestät Herrn von Voltaire versichern, daß Sie trotz eines Bilderkaufes noch über einiges Geld verfügen, so hätte ich mir Eure Majestät noch um vier Zoll größer vorgestellt, in noch strafferer Haltung als sonst, das Kinn fast in der Luft, im großen Reifrock und ganz und gar bewunderungswürdig, was auf die Dauer sehr ermüdend ist. Darf

KAISERIN KATHARINA II.

ich bei dieser Gelegenheit die Frage wagen, ob Eure Majestät sich entschlossen haben, die Ihnen so wenig ähnliche Büste auf dem Wege nach der Eremitage entfernen zu lassen?

Angeregt durch diese Eremitage, die keine ist, ließ ich mir eine wirkliche Einsiedelei auf dem höchsten Berg eine Meile weit von Wien erbauen. Sie heißt „Meine Zuflucht", da ich dort dem Fortschritt der Philosophie ebensowenig ausgesetzt bin wie den Überschwemmungen. Die Freiheit ist eine so schöne Sache! Die der Niederlande ruiniert mich alle Tage mehr, und die Frankreichs wird mich ein Viertel meiner Einkünfte kosten. Überhaupt die freien Länder! In Holland wurde ich fast ermordet und ins Wasser geworfen, in der Schweiz gesteinigt, in England niedergeboxt, just im Augenblicke, wo ich dank der „Preß"-Freiheit fast als Matrose angeworben wurde. In Venedig liebte mich die Mutter des Dogen. Durch ein Schiff der Ragusaner wurde ich fast abgefangen, denn diese haben die Freiheit, überall zu plündern. Lucca und San Marino kenne ich nicht genug, um darüber sprechen zu können. Die Freiheit ist etwas Herrliches, aber jetzt ist sie in sauberen Händen! Bauernlümmel werfen sich zu Ministern eines gefangenen Königs auf, Pfarrer werden Gesetzgeber, Advokaten Politiker und junge Leute, außerstande, ihre Schneiderrechnung zu begleichen, wollen Staatsschulden bezahlen.

Ich kehre zurück zu den Briefen Voltaires. Warum beschimpft er Eure Kaiserliche Majestät ob Ihres mir teuren Namens Katharina, der nicht so furchtbar ist wie die „Pallas", von der er spricht?

In diesem Briefeband fand ich zu meiner Erheiterung schon das Eingeständnis Ihrer Unwissenheit, des Unvermögens Verse zu machen und Ihren so bedeutungsvollen Lehrsatz, daß es bei Schlägereien besser ist, Hiebe auszuteilen als selbst welche abzukriegen.

Verzeihen mir Eure Majestät mein Lachen. Sonst hätte ich darüber weinen müssen, jene Dinge nicht mehr von Ihnen mündlich zu hören, die, vereint mit hunderttausend gleichartigen, das Verweilen auf Flüssen, in Steppen, Palästen, Ländereien, Residenzen, gothischen und anderen Schlössern, auf Festen, Gondeln und Galeeren so vergnüglich gemacht haben. Sie werden meiner ledig sein, das heißt,

enthoben der Mühe, meine Briefe zu lesen und zu beantworten, ungefähr im selben Augenblicke, wo Sie Gustav und Selim losgeworden sein werden. Dieser wiegt wohl Voltaires Mustapha auf, nicht aber seinen Mahommed. Eure Majestät werden dann beiden Monarchen mitteilen: „Ich gewähre Euch den Frieden“ und gleichzeitig werden Sie mir zu sagen geruhen: „Ich wünsche Ihnen einen guten Abend.“ Die Genauigkeit, mit der Eure Majestät meine Briefe beantworten, macht mich verlegen. Aber Ihre Schreiben beglücken mich und sind Ehrentitel, die mir selbst die Nationalversammlung nicht absprechen kann. Man sieht wohl, daß ich nicht Jansenist bin, denn diese Herren nähern sich der Gottheit nur ein oder höchstens zweimal im Jahre, und ich merke, daß mir dies nun seit vier Monaten schon zum zweitenmale geschieht, ja zum drittenmale seit neun Monaten. Bis zum Januar 1791 werde ich jetzt eine Pause machen. Welcher Abstand zwischen Ihren gütigen, von erhabener Liebenswürdigkeit diktierten Briefen und dem schwerfälligen, zerstreuten, schwankenden und wie aus Retorten destillierten Geiste der Jordan, d'Argens und selbst d'Alemberts[168]) und ihrer Korrespondenten!

Es scheint mir, als ob sich die Keule des Herkules nicht auf uns senken wollte, denn es ist nicht jedermanns Sache, machtvoll aufzutreten. Es gibt Staaten, wo man am Hofe und im Heere das Gold der Perser mit dem Eisen der Mazedonier zu vereinen versteht. Wenn man sich aber nur durch die Nachahmung Spartas erhalten kann, so tut man unrecht, hundert Bagagewagen und zwei Schauspielertruppen mitzuführen, die mich glauben machen, daß auch die Kampftruppen nicht gerade der Heldentragödie dienen werden.

Ich bitte Eure Kaiserliche Majestät um Vergebung, wenn ich von meinem lebhaften Schmerz spreche, aber eben erfahre ich den Verlust, der uns betroffen hat. Der Marschall Laudon ist in seinem Quartier in Neu-Titschein, eine Meile weit von hier, nach furchtbaren Leiden, die ich elf Tage lang ansehen mußte, gestorben. Der Tod trat nach einer vorübergehenden Besserung ein, so daß wir das Unglück noch lebhafter empfinden. Muß ein Held, ein großer Mann, der nur den Feinden Böses getan hat, derartig leiden und von dieser Erde verschwinden, der er zur Ehre gereichte?

Ich will wieder rasch an das Glück denken, mich Eurer Majestät zu Füßen legen, sobald die Umstände es mir erlauben werden. Nur so kann ich diese für die Menschheit traurigen Gedanken verscheuchen. Stündlich erwarte ich von der Ostsee oder ihren Küsten Nachricht von einem entscheidenden Sieg, nicht nur von einem Kampf. Die Krimreise Eurer Majestät hat damals in Europa das größte Aufsehen erregt. Ich erinnere mich, Ihnen eines Tages, an dem Sie mir Offenherzigkeit befahlen, gesagt zu haben, daß Eure Majestät außer der seelischen Festigkeit auch über die Kunst verfügen, zur rechten Zeit das Richtige zu tun.

Da ich diese Kunst studiere, stellt sich der Augenblick ein, sie anzuwenden. Ich glaube, daß es an der Zeit ist aufzuhören, um Eurer Kaiserlichen Majestät die Versicherung entgegenzubringen usw.....

Nr. 55. An die Kaiserin Katharina II.

Belœil, Herbst 1790.

Majestät!

Nur die Länge meiner Briefe macht mich Ihnen überlegen. Besitze ich irgend eine solche Überlegenheit, so fühle ich mich größer, als alle Mächtigen der Erde, welche es Ihnen in nichts gleichtun können, nicht an Wohltun, Gerechtigkeit, Edelmut oder Seelengröße. Meine Episteln sind lange unterwegs. Eure Majestät können sich daher immer mit meinem dreimonatigen Stillschweigen trösten, wenn Sie eine Antwort befürchten.

Zuerst verschlinge ich die Schreiben Eurer Majestät und dann verberge ich sie aus Furcht vor Verlust in einem Riechkissen, denn ich liebe die Leute mit Aktentaschen nicht und, Gott sei Dank, habe ich die gleiche Kanzlei wie der Fürst Potemkin, das heißt, meine Knie. Dann sage ich Eurer Majestät, was mir gerade durch den Kopf geht. Schriebe ich das, was mein Inneres bewegt, so wäre es eitel Verehrung und Bewunderung, aber langweilig. Die Langweile ist der einzige Herrscher, den Sie fürchten und der einzige, mit welchem mir die Aufrechterhaltung des Status quo ratsam erscheint.

Sie wissen ja gar nicht, was alles Sie von mir zu fürchten hätten; denn mein Gedächtnis ist unglücklicherweise zu gut angesichts der Bescheidenheit Eurer Kaiserlichen Majestät. Ich entsinne mich tausender Ihrer Worte, und jedes ist einfacher, heiterer, naiver und erhabener als das andere. Darunter eines, an das ich mich als Verwalter einer großen Provinz[169]) (sie ist nur groß, gemessen an dem kleinen Rest Europas, den nicht Sie beherrschen) unaufhörlich halte: „Ich habe das Prinzip, laut zu loben und leise zu tadeln.“ Meine Nuancen sind weniger fein. Ich wasche die Köpfe, die man hätte abschneiden sollen; wenn ich gegen Einzelne unter vier Augen ziemlich hart bin, so werde ich sanft, wenn man mich hören könnte.

Dank meinem Erinnerungsvermögen sind mir auch die Ratschläge gegenwärtig, welche Eure Majestät Ihrem großen Bruder, Höfling und Bewunderer Joseph II. in Sebastopol erteilt haben. Ich bin erhaben über den Verdacht, diesen unglücklichen Herrscher nicht geliebt, ja sogar bewundert zu haben. Aber hätte er eine einzige dieser Mahnungen befolgt, so wäre er nicht aus Kummer über den belgischen Aufstand gestorben.

Wenn Herr von Meilhan[170]), begeistert von allem bei Ihnen Geschauten und Gehörten, Ihr Geschichtsschreiber wird, so will ich sein Gehilfe sein. Ich bin abgestumpft gegen Großtaten, habe mich an all dies gewöhnt und kaltblütig betrachte ich Eure Majestät. Ich beurteile Sie bloß gerecht bei Ihren Lebzeiten, denn nur die ägyptischen Könige wurden erst nach ihrem Tode gerichtet.

Man sagt, daß niemand vor seinem Gesinde ein Held ist. Sechs Monate lang war ich des Glückes teilhaftig, mehr mit Eurer Majestät beisammen sein zu dürfen als mein Landsmann, Ihr Brabanter Kammerdiener, in seinem ganzen Leben. Er bemüht sich, Ihr Haar in Ordnung zu bringen, zerstört aber Ihre Frisur durch zwei oder drei faustgroße Diamanten, mit denen er Sie zu schmücken vermeint. Mein weiblicher Held hat sich, zum Unterschiede von allen bekannten Heroen, untadelig erwiesen, von sechs Uhr früh bis zehn Uhr abends. Unbewußt habe ich mich in einen Adler verwandelt und in die Sonne geblickt. Sie hat mich nicht völlig geblendet, denn ich darf der Wahrheit gemäß

behaupten, daß sie fleckenlos ist. Nun, Herr von Meilhan, ich werde Sie scharf überwachen und prüfen!

Widerwillig gewonnene Schlachten sind eine merkwürdige Bekräftigung des Ruhebedürfnisses. Eure Majestät freuen sich wohl nur deshalb Ihrer Siege, weil sie den Frieden näher bringen. Nach der Mühe, die mich die Mitwirkung an Belgrads Eroberung gekostet hat, leide ich darunter, die Stadt uns wieder entgleiten zu sehen. Ich würde auch die vier vor Otschakow verbrachten Monate bedauern, die bei allem Glanze überreich waren an Beschießungen, Ausfällen und Unternehmungen zu Wasser und zu Lande, wenn ich den Halbmond jemals wieder über der Festung erblicken müßte.

Ich habe einem englischen und auch einem preußischen Minister gesagt, daß sie diesen Platz irrigerweise als Schlüssel zum Schwarzen Meere betrachten. Dies hat mich zum Nachdenken über diese Friedensschlüsse angeregt, bei denen Diplomaten Entscheidungen über die Grenzen treffen, ohne Befragung der Generale und ohne Kenntnis der militärischen und politischen Geographie. Und dennoch sind bisher schon so viele untaugliche Verträge aus den kahlen Kanzleien dieser geschickten Leute hervorgegangen, vom König Nimrod angefangen, der sicherlich seine Verträge nicht im Namen der heiligen Dreifaltigkeit abgeschlossen hat.

Den König von Schweden sprach ich mit viel mehr Interesse als je zuvor. Er sagte mir ziemlich scherzhaft, daß er als Regent eines anderen Landes nicht so stürmisch, ja überhaupt vielleicht kaum tapfer gewesen wäre. Ich erwiderte: „Sire, tapfer vielleicht, aber nur wie ein Edelmann oder höchstens wie ein Ritter.“ „So ist es,“ erwiderte er mir, liebenswürdig und lebhaft, „aber man muß eben als Soldat König von Schweden sein, um solche Courage aufzubringen.“ „Ich begreife, Sire,“ erwiderte ich, „daß Ihre beiden Gustave[171]) sowie Karl XII. Ihnen das Geschäft verdorben haben.“ „Nur durch die gute Meinung, die ich selbst über mich verbreite,“ meinte er, „kann ich regieren, und ich wollte mehr noch meinen Untertanen als meinen Feinden beweisen, daß ich die Gefahr nicht scheue. Meine Macht ist ja ein Nichts, gemessen an der meiner Nachbarn. Ich wollte die Welt zu dem Geständnis bringen: Wenn

der König von Schweden Dummheiten begeht, so steht Gustav III. wenigstens dafür ein, sie wieder gut zu machen. Ich habe mich vielleicht mit Unrecht gekränkt gewähnt, aber die Kaiserin schätzt ja jene, die Beleidigungen nicht dulden. Übrigens, was wissen Sie darüber, was hat sie Ihnen gesagt oder geschrieben?" „Nichts, Sire; ich habe sie seither nicht wieder gesehen. In Ihrem Manifest[172]) schien sie der Name Pugatschew zu reizen. Auch war sie verstimmt, weil Sie es als Mäßigung priesen, ihren Gegnern nicht bei ihrer geplanten Entthronung geholfen zu haben." „Es war ein Zug meiner üblen Laune," unterbrach er mich lebhaft. „Diese habe ich bereut, die Kriegserklärung aber nicht. Ich wollte selbst wissen, ob ich über Mittel und Talente verfüge, und man hat mein Auftreten auf der Weltbühne gelobt. Widerstand gegen Katharina II. ist ruhmvoller als ein Sieg über Peter I., nach dem Vorbilde Karls XII."

Der König ist im Gespräch ziemlich wortreich, aber er weiß Überraschendes, ja fast Geistvolles und Geniales mit Wärme vorzubringen. Er sehnt sich nach einem Kommando in einem Kriege gegen Frankreich. Wer aber soll ihm eines anvertrauen? Ich wollte ihn durch eine kleine Schmeichelei von diesem Gedanken ablenken und wiederholte ihm die Worte des Cyneas[173]) an Pyrrhus. Schließlich fragte mich der Nachfolger der katholischen, reiselustigen und bizarren Christine[174]) wohl mehr als hundertmal, ob ich nicht meinte, daß er in den Augen Eurer Majestät verloren habe. Ich beruhigte ihn durch die Beteuerung, daß zwei Eigenschaften stets das Wohlgefallen Eurer Majestät erregt hätten: Tapferkeit und guter Glaube. Eure Majestät sind ja nicht unergründlich in Ihrer Art, Menschen zu beurteilen. Ich wußte schon nach acht Tagen, woran ich war.

Die Gärung im Bereiche meines Zivil- und Militärgouvernements habe ich durch die Erklärung beschwichtigt, daß sie nicht bestehe. Die Feigheit, die Politik und die Vergeudung der Vandernootisten und die angebliche Kaisertreue der sehr schlechten, Vonckisten[175]) genannten Kerle habe ich entsprechend lächerlich gemacht und schließlich jene gedemütigt, die das Haupt noch zu hoch trugen. Nun werde ich über den Winter nach Wien zurückkehren, wenn

mir nicht das Glück zuteil wird, mit einigen Gehilfen in Frankreich den Königsglauben predigen zu können. Man fange doch rasch und kraftvoll damit an, um bald zu Ende zu kommen! Der Himmel bewahre uns aber vor einem Feldzuge, der den Franzosen Zeit läßt, sich selbst zu erkennen und kriegstüchtig zu werden! Eure Majestät schreiben mir, daß man einen Pestkordon um Frankreich ziehen sollte. Ein vortrefflicher Rat! Wer aber wird seinen ganzen Inhalt erfassen? Ich beeile mich zu schließen und Eure Kaiserliche Majestät der Ehrfurcht zu versichern usw.....

Nr. 56. An den Prinzen Karl.

Wien, am 25. November 1790.

So muß ich denn diesen Krieg so beenden, wie ich ihn begonnen habe: sterbend aus Sorge um den Unerschrockensten der Sterblichen, sterbend vor Freude, Dein Vater zu sein, sterbend aus Stolz über Deine Taten und sterbend vor Betrübnis, es Dir nicht gleichtun zu können.

Trotz dieser vier Tode, mein lieber Karl, lebe ich sehr gut und als glücklichster der Menschen, denn ich werde Dich wiedersehen. Mein Gott, mein guter Karl, mein tapferer Karl, welche Sorgen hast Du mir doch bereitet! Ich spiele ja immer um den höchsten Einsatz. Ich bitte Dich, sage mir, was ich noch auf der Welt anfangen sollte, wenn man Dir den Kopf abschnitte! Wenn ich es überhaupt überleben könnte, so verginge doch nicht eine Minute ohne bittere Reue über meine Stärke und meine Schwäche. Denn ich mußte stark sein und schwach zugleich, um in Deine Abreise zur russischen Armee zu willigen.

Nr. 57. An den Prinzen Karl.

Wien, Ende 1790.

Gott, Gott, Gott! Lieber Karl, Du kehrst zurück! Ich schwöre Dir, daß Du nach solchen Gefahren körperlich und seelisch unsterblich sein wirst! Ich weiß nicht, wie ich es anfangen will, um Dich zu umarmen, wohin ich mich an Deiner Brust werfen soll, wo Du

Deine große Nase hintun wirst, und wo ich die meine unterbringen werde! Ich werde sicher auch Dein verwundetes Knie küssen und dabei vielleicht vor Dir oder vor Gott hinknieen.

Nr. 58. An die Kaiserin Katharina II.

Winter 1790 in Wien, nach dem Sturm auf Ismail und dem St. Georgsorden[176]) III. Klasse.

Majestät!

Wird mein Herz, das mir immer voranläuft und seine Schnelligkeit nie aufgeben will, es vermögen, Eurer Majestät seine ganze Dankbarkeit für die Gnade auszusprechen, die Sie meinem vortrefflichen und glücklichen Karl erweisen? Ich werde Ihren so gnädigen Brief nicht veröffentlichen; ich werde mich damit bescheiden, ihn nie zu vergessen. Ich weiß nicht, ob nicht einzelne seiner Teile Verbreitung fanden, aber, auf mein Wort, er ist nie abgeschrieben worden. Eure Kaiserliche Majestät werden jedoch bei einigem Nachdenken finden, daß ich durch Veröffentlichung dieses Meisterwerkes an Geist den Mut und das Verdienst gehabt hätte, Ihren Ruhm zu vermehren, wenn dies noch möglich wäre.

Was gibt es Unerhörteres und Glänzenderes, als zwei Monate vor der Einnahme von Tultscha[177]), Braila, Kilija, Ismail[178]) und nach den prachtvollen Leistungen des tapferen Ribas[179]) zu Wasser und zu Lande die Worte zu sprechen: „Was uns betrifft, so werden wir, getreu unserer lobenswerten Gepflogenheit, fortfahren, die Türken zu Lande und zu Wasser zu besiegen."

Was kann man, Majestät, Ihrem kleinen Gemälde von Europa vergleichen? Es will kein politisches Manifest sein, geschrieben zum Gebrauche anderer Staatskanzleien, die ja ohnedies nur die Sklaven der Ihren sind. Sie werfen nur im Vorübergehen einen philosophischen Blick auf alles, was rings um Sie herumsummt. Es enthält so viele richtige, tiefe Gedanken und wurde nicht minder bestaunt als Ihre Siege.

Dieser erhabene Brief hat so vielen Menschen zu denken gegeben, daß ich, unerfahren in Geschäften, mich darob für die

Geschäfte gefreut habe. Gefreut in meiner Eigenschaft als diplomatischer Jockey im Gefolge der russischen Armeen und Botschaften, den Missionen zugeteilter Sekretär und reisender Ratgeber. Man hat aus Ihrem Briefe Ermutigung und gütige, nachsichtig und großmütig erteilte Belehrungen geschöpft. Ich finde, dies kann nicht schaden.

Majestät, ich bin so frei, Ihre Ansicht über das ungarische Volk nicht zu teilen. Für uns, Majestät, kommt Ihr Eifer zu spät. Sie werden uns nie genug Gutes erweisen können, um den von dem schrecklichen Reichenbach[180]) und den Belgiern angerichteten Schaden wieder gutzumachen. Alle Staaten sind in Entartung begriffen, bis auf jenen, den Eure Majestät elektrisieren. Wer hätte es gedacht, daß man jemals in Warschau von Aufklärung sprechen würde, dort, wo es keine gibt, und wo man des Nachts in den Straßen ebenso im Dunkeln tappt, wie bei Tag in den Staatsgeschäften?

Ich Unwürdiger, kein Prophet im Vaterlande und auch kein großer Hexenmeister in der Fremde, habe es schon längst beklagt, daß die Vertreibung der Jesuiten diesen verdammten Geist der Unabhängigkeit, der Nörgelei, des Haarspaltens und der geistigen Dürre nur noch genährt hat. Das Übel wächst wie ein Wildbach und stürzt oder bedroht die Throne Europas, den russischen ausgenommen.

Mit den Engländern und Preußen bin ich sehr unzufrieden, denn ihre Minister haben mir leider nicht gefolgt; ich habe sie bei ihrem guten Rufe zum Angriffe auf Rußland beschworen. Nun aber sehe ich zu meinem großen Bedauern, daß Sie doch nicht an einem und demselben Tage Ihrer Schwarzen Meer-Flotte den Auftrag zur Beschießung des Serails geben werden, auch der Ostsee-Flotte nicht den Befehl zur Verbrennung der englischen Schiffe, und daß Sie Ihr Landheer nicht ausziehen lassen zur Vernichtung der Potsdamiten.

Schon sah ich Eure Majestät nach Absendung dieser drei Briefe auf dem Billard eine dreifache Karambolage ausführen, dann drei oder vier Medaillen betrachten, hierauf ein kleines Lustspiel[181]) über die Illuminaten[182]) sprechen und dann selbst eines von Molière bewundern.

Es wird des Friedens bedürfen, um Eurer Majestät wieder Geist zu verleihen, denn seit vier Jahren finden Sie nur mehr Zeit für Seelengröße und Genie. Mein Gott, wie reich an all dem ist doch Ihr Brief an meinen guten Karl! „Ehre und Tapferkeit sind für das Ohr eines Helden kostbare, sinnverwandte Worte.“ Ich fürchte für meines Kindes Verstand! Ich habe ihm sein Ordensband genau so gerichtet, wie es einst Fürst Potemkin trug, als ihm Joseph II., der hingebungsvolle und so eifrige Verbündete Eurer Majestät, im Wagen sagte: „Nützen Sie dieses Band getrost ab, Sie werden bald ein anderes erhalten!“

Auch heute beglückt mich noch die Erinnerung an einige für den Fürsten und die tapferen Russen ruhmvolle Tage unter den Mauern von Otschakow und gewisse sehr lebhafte Zwischenfälle zu Wasser und zu Lande. In Ihrem so ehrenvollen Schreiben geruhen Eure Majestät durch Ihre Zauberei Vater und Sohn in gleicher Weise zu bestricken. Ein Satz von Ihnen wiegt mir schwerer als alle Titel, Pergamente und Diplome, diese Nahrung für Ratten, wie Lisimon sagte. Die Ratten werden Ihre kostbare Unterschrift nicht minder respektieren, als die gekrönten Katzen, die, nach dem großen Kuchen lüstern, dennoch Ihre Farben fürchten.

Ich hätte es gerne gesehen, wenn die Verwandten und Nachbarn des französischen Hofes, selbst auf die Gefahr, im Bilde verbrannt zu werden, die Gesandten eines Gefangenen zurückgeschickt oder diesen den Empfang verweigert hätten. Ich wünschte, daß das Deutsche Reich seine Pflicht täte, und ich bedaure, daß ein anderer, besser gerüsteter Staat zu weit entfernt ist, da er sonst sicherlich fünfzigtausend bärtige, mit Lanzen bewehrte Prediger ausgesendet hätte, um die Sache der Könige zu verkünden.

Aber ich vergesse mich vor dem ersten der Könige und dem König der Könige. Vergeben Sie mir, Majestät! Sie sind die einzige, die gleichzeitig Zutrauen und Bewunderung erweckt. Eigentlich hätte die Besiegerin der Ottomanen berechtigten Anspruch auf etwas mehr Zurückhaltung. Selim und viele andere fänden meine Offenherzigkeit wohl sehr erstaunlich. Es ist wahr, daß ich darüber selbst ein wenig erschrecke, aber nur dann, wenn mir einige Wahrheiten entschlüpfen, die Ihre Bescheidenheit verletzen können.

Nr. 59. An die Prinzessin Helene von Ligne.

15. Jänner 1791.

Da wir nicht mehr wissen, ob die Prinzessin Karl von Ligne noch lebt, und da es den Anschein hat, als ob sie für uns und die kleine Sidonie gestorben wäre, können wir mit ihr auch kein Abkommen treffen. Eine Frau, die von einem dummen polnischen Tyrannen eingesperrt gehalten wird, kann Sidoniens Großonkel nicht daran hindern, die Wechsel einzulösen, für die er uns alle möglichen Sicherheiten gegeben hat. Diese Papiere sind nach der Ansicht des Prinzen Karl, des Fürstbischofs und selbst nach der Meinung von Sidoniens Mutter zur Entschuldung der Güter in Galizien bestimmt. Diese kann und darf die Prinzessin nicht verwalten, denn sie steht im Banne eines Mannes, der jetzt widerrechtlich ihre Geschäfte führt. Sie könnte dadurch ihrer Tochter Schaden zufügen.

Wenn sie das Joch, unter dem sie jetzt steht, abgeschüttelt haben wird, um in Paris, Warschau oder, wenn es ihr beliebt, auf einem meiner Güter zu leben, wird sie in den Genuß der dreißigtausend Francs gelangen, die ihr Gemahl der Prinzessin als mindeste Rente ausgesetzt hat für den Fall, daß er selbst in den vollen Besitz seiner Einkünfte gelangt. Da die Prinzessin Karl durch eine Verehelichung mit dem Grafen Potocki noch unglücklicher würde, als sie es jetzt schon ist, wird ihr Gatte aus Fürsorge für sie und seine Tochter niemals darein willigen.

Ligne.

P. S.

Man muß der Prinzessin sofort ihre Diamanten und ihr Eigentum ausfolgen; dagegen wolle sie ihrem Mann gehörige, noch bei ihr befindliche Handzeichnungen zurückstellen.

Nr. 60. An die Kaiserin Katharina II.

Wien, am 17. März 1792.

Eure Majestät haben nichts zu tun; Ihre „kleine“ Wirtschaft ist in Ordnung gebracht, und hätte man Ihnen gefolgt, so wäre

es die der anderen ebenfalls. Bei der Muße, die Ihnen Ihre Tätigkeit gewährt, sind Sie fast nicht entschuldbar, meiner so völlig zu vergessen.

Ich bin der Ehre nicht teilhaftig gewesen, die früheren Herrscher Rußlands zu kennen oder von ihnen gekannt zu sein. Ich begreife, daß Geschäfte sie verhindern würden, mir zu antworten, wenn ich mir die Freiheit genommen hätte, ihnen zu schreiben. Der eine von den Zaren wäre mit Feldzugsplänen beschäftigt, der andere mit seinen Finanzen, ein dritter mit seinen Winterquartieren, ein vierter mit den Bedürfnissen des Hofes, ein fünfter mit den inneren Angelegenheiten des Reiches, ein sechster mit seinen Ministern, ein siebenter mit seinen Hunden, ein achter mit seiner Familie, seiner Frau und seinen Kindern — kurz, ein jeder hinge seinen Sorgen nach. Eure Majestät aber erledigen Ihre Angelegenheiten in vier Zeilen, mit vier Schiffen und vier Bataillonen. Warum haben Sie mir nicht geschrieben? Ich hoffe daher, daß Eure Majestät zum erstenmale in Ihrem tatenreichen Leben Reue empfinden. Ich allein kann Eure Majestät von dieser Sünde lossprechen, und bin dadurch mächtiger als der göttliche Plato und die gesamte russische Geistlichkeit, deren Gelehrsamkeit, Pracht, Bärte und Tugenden mir so sehr gefallen. Seit sechs Monaten habe ich keinen Brief Eurer Majestät erhalten, und dies ereignet sich zum erstenmal seit zwölf Jahren! Ist das nicht ebenso tyrannisch wie etwa die Entlassung eines Ihrer tapferen Generale aus seinem Gouvernement? Jetzt habe ich zu Ihrem Gewissen geredet; nun will ich mich an Ihre Güte wenden.

Obwohl der „festeste, der einfachste und empfindsamste Charakter" mir seit sechs Monaten kein Erinnerungszeichen gewährt hat, drängt es mich, zu Eurer Kaiserlichen Majestät zu sprechen. Fände sich jetzt in den vier Weltteilen auch nur der kleinste große Mann, ich schriebe ihm, um Eure Majestät nicht zu stören. Aber Eure Majestät müssen für sich selbst und die großen Männer herhalten, die verschwunden sind.

Ich habe unserem jungen Kaiser[183]) einmal aufgewartet und fand ihn gereift durch die Erfahrungen zweier Feldzüge und seine von Joseph II. begonnene Erziehung. Das Andenken dieses un-

glücklichen Monarchen wird mir durch die Freundschaft Eurer Majestät verklärt. Um die Niederlande befragt, nahm ich mir die Freiheit, dem Kaiser zu sagen, daß Kraft ihm dort Gewaltanwendung ersparen würde. Ich riet ihm, gleich bei seiner Thronbesteigung Festigkeit zu zeigen, um derart seine Herrschaft für immer zu sichern. Der gütige Empfang eines moralpredigenden Hofmannes, der während einer kurzen Audienz Worte wie Erhabenheit und Patriotismus wagte, läßt mich auf eine glückliche Zukunft hoffen. Man blicke stets nach dem Nordstern! Er ist wirklich der Stern der Könige und weist den Weg in den Tempel der Unsterblichkeit. — Ich bin usw.....

Staatsarchiv Wien. S. B. 448.
(Korrespondenz Graf Colloredo. Verschiedene.)

Nr. 61. An den Grafen Franz Colloredo*).

Herr Graf!

Wien, am 11. April 1792.

Ich bitte Eure Exzellenz um Vergebung wegen dieser Störung. Ich nehme mir die Freiheit, Sie zu bitten, diese kleine Note Seiner Majestät vorlegen zu wollen, da ich sie dem Allerhöchsten Dienst für nützlich halte.

Ich bin ganz verwirrt und dankbar über die Güte, die Eure Exzellenz mir von Seiten unseres Erhabenen Herrn haben erweisen lassen und bitte noch, sich nicht die Mühe einer Antwort bereiten zu wollen.

Ich habe die Ehre zu verbleiben, Herr Graf, mit der ausgesuchtesten Wertschätzung Eurer Exzellenz sehr ergebener und gehorsamer Diener

Ligne.

*) Bisher unveröffentlicht.

Sire!

Die Gerüchte über den Krieg und seinen wirklichen Verlauf scheinen dem Inhalte jenes Briefes zu entsprechen, den ich die Ehre hatte, Eurer Majestät vor vierzehn Tage zu übersenden. Ich nehme mir nochmals die ehrfurchtsvollste Freiheit, Ihnen die Notwendigkeit der Wiedereinsetzung meines Militärgouvernements in Mons vorzuhalten, besonders im Augenblicke vor meiner feierlichen Einsetzung als Gouverneur. Da ich mich niemals an jemand anderen als an meinen Herrscher wende, da ich von Ihm allein den Erfolg erhoffe, so wird ohne ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät der Hofkriegsrat vergeblich einen Bericht aus den Niederlanden erwarten.

Der Befehl, meinen Posten anzutreten, wird den Niederlanden nützen, da sie sehen werden, daß Eure Majestät sich direkt um sie kümmern.

Sollte die Provinz Hennegau von Frankreich angegriffen werden, und ich im Besitze der Militärgewalt in jenem Maße sein, wie sie mir während der ersten Regierungsjahre Seiner Majestät des Kaisers Joseph eingeräumt war, so verpflichte ich mich, alle jungen Leute von meinen Besitzungen und aus der Umgebung unter die Waffen zu rufen. Dadurch wäre die Verteilung der im Lande befindlichen Truppen erleichtert und eine wirksame Verteidigung der genannten Provinz ermöglicht.

Ich darf mir schmeicheln, dort genugsam Herr der Geister zu sein, um auch über die Menschen gebieten zu können, die nur zu glücklich sein werden, ihren letzten Blutstropfen für die Person und den Dienst Eurer Majestät vergießen zu können.

Dies wird nicht allein geschehen, um den mir von Eurer Majestät vor achtzehn Monaten gnädigst verliehenen Rang neu zu verdienen. Ich will damit auch den Beweis erbringen, daß mein Eifer unter Ihrer neuen Regierung, welche sich im voraus als glücklich und ruhmreich ankündigt, neuen Ansporn erhält. Auch will ich dartun, daß meine ehrfurchtsvollste Anhänglichkeit nur mit meinem Leben enden wird.

Wien, am 11. April 1792.

Nr. 62. An den Grafen Franz Colloredo.*)

Herr Graf!

Wien, am 22. Mai 1792.

Ich bin über den dummen und bösartigen Widerstand einiger Individuen in Brabant so empört, daß ich es für richtig gehalten habe, diesen zum letzten Mal zu schreiben. Ich war sehr glücklich, in meinem Briefe sagen zu können, daß wir kein Geld brauchen, denn ich kenne den Geist dieses Landes. Ich bin nämlich sicher, daß man dort meint, wir würden alle Wünsche erfüllen, nur um die nötigen Mittel zur Kriegführung zu erlangen. Ich bitte Eure Exzellenz, das Stück Seiner Majestät vorzulegen. Das Beiliegende ist nur eine Abschrift, die Sie zurückbehalten können. Ich wünschte, daß das Schreiben die Billigung Seiner Majestät fände, und daß der Brief auch seine Wirkung täte. Auch die Furcht, daß die Generalstatthalter die Übelgesinnten durch ihre Haltung ermutigen könnten, hat mich zur Absendung dieses Briefes bewogen.

Es wird mich freuen, die Ansicht Eurer Exzellenz zu hören, und ich wäre noch glücklicher, wenn ich mit meinen Zeilen Ihren Absichten entgegenkäme. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß sie an Herrn von Baillet[184]) gerichtet sind.

Ich habe die Ehre zu zeichnen usw. usw.

Wien, 21. Mai 1792.

Ganz Europa hatte gehofft, sein Augenmerk nicht mehr auf die Angelegenheiten eines Landes richten zu müssen, das auf der Landkarte einer so beschränkten Raum einnimmt. Europa aber, mein lieber Graf, ist über das Verhalten einer einzelnen Provinz so empört, daß es mir unmöglich ist, Ihnen dies zu verschweigen, dies umso weniger, als ich sicher bin, daß Sie meine Gefühle teilen.

Dies haben Sie bewiesen, als Sie sich bemühten, diese Provinz zu beruhigen. Aber ein Überrest von üblem Gärungsstoff, den man alsbald austilgen wird, verhindert einige Wenige,

*) Bisher unveröffentlicht.

die eher dumm als schlecht sind, sich den Ansichten der ehrlichen Leute zu fügen. Es hieße Sie entehren, wenn man diesen mehr Verständnis oder größere Treue für die Verfassung zubilligen wollte als Ihnen. Durch ihren Widerstand haben sie ja schon das Gegenteil bewiesen. Mit Unrecht bezichtigt man die Anhänger der Regierung der Unterwürfigkeit, der höfischen Gesinnung oder der Schwäche. Es wäre ebenso leicht wie langweilig, den Übelgesinnten an der Hand des Gesetzes ihre Vergehen nachzuweisen. Auch hieße dies, sich in einen Streit einlassen. Sind die Unruhestifter nicht die ungeschicktesten der Menschen, wenn sie ihrem Herrscher nicht sagen: „Sire, eine gefährliche und launische Nation bedroht Ihre Staaten. Wir hatten gemeint, Rechte zu besitzen, die Ihnen unbekannt wären. Aber in diesem Augenblick verzichten wir darauf. Wir werden sie Eurer Majestät erst vorlegen, bis wir Sie geächt haben. Stellen Sie uns überzählige Offiziere zur Verfügung. Die Trommel, die zu ihrer eigenen Schande für einen Advokaten und einen alten Geistlichen gerührt worden ist, soll die an ihr klebende Schmach dadurch tilgen, daß sie jetzt alle unsere jungen Leute unter Ihre Fahnen ruft.“

Was wollen diese armen Verführten beginnen? Wissen sie nicht, daß vier Lunten, an die vier Ecken einer Stadt gelegt, genügen, sie zu bändigen? Auf das erste ungehörige Wort oder den ersten abgefeuerten Schuß folgt der Befehl, sich dieser Lunten zu bedienen. Nicht der Furcht vor diesem Entschlusse, sondern der Mäßigung, die ihnen Zeit zur Reue gewährt, haben sie es zuzuschreiben, daß bisher Gewalt nicht angewendet wurde. Man wird sie aber doch gebrauchen müssen, und dann werden die Unschuldigen für die Schuldigen zu leiden haben. Vergebens würden sie die französischen Horden zuhilfe rufen. Diese würden taub sein für ihr Geschrei, denn die Furcht verschließt die Ohren.

Welch' falsche Rechnung, sichere Rechte für unsichere aufzugeben! Was soll es fruchten, habsüchtig mit einem Souverän zu streiten, der nur darüber belehrt werden will, wie weit er in seiner Großmut gehen soll? Sie haben ihn ja gesehen, mein lieber Graf, Sie waren gerührt und durchdrungen von seiner Güte. Er hat das Aussehen und das Alter des Freimutes. Fürsten werden erst

dann gegen die Menschen verbittert, wenn sie während einer langen Regierungszeit betrogen worden sind. Aber unser junger König sieht alles noch im schönen Lichte. Wenn die Unzufriedenen in Brabant in ihrem kleinen, so wenig gefährlichen Zorn es vermöchten, ihre Verfehlung so schwer zu nehmen, wie ich, so wären sie damit schon ausreichend bestraft. Wagen Sie, lieber Graf, einen letzten patriotischen Versuch! Verleihen wir diesem Wort, das man in Holland, in Frankreich, in Lüttich und in den Niederlanden geschändet hat, seinen alten Klang wieder! So, wie er jetzt verstanden wurde, hat der Patriotismus kein Glück gemacht. Er war das Aushängeschild für Feigheit, Betrug und Unvermögen!

Antworten Sie mir, ich bitte darum, so rasch als möglich, damit man wisse, an wen man sich halten soll. Ich kann Ihnen übrigens versichern, daß ich Ihnen nicht auf Befehl des Königs schreibe. Es geschieht ebenso sehr aus Anhänglichkeit für ihn, wie für das Land, in dem geboren zu sein ich mir seinerzeit als Ehre anrechnete. Die Amnestie ist eine Waffe, deren man sich füglich bedienen kann, aber sie ist gegebenenfalls nur der Vortrupp von hunderttausend Mann, die in Ihr Land einmarschieren werden. Dies sollte wohl allen Widerspenstigen bei uns daheim und auch unseren Nachbarn jede Hoffnung nehmen. Denn die Tapferkeit und die Treue unserer wackeren wallonischen Regimenter, die ihren Ruhm erst kürzlich vermehrt haben, sind ausreichend, um nicht allein Belgien in Ruhe zu halten. Sie werden auch dem Ritte unserer tapferen Husaren und Ulanen bis an die Tore von Paris genügenden Schutz verleihen. Aber unser König führt nur Krieg, um Frieden zu stiften. Er verschwendet lieber Geld als Blut, und deshalb erscheinen ihm die größten Kriegskosten gering, wenn er nur die einen zur Vernunft, die anderen zum Gehorsam zu bringen vermag. Sie wissen, daß er die Lasten dieses ihm nach langer Überlegung aufgezwungenen Kampfes, den er gewiß nicht zu seinem Vergnügen führt, allein tragen will. Er mag nicht, daß seine Untertanen zu den Kosten des Feldzuges beisteuern. Deshalb sind auch alle seine Völker vom Schwarzen Meere bis hin zur adriatischen Küste und dem kleinen Flusse Senne (diesen leider nicht inbegriffen) bereit, für ihn ihr Leben hinzugeben.

Empfangen Sie die Versicherung der guten Gefühle, die Ihr Vorgehen hier allen eingeflößt hat, die Sie kennen, sowie den Ausdruck der Anhänglichkeit und Verehrung, mit der zu sein ich die Ehre habe, Herr Graf, Ihr sehr ergebener und gehorsamer Diener

Ligne.

Nr. 63. An die Kaiserin Katharina II.

Aus Belœil, 1793.

Soeben habe ich Eurer Majestät den Teil einer Ansicht von Zarskoje Selo, die Kaghulsäule[185]), nachgemacht, nur ließ ich an deren Stelle einen fünfundvierzig Fuß hohen Obelisk aus weißem Marmor setzen. Auf der einen Seite steht geschrieben: „Meinem geliebten Karl für Schabatz und Ismail", auf der anderen Seite habe ich das Georgskreuz und den Maria Theresien-Orden einmeiseln lassen. Auf der dritten Seite liest man: „nec te juvenis memorando silebo" und auf der vierten Seite steht: „Sein Mut machte meinen Stolz, seine Freundschaft mein Glück." — Am Ende des Rasenplatzes, der durch ein Tälchen und einen Orangenhain begrenzt wird, steht über einem Tag und Nacht rauschenden Wasserfall ein zerfallener Marmortempel. Ich habe zugerichtet, verändert und jeden Stein selbst an Ort und Stelle gebracht, denn ich kann nicht zeichnen. Ich besitze kein Talent, wenn ich mich nicht, wie Duclos[186]), zu sagen erdreiste, daß der Geist mein Talent ist. Wer aber darf sich diesen zuschreiben, wenn er an Eure Majestät denkt? Was die entarteten Völker betrifft, so habe ich die Ehre, Eurer Majestät einzugestehen, daß ich meist aus Faulheit die Meinung aller Welt teile. Außerdem sind sehr wenige fähig, eine Auseinandersetzung zu führen. Aber als wir im Jahre 1780 in Zarskoje Selo im Wagen fuhren, erwiesen Sie mir die Ehre, Peter I. die gute Eigenschaft nachzurühmen, daß man mit ihm streiten durfte.

Mit Eurer Majestät glaube ich an das Bestehen der gleichen Leidenschaften seit Erschaffung der chinesischen oder der christlichen Welt. Es gibt vielleicht auf Erden überall die gleiche Menge von Tugenden und Lastern, von Gutem und Bösem, aber

ihre ungleiche Verteilung hängt von den Herrschern ab. Wir haben gelernt, daß Athen und Rom verschwunden sind. Wir sehen jetzt Paris untergehen und bewundern den höchsten Glanz des Ruhmes, der Weisheit und der Künste in Petersburg und den drei oder vier russischen Reichen aller Farben.

Eure Majestät haben einige von Peter I. in seiner Bauhütte nicht verwendete Quadern und Werkstücke gesammelt und ein Gebäude aufgerichtet, dem Sie noch einige weitere Teile anfügten. Mit den Triebfedern eines unsichtbaren Mechanismus haben Sie eine ungeheure Maschine in Bewegung gesetzt.

Ohne Sie, Majestät, ich wage die Behauptung, wäre Ihr Reich ein schwächlicher Koloß geblieben. Durch Vergrößerung seiner riesenhaften Gestalt haben Sie ihm auf mehrere Jahrhunderte Kraft und Macht verliehen, falls man nur dereinst den von Ihnen gewiesenen Weg einhält.

Mein teurer und unnachahmlicher, liebenswürdiger und bewundernswerter Fürst von Taurien, der die dummen Muselmanen so gut bekämpft, hat die sonst so freigebige Natur auf lange Zeit erschöpft. Verlieh sie ihm doch den ganzen Stoff, dessen sie sonst zur Erschaffung von hundert herzhaften und geistvollen Männern bedarf, von Männern, die man freudig geschaut und mit Nutzen verwendet hätte. Ich würde ihm schreiben, wenn ich nicht fürchtete, daß er sich anstatt mit meinem Briefe mit einer Schar von Paschas, einer Säulenhalle oder einem Haufen Kohlrüben befaßt. Muß ich wirklich von der tiefen Verehrung und der Hingabe sprechen, mit welcher ich der ergebenste und getreueste russische und tatarische Untertan Eurer Majestät bin?

Ligne.

Nr. 64. An die Kaiserin Katharina II.

Aus Belœil, 1793.

Wie schön klingt mir der Name Kaukasus! Wie froh bin ich, daß mein Brief dorthin hat reisen dürfen! Aber sehen Sie nur, wie ungerecht der Himmel ist! Dort hat er diesen armen

Teufel von Prometheus bestraft, der nichts Ärgeres verbrochen hatte, als Eure Kaiserliche Majestät jetzt tun. Ihnen gewährt die Vorsehung an diesem Marterorte Triumphe. Den Prometheus zerfleischte ein Geier, und nun verjagen Sie die Geier, welche die Herden auf den schönen Grenzmatten Ihres Reiches verzehren wollten.

Eure Majestät sind hundertfach schuldiger als dieser Dieb himmlischen Feuers, denn Sie bedienen sich des Feuers von hundert Kanonen, um sämtliche kleinen Throne in den Tälern dieses berühmten Gebirges zu erschüttern. Meinetwegen, wenn es der Himmel so will und jetzt klüger ist, als der Himmel von damals! Ich habe es sehr nötig, mich mit den Ruhmes- und Glückestaten Eurer Majestät zu beschäftigen, um die Erinnerungen zu verscheuchen, die mich unaufhörlich quälen.

Ich habe ja das Glück und die Gunst genossen, eine unglückliche Fürstin zwölf Jahre lang zu sehen. Sie ist schön, gut, wird aber schonungslos verleumdet; sie vereinigt in sich so viele liebenswürdige und ausgezeichnete Eigenschaften, ist die nahe Verwandte eines mächtigen Herrschers, und schmachtet jetzt trotzdem in einem schrecklichen Gefängnis! Ach Gott, meine Einbildungskraft befindet sich so übel in Frankreich, deshalb beeile ich mich, nach Petersburg zurückzukehren.

So ist denn, dank Eurer Majestät, wieder eine Familie ebenso glücklich geworden, wie sie ehrenwert und interessant ist. Der Graf von Choiseul ist aus unendlich vielen Gründen Ihrer Wohltaten würdig und sein Sohn, den ich sehr genau kenne, ist des Vaters und der Gnaden meiner erhabenen Herrin wert.

Man wird jetzt auf die Jahreszahlen sehr genau achten müssen. Angesichts der vielen fremden Namen in Petersburg wird man bald nicht mehr wissen, in welchem Lande es liegt. Europa und Asien werden dort bald gleich heimisch geworden sein, und die Seine, die nicht, wie fünf mir als Ihre sehr demütigen Sklaven bekannten Meere, die Ehre genießt, Eurer Majestät untertan zu sein, entsendet die Bewohner ihrer einst glücklichen Ufer an den Strand der Newa. Ihre tapferen Soldaten werden in einigen Jahren den Reisenden sagen können: „Wir kämpften, Herr,

TATARISCHE MURSEN.

gemeinsam mit Montmorency[187]), Richelieu[188]), Langeron[189]) und dem berühmten Lacy."

Was, Majestät, fehlt jetzt noch zu Ihrem Ruhm? Er kommt Ihren Wohltaten gleich, das will alles sagen.

Nr. 65. An die Kaiserin Katharina II.

Aus meinem Zufluchtsort, im Jahre 1794.

Wieder hatte ich Gelegenheit, mich von der Allwissenheit Eurer Majestät zu überzeugen. Bedienten mich meine Beamten gleich gut, so wäre ich doppelt so reich. Eure Majestät verstehen es, zu kaufen, zu verkaufen, zurückzukaufen, zu leihen, zu schenken und wieder zu schenken. In dieser Art des Handels haben Sie gute Spekulationen gemacht. Denn das Ergebnis ist immer das gleiche: Sie bereichern die einen, um die anderen zu beglücken. Eine Sündflut der Wohltaten geht von allen Seiten auf Ihr Reich nieder, und ich bin sehr zufrieden mit dem kleinen Regenguß, der auch mich erreicht. Der Herr Großmeister[190]) der Artillerie macht, wie ich, ein gutes Geschäft, aber er weiß nicht, daß ich rechthaberisch bin. Ich muß es wohl sein, um jemandem beschwerlich zu fallen, der es seinerseits offenbar niemandem ist, da alles nur Gutes von ihm erzählt.

So möge der Herr Großmeister der Artillerie denn vernehmen, daß ich ihm einen gewissen Felsen, drei oder vier Klafter weit im Meere nicht ablasse. Ich habe diese Flut, bis an die Brust im Wasser, durchschwommen, um den göttlichen Namen Katharinas des Großen auf der einen und (ich bitte darob um Vergebung) den menschlichen Namen der damaligen Dame meines Herzens auf der anderen Seite in den Stein zu schreiben.

Eure Majestät können diese Klippe auf meiner einst überreichten Zeichnung von Parthenizza wahrnehmen. Damals bstanden noch meine Baupläne, die ich ohne Jussuf Pascha[191]), dem Rußland so große Vermehrung seines Ruhmes dankt, auch ausgeführt hätte.

Ich will also, ich verlange, ich fordere, daß dieser Felsen auf ewig „der Felsen Lignes" genannt werde. Keine Überlegung! Diese Art des Verhandelns habe ich an einem gewissen Hofe erlernt.

Wenn der gute Selim Eure Kaiserliche Majestät zum Marsche nach Konstantinopel zwingt, so werde ich in meiner heißgeliebten Uniform der Eremitage, ich besitze sie noch, mittun. Mein Fels berechtigt mich zum Tragen des grünen Samtes mit Silber. Denn eines Tages sagten mir Eure Majestät, majestätisch, anmutig und langsam auf dem Verdeck Ihrer Galeere lustwandelnd: „Ich schenke Ihnen, Herr Fürst von Ligne, diese Ländereien auf dem linken Ufer des Borysthenes.“ Dabei hielten Sie Ihre schöne Hand ausgestreckt, und merkten gar nicht, daß das Schiff ununterbrochen weiterfuhr.

Das kleine Westeuropa denkt noch lange nicht daran, das Irrenhaus zu verlassen. Man schmiedet Pläne. Aber bevor diese das Meer zweimal überquert haben, über den Rhein und die Donau gelangt sind, könnten unsere Feinde durch drei gleichzeitige Angriffe auf drei verschiedene Punkte die Maas, die Sambre und die Lys überschreiten und dadurch die für einen allgemeinen Angriff auf Frankreich notwendigen Truppenansammlungen verhindern. Diesem Ansturm sollte man wohl nach russischer Methode mit einer Überrumpelung des verschanzten Lagers von Maubeuge zuvorkommen. Dazu habe ich während des ganzen Winters, leider vergeblich, geraten.

Wenn Eure Majestät einigen Einfluß beim Fürsten von Anhalt besitzen, bitte ich Sie ehrfurchtsvoll um Unterstützung, denn ich schreibe ihm wegen einer Gnade, die mir sehr am Herzen liegt. Aber Eure Majestät werden sehr früh aufstehen müssen, um seiner habhaft zu werden, zu seinem Lever gehen und sich anmelden lassen müssen, um eine Audienz bei ihm zu erlangen.

Ich bin usw.....

Nr. 66. An die Kaiserin Katharina II.

Aus Wörlitz[192]), als Gast des Fürsten von Dessau, September 1794.

Ich wußte, daß das Haus Anhalt dem Alphabete nach als erstes im Almanach rangiert und diesen genealogischen Vorrang auch tatsächlich besitzt. Unbekannt aber war mir sein feiner Geschmack

für die Gartenkunst. Welch' ein Vetter ist dieser Vetter Eurer Majestät! Die Anlage von Wörlitz[193]) mahnt mich sehr stark an Zarskoje Selo. Da aber der Fürst kein so großer Herrscher ist, kann er sich nicht so viele Launen und poetische Lizenzen leisten. Seine Gothik ist auch nicht rosenfarbig, wie jene, die ich Unverschämter Eurer Majestät einst vorgeworfen habe. Wirklich, ich erschrecke darüber, daß ich öfter meine Meinung mit Hartnäckigkeit verfochten habe. Ich erinnere mich noch an den Ukas über das Duell, den ich so kühn anzugreifen wagte, daß mich Eure Majestät bei seiner Verteidigung fast selbst zum Zweikampf gefordert haben. Ich will aber, daß Sie sich entsinnen, wie keck, verstockt und sogar tückisch ich manchmal diskutierte, um mich herauszuziehen. Denn Sie werden daraus ersehen, daß ich Ihnen niemals geschmeichelt habe. Was immer ich Eurer Kaiserlichen Majestät über das Bezaubernde und Gute an Ihnen sagte oder schrieb, war echt und keine Liebedienerei. Aber selbst das hätte ich mir versagt, wären Sie nicht eine Kaiserin. Ein Zar hätte derlei nicht von mir gehört. Aber Wahrheiten schmecken einer Frau gegenüber stets nach Galanterie, und einen Herrscher wie Sie kann man getrost ohne Selbsterniedrigung loben.

Ich kehre zurück zu den Hammeln des Prinzen von Dessau. Sie hüpfen unter meinen Fenstern herum und verzehren die Blumen, die den schönen Rasenplatz bunt sprenkeln. Ich bin weniger habgierig als Herr von Voltaire, der Schafe bloß dann liebte, wenn sie ihm gehörten. Auch bin ich ein geringerer Feinschmecker als der Herzog von Nevers[194]), der zu dem eine Herde mit liebenden Hirtenaugen bewundernden Abbé de Chaulieu[195]) sprach: „Vielleicht hat nicht ein einziger von diesen Burschen da zartes Fleisch.“ Ich rate Eurer Majestät, sich eine neue Ausgabe meiner Schrift über Belœil anzuschaffen, wo Sie auch eine Beschreibung von Wörlitz, wahrhaftig einem der schönsten Orte der Welt, finden werden. Wenn Eure Majestät vielleicht darüber staunen, daß ich mich mit Heu und nicht mit Lorbeeren beschäftige, so will ich bemerken, daß diese Ernte leichter ist. Ich hätte mich sehr gern, wie andere, um Lorbeeren bemüht, bin aber offenbar mit Joseph II. gestorben, dann für

einen Augenblick wieder auferstanden, um mit Marschall Laudon endgültig zu verscheiden und gleichzeitig mit dem Marschall Lacy zu erkranken.

Mein Reich ist nicht mehr von dieser Welt. Es dünkt mich jedoch, daß ich aber deshalb dennoch das Reich anderer nicht zerstören ließe. Wenn man einmal einen grünen Frack mit roten Aufschlägen getragen hat, so versteht man sich nur um so besser darauf, Throne zu stützen, wenn auch just der meiner Herrscherin dieser Hilfe nicht bedarf.

Graf Browne reist eben nach Petersburg, und so bleibt mir nur noch Zeit, mich Eurer Majestät zu Füßen zu legen, indem ich...

Nr. 67. An die Fürstin Christine Clary.

Edelstetten, am 10. Mai 1803.

Oh, welch' eine Kanonade, welch' hübsche kleine Armee von sechsundsechzig Mann, wovon die Hälfte von Zeit zu Zeit die Gewehre weglegt, um mir die herrlichste Musik vorzuspielen. Ich traf überraschend hier ein, aber man war wachsam. Kaum hatten die Postillone auf der Bergeshöhe zu blasen aufgehört, so begann auch schon im Tale lebhaftes Treiben und Hasten. Ich sah alles unter Waffen treten, in das Damenstift und in die Kirche eilen. Man hatte offenbar vermutet, daß ich die Kirche zuerst besuchen wolle, wohl um Gottes Verzeihung zu erbitten, weil ich fremdes Gut an mich nahm.

Ich war ja selbst versucht, eine Indemnität als Indignität und eine Sekularisierung als eine Frustrierung zu betrachten, aber ich sagte mir: beim westphälischen Frieden, der für das schönste Vertragsinstrument der Welt gilt, hat man dies alles so gut gefunden, daß man vielleicht später auch seine Parodie bewundern wird.

Der Äbtissin ließ ich nicht erst Zeit, mich am Treppenfuße zu empfangen, vielmehr beeilte ich mich, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, ihr die Hand zu küssen. Den Stiftsdamen, die sich eine nach der anderen einfanden, sagte ich die rührendsten und ehrfurchtsvollsten Dinge, noch dazu in deutscher Sprache,

denn die Äbtissin versteht kein Wort Französisch. Da ich mir des Kummers bewußt war, den mein Regierungsantritt den frommen Frauen bereiten mußte, befliß ich mich eines recht traurigen Tonfalles, und dieser machte offenbar die Fehler meiner deutschen Rede wieder gut. Ich muß meinen Schmerz recht glaubhaft gezeigt haben, denn meine Zuhörerinnen waren tief gerührt. Um die Wirkung meiner Ansprache nicht durch irgendein lächerliches, unrichtiges deutsches Wort zu beeinträchtigen, blieb ich einen Augenblick lang still und sprach wieder französisch, um die Bildung der Stiftsdamen zu erproben. Dann wagte ich wieder ein wenig Deutsch, das mir durch Zufall nicht übel geriet. Ich selbst aber habe darüber gelacht, um mein Auditorium zum Auftauen zu bringen. Die kleinen Damen neckten sich denn auch alsbald ob ihres mehr oder minder schwäbischen Französisch.

Als endlich alles zutraulich geworden war, dankte ich der Äbtissin dafür, daß sie dem von mir erbetenen Porträt in ihrem Salon einen Platz gegönnt habe. Man prüfte es auf die Ähnlichkeit und war recht befriedigt. Da die armen Stiftsdamen schließlich eine Menge zu tun hatten, schützte auch ich Geschäfte vor und zog mich in meine Wohnung zurück, von wo ich Dir schreibe. Auf morgen denn!

Nr. 68. An die Fürstin Christine Clary.

Edelstetten, am 12. Mai 1803.

Nun, der Tag ist glänzend verlaufen. Nach einer etwas überlangen Zeremonie, bei der meine sehr hübschen blauen Soldaten paradierten (die Aufschläge und Vorstöße der Uniform sind rosenrot, wie meine Livrée), und nach dem Festessen bin ich durchgegangen. Ganz allein habe ich einen Spaziergang unternommen, um zu sehen, ob sich in der Umgebung des Ortes nicht Verschönerungen durchführen ließen.

Auch habe ich alle Häuser besucht, um zu hören, ob man dort halbwegs glücklich sei, und ob ich die Wohlfahrt meiner Untertanen nicht erhöhen könnte. Ich habe viele Bitten entgegengenommen und auch soweit als möglich erfüllt.

Bei der Rückkehr von dieser Forschungsreise belachten die Stiftsdamen herzlich mein Erstaunen über den geringen Umfang des ihnen von mir geraubten Reiches. Ich aber freue mich, nicht so gehandelt zu haben, wie einige andere von uns, die durch viele Intriguen auf dem rechten Rheinufer das Dreifache dessen erhielten, was sie auf dem linken eingebüßt hatten.

Karl XII. sagt von seinem Königtum: „Gott hat es mir verliehen, der Teufel wird es mir nicht rauben.“ Ich weiß nicht, wer mir das meine verliehen hat, aber ich fürchte sehr, daß Gott es mir wegnimmt. Das täte mir leid, denn ich fühle mich hier ungemein wohl. Über meine Inthronisierung hättet Ihr gelacht und geweint. Ich saß auf einem Thron wie ein Herrscher in einer komischen Oper, es gab mehr Reisig als Teppiche, und diese waren stellenweise zerrissen. Alte purpurfarbene, ziemlich stark spiegelnde Samtstücke bedeckten einen Thronhimmel, der mir immer auf den Kopf zu fallen drohte.

Meine getreuen Untertanen nahten zum Handkuß; bei ihrer kleinen Zahl war dies nicht ermüdend für mich. Mit der Heuchelei eines philosophischen Herrschers stützte ich einige Greise, um sie beim Hinabsteigen vom Throne vor einem Fall zu bewahren; denn hier im Reiche muß man als Menschenfreund erscheinen. Übrigens sind meine Katholiken hier so gläubig und gutartig, daß ich, um ihnen Kummer zu ersparen, Protestanten weggeschickt habe, die sich mit mir abfinden wollten. Dadurch erleide ich einen Verlust von fünfzehntausend Gulden, die sie entrichten wollten.

Eine meiner Stiftsdamen, das sehr hübsche und liebenswürdige Fräulein von Rösler, fürchtet sich vor Maikäfern. Ihre anmutigen Mitschwestern und ich sammelten etwa hundert von diesen Tieren, brachten sie in einer Schachtel unter und ließen sie dem Mädchen als eine Sendung ihrer Eltern zustellen. Kaum hatten wir sie verlassen, angeblich um uns zur Ruhe zu begeben, so öffnete sie das verhängnisvolle Päckchen. Ihr Geschrei, unser Lachen, dann unser Mitleid, die Furcht vor Tränen, das Bedauern über einen vielleicht zu gewagten Scherz waren das Werk einer Minute. Ich betrat ihr Zimmer und spielte den Herkules, der die auf die Reize der Schönen erpichten Ungeheuer zu Boden streckte.

FÜRSTIN CHRISTINE CLARY.

Knieend erbaten darauf die Damen und ich ihre Verzeihung. Das schmeckt ein wenig nach Pensionat oder Kloster und ist ein bischen zu kindisch für einen alten Souverän. Habet aber Nachsicht mit seinen unschuldigen Vergnügungen; es gibt größere, aber keine harmloseren.

Man scheint hier mit mir ziemlich zufrieden zu sein. Ich bin von jedermann entzückt und freue mich, meinen Brief mit der Versicherung schließen zu können, daß mein Glück grenzenlos wäre, wenn ich Dich, liebe Christine, hier hätte. Gibt es denn ohne Dich ein wirkliches Glück für mich?

Nr. 69. An die Fürstin Christine Clary.

15. Mai 1803.

...Obwohl ich dem traurigen Abschiede von meinen reizenden Stiftsdamen und den vortrefflichen Einwohnern meines braven, großen Dorfes unbemerkt entrinnen wollte, konnte ich meine, an der Bannmeile wachende Garde nicht überraschen. Da es in der Richtung nach Günzburg von meiner Hauptstadt bis zur Grenze nicht sehr weit ist, fand ich um halb zwei Uhr morgens meine Armee mit der ganzen Janitscharenmusik vor. Diese wollte sich offenbar nicht mit dem bisher Geleisteten bescheiden: dem täglichen Morgenlärm bei meinem Erwachen, dem Getöse bei der Wachparade und dem Zapfenstreiche. Die wackere Schar setzte jetzt noch ihre melodische Tätigkeit fort, und machte damit in der finsteren Nacht bei strömendem Regen den prächtigsten Eindruck. Das Orchester und drei vor den Nasen meiner Pferde abgefeuerte Gewehrsalven brachten mich in die Gefahr, den Hals zu brechen.

Die Kunde von meiner Abreise hatte sich unter der Bevölkerung verbreitet. Ich weiß nicht, ob sie meinen engelhaften Stiftsdamen Tränen erpreßte, aber alles, was im Hause und auf den Straßen wach war, auch meine hübschen und biederen Soldaten, vergoß gleich mir und meinen Leuten Tränen, Ismail inbegriffen, der Zähren weinte, so schwarz wie sein Angesicht. Einige dumpfe, mit ein wenig trüber Stimme ausgebrachte Rufe: „Unser Fürst soll leben!“ rührten mich weit mehr als alles Vivatschreien,

mit dem man mir in anderen Zeiten die Ohren angefüllt hatte. Wie viele rührende Dinge spielten sich sonst noch während meines Aufenthaltes ab! Ich merkte, daß einige Leute gegen die Äbtissin undankbar gewesen waren, woraus hervorgeht, daß in der ganzen Welt eine ungeheure Menge solcher Geschöpfe leben muß, wenn sich sogar unter den Schwaben, den ehrlichsten Leuten Europas, Undankbare finden. Ich hatte die berechtigte Trauer der Äbtissin über den Verlust ihrer Herrschaft und ihres Vermögens gemerkt und wäre trostlos gewesen, die eben angetretene Herrschaft nicht zur Milderung dieses Unglücks benützen zu können. Als ich wegfuhr, war sie und das ganze Kapitel dreimal besser gestellt, als je zuvor. Hätte mein Damenstift, wie fast alle anderen, häßliche, stolze, abgeschmackte, habgierige Bewohnerinnen beherbergt, so verfügte ich jetzt über zehntausend Gulden Rente mehr. Die letzte Rate des Verkaufspreises meiner Bilder ist aber jetzt fällig. Wenn die aus Edelstetten fließenden Erträge mich nur für den Ausfall dieser Einkünfte schadlos halten, so werde ich mich gerne bescheiden und das bisherige Leben in meiner aurea mediocritas mit siebzehn- bis achtzehntausend Gulden Jahreseinkommen gerne fortsetzen.

Nr. 70. Briefgedicht an Goethe.

Wien, am 21. Oktober 1803.

An Ihn!

Da ich Dich weder sehen noch hören kann, erfüllen mich diese Zeichnung und Dein Name allein mit Begeisterung. Sie belebe meine schwache Stimme! Wir können einander nicht genugsam verstehen, und da ich es nicht wage, mich in Deine Höhen emporzuschwingen, wird meine Sprache nicht vermögen, das süße und zärtliche Hochgefühl wiederzugeben, das der Dichter des Werther einst meinem Herzen eingeflößt hat. Nicht werde ich, dem Prometheus gleich, den Göttern das Feuer des Empyreums rauben, um Dich zu preisen, denn sonst würde mein Sang überkünstelt scheinen. Verstand taugt mehr als ein erhitztes Blut, und warum soll man aus Versen die Vernunft verbannen?

Wenn die Liebe zum Wahren und Schönen noch lebt, so wirst Du, erhabener Goethe, Ehre unseres Germaniens, alle Völker Deinem Genius zu Füßen schauen.

Mit diplomatisch kühl erwägendem Kopf, aber warmen Herzens und Geistes rühmt mein lieber vortrefflicher Gentz[196]) ohne Unterlaß Deine göttlichen Schriften. Allüberall finde ich nur Verehrung für Dich. Das deutsche Athen ist Deiner heiligen Gluten Heiligtum, und von überall naht man Dir, um Dir Huldigungen, Ehren und gute Wünsche zu überbringen und beglückt wieder heimzukehren. Ach, ich habe Buffon, Rousseau, Voltaire, Montesquieu, Friedrich gekannt, aber Dich habe ich noch nicht geschaut. Doch Dein Ruhm fliegt von Norden nach Süden, und wieviel Schönheit hat die deutsche Muse durch Dich gewonnen. Vor Dir senkt die Kritik kraftlos die Waffe. Der Beherrscher des neuen Athens, dieser neue Solon, ein tapferer Krieger und milder Fürst, liebenswerter als der griechische Denker, hat dort dem Geist und der Weisheit eine Heimstatt bereitet.

Man rühmt Deine schöne Seele, und gerne glaube ich, daß die Tugend sie entflammt; denn Du bist Mariannens[197]) Freund, und das heißt ein guter Mensch sein. Ihre Freundschaft macht Dich der Liebe wert, ihr Geschmack ist mir höchstes Gesetz. Mariannens Neigung gilt mir als Adelsbrief.

S. B. 264 Staatsarchiv Wien.

Nr. 71. An Kaiser Franz I.[198])*)

Sire!

Töplitz, 27. August 1805.

Das Geheimnis, die Festigkeit und die Raschheit der Pläne Eurer Kaiserlichen Majestät bedecken Sie mit Ruhm. Wenn die Zukunft Ihnen die Gelegenheit gewährt, wird auch der Erfolg Ihnen sicher sein. Ich wünschte, Sire, daß Sie mir anläßlich meines fünfzigjährigen Soldatenjubiläums eine Belohnung gewährten. Ich

*) Bisher unveröffentlicht.

wage die Behauptung, daß meine bisherigen Dienste als gute anerkannt worden sind. Ich würde eine beliebige Anstellung bei der Armee als Krönung meiner Tätigkeit freudigst begrüßen. Wie ich es Eurer Majestät schon gesagt habe, ist mir die Verwendung gleichgültig. Ich würde mich auch zu meinem Regimente begeben, wenn ich nur des Glückes teilhaftig werden könnte, eine Kommandierung zu finden.

Zum zwölften Male bitte ich nun Eure Majestät um diese Gnade. Ihr gutes Herz und vielleicht auch die Überzeugung, daß mein Diensteifer, unterstützt durch eine ausgezeichnete Gesundheit, Eurer Majestät nicht abträglich sein könnte, haben Sie bisher noch jedesmal verhindert, mir diese Gunst endgültig zu versagen. Ich würde es als Ausfluß Ihrer Gerechtigkeit betrachten, wenn ich die einzige Huld erlangte, die ich erstrebe. Sie bestünde darin, für Eure Kaiserliche Majestät siegen oder sterben zu dürfen. Sie würden dadurch auch das Andenken Ihrer Vorfahren ehren, die mich sicher erhört hätten. Mit Ergebung und fast mit einiger Hoffnung erwarte ich dieses erste und letzte Zeichen Ihrer Gnade und bin mit ebensoviel persönlicher Anhänglichkeit als Verehrung, Sire, Eurer Kaiserlichen Majestät gehorsamster und getreuer Untertan

Ligne.

Großherzoglich Sachsen-Weimarisches Hausarchiv, Abt. A. XIX. Karl August Nr. 75.

Nr. 72. An den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar*).

Dresden, am 11. September 1806.

.... Jetzt rede ich von meinem Herzen. Weit mehr als ich es zu sagen vermag, war es erkenntlich und dankbar für diesen neuen Beweis Ihrer Güte, mein Bildnis. Wird es zum Sprechen ähnlich, so wird es zu Eurer Hoheit die zärtlichsten Dinge sprechen. Man hat es als sehr vorgeschritten und gelungen bezeichnet. Während meiner Abwesenheit werden zwei Ordensbänder und zwei Berge

*) Bisher unveröffentlicht.

GRÄFIN TITINE O'DONELL-LIGNE.

wage die Behauptung, daß meine bisherigen Dienste als gute anerkannt worden sind. Ich würde eine beliebige Anstellung bei der Armee als Krönung meiner Tätigkeit freudigst begrüßen. Wie ich es Eurer Majestät schon gesagt habe, ist mir die Verwendung gleichgültig. Ich würde mich auch zu meinem Regimente begeben, wenn ich nur des Glückes teilhaftig werden könnte, eine Kommandierung zu finden.

Zum zwölften Male bitte ich nun Eure Majestät um diese Gnade. Ihr gutes Herz und vielleicht auch die Überzeugung, daß mein Diensteifer, unterstützt durch eine ausgezeichnete Gesundheit, Eurer Majestät nicht abträglich sein könnte, haben Sie bisher noch mehrmal veranlaßt, mir diese Gunst endgültig zu versagen. Ich würde es als Ausfluß Ihrer Gerechtigkeit betrachten, wenn ich die einzige Huld erlangte, die ich erstrebe. Sie bestünde darin, für Eure Kaiserliche Majestät siegen oder sterben zu dürfen. Sie würden dadurch auch das Andenken Ihrer Vorfahren ehren, die mich sicher erhört hätten. Mit Ergebung und fast mit einiger Hoffnung erwarte ich diese erste und letzte Zeichen Ihrer Gnade und bin mit ebensoviel persönlicher Anhänglichkeit als Verehrung, Sire, Eurer Kaiserlichen Majestät gehorsamster und getreuer Untertan

Ligne.

Großherzoglich Sachsen-Weimarisches Hausarchiv, Abt. A. XIX. Karl August Nr. 15.

Nr. 72. An den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar*).

Dresden, am 11. September 1806.

.... Jetzt rede ich von meinem Herzen. Weit mehr als ich es zu sagen vermag, war es erkenntlich und dankbar für diesen neuen Beweis Ihrer Güte, mein Bildnis. Wird es zum Sprechen ähnlich, so wird es zu Eurer Hoheit die zärtlichsten Dinge sprechen. Man hat es mir vorgeschrieben und gelungen bezeichnet. Während meiner Abwesenheit werden zwei Ordensbänder und zwei

*) Bisher unveröffentlicht.

gemalt, und mein Haar wird in Unordnung gebracht. Die Fertigstellung des Übrigen erfordert meine Gegenwart, und deshalb kehre ich morgen zurück. Ich hatte nicht mit einer so langen Abwesenheit gerechnet, aber die Liebe zu der schönen Fürstin[199]) und ihrer hübschen Freundin[199a]), und die Freundschaft (denn der Prinz Louis Ferdinand weilt hier) haben mich zurückgehalten. Ich glaube, daß der Fürst von Hohenlohe[200]) heute zurückkehrt und daß übermorgen hier mehrere Regimenter die Elbe überschreiten werden.

Ich fürchte sehr, daß die Franzosen überall schneller sein und sofort in Sachsen einfallen werden. Man hatte sie für eingeschüchtert gehalten, weil im „Moniteur" zu finden war, daß sie sich über den Rhein zurückziehen würden. Man schenkt ihren Vorspiegelungen immer Glauben; wenn aber B.(onaparte) nur zweimal geschlagen ist, wird er das nicht bewilligen, was Knobelsdorf[201]) gefordert hat. Ich weiß nicht, wann man ihn endlich durchschauen wird.

Dann werden wir irgendwo lesen: „Franzosen! Euer Kaiser ist nicht unfehlbar. Er ist das Opfer seines guten Glaubens. Preußen, Russen, Engländer betrügen ihn. Er wird diesen Fehler wieder gutmachen und dem Siege entgegenmarschieren."

Ich fürchte die Langsamkeit, die Unmöglichkeit, das Heer schnell zu versammeln und die Intriguen. Es ist klar, daß Österreich nur dann eingreifen wird, wenn Preußen Erfolg hat. Selbst wenn Rußland handeln will, wird es zu spät kommen.

Ich meine, daß man in St. Cloud den gefaßten Plan kennt und daß man dort daran ist, ihn zu durchkreuzen. Ich fürchte auch, daß die Franzosen durch Böhmen über Wien nach Brünn marschieren, wenn die sächsische Armee an die Seite des preußischen Heeres tritt.

Ich halte heuer alles für ebenso schwierig wie im vergangenen Jahre. Ihr Ruhm, Hoheit, wird mich über die Leiden trösten, die Ihr Land erdulden wird, meinen Schmerz wird dies aber nicht aufwiegen. Ich betrachte auch Hessen als sehr gefährdet. Wenn diese beiden Länder heimgesucht sein werden, wird Haugwitz[202]) nach Paris eilen, um dort Vergebung zu erbitten.

Ich möchte mich gerne irren, aber ich merke schon, daß man vorher nicht so schwarz gesehen hat, wie man es später wird tun müssen. Die Zahl und die Schnelligkeit der Franzosen werden immer unterschätzt. Sie sind in einer Lage, wie der jetzigen, danach angetan, drei Meilen im Tage zurückzulegen.

Die Abreise Eurer Hoheit hat uns allen viel Schmerz bereitet, besonders aber mir, der ich tief gerührt war über die kostbaren Zeichen so vieler Güte. Ich finde so großes Glück an Ihrer Gesellschaft, die angenehmer ist, als sich überhaupt schildern läßt; ich wäre selig, mich stets daran erfreuen zu können. Ich werde eifersüchtig sein auf mein Bildnis.

Neulich habe ich Titine singen lassen, um Herrn Jagemann[203]) bei seiner Arbeit zu unterhalten. Ich eile jetzt, dem Prinzen Bernhard[204]) aufzuwarten, und ihn zu bitten, diesen Brief an Eure Hoheit gelangen zu lassen. Er hat in Töplitz uns alle für sich gewonnen.

Meine zärtliche und ehrfurchtsvolle und ewige Anhänglichkeit wird Ihnen stets folgen.

Fürstlich Clarysches Archiv, Töplitz.

Nr. 73. An Friedrich von Gentz*).

Wien, November 1806.

Ich möchte gerne sagen können: „Guten Tag, lieber Gentz, mein Herzensfreund. Setzen Sie sich an meinen Kamin". Fast sehe ich Sie da vor mir. „Nun, was gibt es Neues?" Bei diesen Worten umdüstert sich Ihr Antlitz; dann frage ich Sie: „Haben Sie mich noch lieb?" Da glättet sich Ihre Stirne wieder.

Sie wissen, daß wir bis auf Kleinigkeiten fast immer der gleichen Ansicht sind. So räume ich zum Beispiel ein, daß B.(onaparte) in seinen Worten sehr klein, in seinen Taten aber sehr groß ist. Dabei sehe ich von seinen Infamien gegen die Königin ab und von dem, was ihm sein italienischer Rachedurst an Niedrigkeiten und Unwürdigem eingegeben hat. Die Wildheit

*) Bisher unveröffentlicht.

eines Korsen hat ihn zu der Drohung hingerissen, daß er den Berliner Adel zwingen wolle, sich sein Brot zu erbetteln.

Wer wird König von Polen? Murat[205]), Kosciuszko[206]) oder ein Jude? Achtung auf ein zweites Austerlitz am zweiten Dezember! Dieser Mann liebt den Kalender und die Jahrestage. Wenn er mit Unterstützung einer seiner Armeen einen großen polnischen Aufstand hervorruft, so wird er die natürliche Scheidewand zwischen Rußland und uns aufrichten. Auch wird er alles besiegen, was sich diesseits der Weichsel befindet. Dies wird sich, dem Flußlaufe entlang, mit einiger Rücksichtnahme für die äußere Ehre des wetterwendischen Kabinetts im Luxembourg und sehr wenig Ehre für das unsere ganz leicht durchführen lassen. Dann wird England merken, daß mit dem Kontinent nichts mehr anzufangen ist, und ein seiner Handelspolitik günstiges Ende herbeiführen. Die Sache wird mit der Anerkennung B.'s als Protektor oder Kaiser der Gebiete zwischen Frankfurt am Main und Frankfurt an der Oder ausgehen.

Man staunt stets über die schlechten Friedensschlüsse, aber nie über die dumm geführten Kriege. Die einen sind die unvermeidliche Folge der andern. Nur vergißt man sofort an die Kämpfe, wenn sie einmal vorüber sind, um sie so rasch und so schlecht als möglich wieder anzufangen. Die Streitmittel reichen nie aus, und man wird in Worten und Taten ebenfalls nie vernünftig. Man sagt, daß man lieber auf einmal, als stückweise stirbt. Preußen hat aber mit diesem Gerede kein Glück gehabt, denn man stirbt nicht sofort, sondern man wird entehrt und fleht dann um Gnade. Das Leben ist ja gewiß eine Bürde, aber deshalb tötet sich doch niemand gerne. Man ersehnt ein sicheres Übel, um einem ungewissen zu entgehen, übersieht aber, daß es doch auch gute Zufälle gibt.

Wenn ich von meinem Plan spreche, in einer gut gewählten Stellung, die B.'s Vormarsch aufzuhalten vermöchte, mit den Waffen in der Hand zu sterben, so achtet man nicht darauf. Man geht nämlich gar nicht zugrunde in einem solchen Falle. Dagegen prahlt man: „Wir werden den Franzosen in den Rücken fallen." Es ist überflüssig zu bemerken, daß sie eine solche Bewegung leicht ver-

eiteln würden. Überdies können ihre Truppenstaffeln, die in rascher Folge über den Rhein gehen, in zwölf Tagen von Braunau in Wien sein. Von hier aber schickt man alle fertiggestellten Kanonen nach Ungarn, weil man davor zurückschreckt, den einzigen zur Verteidigung überhaupt geeigneten Punkt der Monarchie wirklich zu halten. Ich fürchte, daß die Freude, mit der man hier täglich russische Siege erfindet, meldet und glaubt, uns wohl nicht die Rache des Himmels, aber die Rache des Teufels zuziehen wird, der uns weit näher und gefährlicher ist. Solches Gerede heißt dann gute Gesinnung. Sie haben aber gemerkt, daß die Berliner Gutgesinnten keine Gutkämpfenden gewesen sind, und daß die gute Gesinnung sich angesichts einer mit Kartätschen schießenden Batterie rasch verflüchtigt. Man gebe mir alle ungarischen Regimenter, die mir zusagenden Generale und achtzigtausend Mann zwischen dem Riederberg und Wien, und ich verbürge mich für die Monarchie und unsere Ehre!

Wollen Sie nun zu Ihrer Erheiterung zwei kleine Geschichten hören, die sich an einem Tage zugetragen haben? Samstag ist der berühmte Tag, wo sich die Russen versammeln, aber nicht in Polen, sondern zum Mittagessen bei Razumowski. Bei dieser Gelegenheit hat die Maisonfort[207]) zwei- oder dreimal von einem Ende der Tafel ans andere und auch nach Tisch gesagt: „Aber meinen Sie nicht Herr Botschafter?...“ „Jedoch Herr Botschafter...“ „Ludwig XVIII. sollte doch, Herr Botschafter...“ Stellen Sie sich den Effekt vor. Am selben Abende kommt Razumowski beim Souper der Fürstin Dolgoruki[208]) zu seinem Unglück neben de Wynn[209]) zu sitzen, der ihn lachend, sprudelnd und gut gelaunt fragt: „Wann erwarten Sie den Fürsten, der Sie ersetzen soll?“ — Malen Sie sich die eisige Miene aus, mit der auf diese Frage eine kurze, den Übrigen unverständliche Antwort erteilt wurde. Unsere Fürstin D. hat sich vor Ihnen und mir ihrer Freundschaft mit Herrn Adair[210]) berühmt, den ich aber niemals bei ihr angetroffen habe. Er ist ein vortrefflicher Plauderer, dessen ich mich auf allen Jagden bemächtige, die wir mitmachen. Er ist auch zweifellos ein sehr verdienter Mann. Seine Wertschätzung für Sie konnte ich nicht mehr erwecken, da sie schon vorhanden ist.

Es ist mir aber gelungen, ihn lebhaft für Sie zu interessieren, und er wäre glücklich, Ihnen seine Verehrung beweisen zu können. Adair hat mir das einzige Gespräch erzählt, das Fox[211]) jemals mit B.(onaparte) geführt hat. B. suchte nach einem Unterhaltungsstoff, der später einmal hätte historisch werden können. Da er keinen fand, stieß er nach einigen Gemeinplätzen zwischen den Zähnen hervor: „Interessieren Sie sich für Botanik?“ — „Einigermaßen“ erwidert Fox. — „Der Friede wäre ein großes Glück für unsere beiden großen Völker“ sagt B. — „Ganz meine Meinung“ antwortet Fox. — „Und Sie, wie denken Sie darüber?“ fragt B. einen Hamburger Kaufmann, der an der Audienz teilnimmt. — „Oh, das wäre das Schönste auf Erden“ flötet der Kaufmann, „und würdig eines so großen Mannes wie Sie.“ — „Wie der Kerl lügt!,“ ruft B., „der Vorteil dieser Leute verlangt ja gerade, daß wir Krieg führen.“ — Dann sprach er von der Höllenmaschine und der Preßfreiheit. „Warum will man mich immer zerreißen?“ sagt B. — „Auch mich zerreißt man seit dreißig Jahren“ gesteht Fox, „aber entweder lache oder zucke ich die Achseln darüber. Schließlich liest man die Zeitungen überhaupt nicht mehr, und Sie sollten es ebenso halten.“

Es verdrießt mich, wenn ich die Behauptung höre, daß B. eine neue Taktik erfunden hat. Man sollte sie nachahmen. Sie liegt nämlich nur in seinem Kopfe und in den Beinen der Franzosen, aber nicht in einer neuen Manövrierkunst. Von Epaminondas angefangen bis auf unsere Tage gibt es da nichts neues. Auch der Große Friedrich hat seine Siege nicht anders erfochten, als mit Durchbrechen, Trennen und Abschneiden des Gegners und durch Angriffe in Flanke und Rücken. Er hätte uns nach Leuthen beinahe vernichtet, und nach Hochkirch wäre es fast ihm so ergangen, wenn man damals schon die Verfolgung richtig verstanden hätte. Aber Sieger und Besiegte waren übermüdet. Diese Teufelsfranzosen aber meinen, daß sie nichts geleistet haben, wenn es noch irgend etwas zu schaffen gibt. Unsere Germanen hören zu viele Kommandorufe, und das vermehrt nur noch ihre Langsamkeit. Es verfügt eben nicht jedermann über die den Franzosen angeborene Stoßkraft und den Tatendrang ihrer Generale,

die in grauen Röcken umhergaloppieren. Daher kommt die Lage, in der wir uns befinden.

Leben Sie wohl, Lieber, mir sehr Lieber, und schenken Sie meiner Freundschaft die acht Tage, auf die Sie mich hoffen lassen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Was ist aus unserem J. Müller[212]) geworden?

Nr. 74. An den Grafen Vincenz Potocki.

Wien, am 25. November 1806.

Herr Graf!

Während des kurzen Augenblicks, wo ich des Glücks teilhaftig war, meine Schwiegertochter wiederzusehen, habe ich an ihr die reizenden und hervorragenden Eigenschaften wiedergefunden, die alle, die die Gräfin kennen, an sie fesseln. Sie hat die Gelegenheit wahrgenommen, mich in einen Plan einzuweihen, der uns allen Dreien willkommen wäre.

Er betrifft die Verheiratung Ihres Herrn Sohnes mit meiner Enkelin. Wenn dies, wie ich es ersehne, noch Ihre Absicht ist, so überlasse ich Ihnen, Herr Graf, die Verwirklichung dieses Gedankens. Ich bezweifle auch nicht, daß Frau Gräfin Potocka, die Mutter Ihres Sohnes, die von Ihnen gewünschten Schritte tun wird. Wenn sie hieher kommen oder ihren Sohn zu uns entsenden wollte, so würden, deß bin ich gewiß, Sidonie und er Gefallen aneinander finden.

Ich bin entzückt, auf diese Weise Familieninteressen und Herzenswünsche vereinigen zu können; meine Enkelin wird Ihnen, Herr Graf, ihr ausgezeichnetes Herz durch ihre Anhänglichkeit beweisen. Dies habe ich ihr schon zur Pflicht gemacht.

Frau von Ligne teilt meine Wünsche, da sie glaubt, durch innige Beziehungen zu Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin das Wohlergehen ihrer Enkelin sichern zu können.

Würdigen Sie mich der Ehre einer Antwort und nennen Sie mir die Schritte, die zum Gelingen einer Idee notwendig sind, die uns allen Freude bereiten soll.

Ligne.

GRÄFIN SIDONIE POTOCKA-LIGNE.

die in grauen Röcken umhergaloppieren. Daher kommt die Lage, in der wir uns befinden.

Leben Sie wohl, Lieber, mir sehr Lieber, und schenken Sie meiner Freundschaft die acht Tage, auf die Sie mich hoffen lassen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Was ist aus unserem J. Müller[212]) geworden?

Nr. 74. An den Grafen Vincenz Potocki.

Wien, am 25. November 180[illegible]

Herr Graf!

Während des kurzen Augenblicks, wo ich des Glücks teilhaftig war, meine Schwiegertochter wiederzusehen, habe ich an ihr die reizenden und hervorragenden Eigenschaften wiedergefunden, die alle, die die Gräfin kennen, an sie fesseln. Sie hat die Gelegenheit wahrgenommen, mich in einen Plan einzuweihen, der uns allen Dreien willkommen wäre.

Er betrifft die Verheiratung Ihres Herrn Sohnes mit meiner Enkelin. Wenn dies, wie ich es ersehne, noch Ihre Absicht ist, so überlasse ich Ihnen, Herr Graf, die Verwirklichung dieses Gedankens. Ich bezweifle auch nicht, daß Frau Gräfin Potocka, die Mutter Ihres Sohnes, die von Ihnen gewünschten Schritte tun wird. Wenn sie hieher kommen oder ihren Sohn zu uns entsenden wollte, so würden, deß bin ich gewiß, Sidonie und er Gefallen aneinander finden.

Ich bin entzückt, auf diese Weise Familieninteressen und Herzenswünsche vereinigen zu können; meine Enkelin wird Ihnen, Herr Graf, ihr ausgezeichnetes Herz durch ihre Anhänglichkeit beweisen. Dies habe ich ihr schon zur Pflicht gemacht.

Frau von Ligne teilt meine Wünsche, da sie glaubt, durch innige Beziehungen zu Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin das Wohlergehen ihrer Enkelin sichern zu können.

Würdigen Sie mich der Ehre einer Antwort und nennen Sie mir die Schritte, die zum Gelingen einer Idee notwendig sind, die uns allen Freude bereiten soll.

Ligne.

Nr. 75. An den Grafen Vincenz Potocki.

Wien, am 25. März 1807.

Herr Graf!

Ich konnte kaum einen Brief empfangen, der mir größere Freude bereitet hätte. Eure Exzellenz finden darin so viel Herzlichkeit, daß ich Ihren Zeilen den Wunsch entnehme, auch uns durch das Glück unserer Kinder zu beglücken. Ich zweifle nicht am Erfolg unserer Absichten. Wäre ich des ausgezeichneten Charakters und der guten Eigenschaften Sidoniens nicht so sicher, und empfände ich nicht die höchste Freude über alles, was ich über Ihren Herrn Sohn erfahren habe, so hätte ich nicht einen gleich regen Eifer für diese Verbindung gezeigt.

Frau von Ligne beauftragt mich, Ihnen auch ihrerseits die gleichen Gefühle der Dankbarkeit und Anhänglichkeit zu übermitteln. Diese Art, die Bande enger zu knüpfen, wird in Zukunft die Freude unserer Häuser ausmachen. Wir werden, Herr Graf, in allem Ihren Absichten entsprechen. Wenn Sie nicht unsere Ankunft in Töplitz abwarten wollen (wo Frau von Clary und ich erst Ende Juni weilen werden, und wohin sie Sidonien mit größter Freude mitnehmen wird), so könnte Ihr Herr Sohn mit seiner Frau Mutter oder einem Begleiter uns hier besuchen.

Ich bin sicher, daß die jungen Leute sich lieb gewinnen werden. Mit Vergnügen habe ich die vornehme Erscheinung Ihres Herrn Sohnes wahrgenommen. Ohne eine große Schönheit genannt werden zu dürfen, besitzt Sidonie liebliche Gesichtszüge und eine elegante Erscheinung. Sie wird auf Ihren Herrn Sohn sicher den besten Eindruck machen, denn sie ist auch hier sehr beliebt.

Wenn dies alles mir die Gelegenheit schenkt, Sie, Herr Graf, wiederzusehen, so werde ich über die Erneuerung einer alten Bekanntschaft entzückt sein, ebenso wie über die Bekräftigung einer Freundschaft, die Sie mir seinerzeit durch Ihren liebenswürdigen Empfang in Niemirow erwiesen.

Es scheint mir, als ob ich durch diese Verbindung wieder zum Polen würde. Wenn sie, woran ich nicht zweifle, zustandekommt, so bin ich sicher, daß sich auch Ihre Frau Schwägerin

und die Polen und Polinnen meines hiesigen Freundeskreises darüber herzlich freuen werden. Allerdings darf ich vor der Begegnung der beiden Kinder nicht darüber reden.

Empfangen Sie, Herr Graf, im vorhinein die Grüße meiner ganzen Familie.

Sidonie, der wir von unseren Schritten und dem ihnen beschiedenen Erfolge gesprochen haben, opfert natürlich das Glück, mit uns weiterzuleben, für ein anderes noch größeres auf. Aber sie ist uns innig zugetan und wird auch von uns zärtlich geliebt. Ihr neues Schicksal wird darin bestehen, daß sie ihre Mutter wiedersehen und unter deren Augen ein glänzendes Leben führen kann. Auch wird sie in Ihnen einen Vater finden, den sie als den ihren betrachten darf. Mir allerdings wird es schwer fallen, mich von dem Kinde zu trennen, das sein Dasein meinem armen Karl verdankt; denn jede Erinnerung an ihn ist mir kostbar. Da ich aber in dem Herzen Eurer Exzellenz die Absicht lese, Sidonien glücklich zu machen, so veranlaßt mich dies, allem zuzustimmen, was zu diesem Lose beitragen kann. Regeln Sie daher, Herr Graf, alles nach bestem Wissen und übermitteln Sie der Gräfin Vinzenz meinen Dank und den Ausdruck meiner Befriedigung, die wir alle Fünf von der Zukunft erhoffen.

Ich habe die Ehre zu zeichnen usw. usw.

Nr. 76. An die Gräfin Helene Potocka-Ligne.

Wien, am 1. Mai 1807.

Ihr Brief, geliebte Schwiegertochter (mir erscheint dieser Titel ebenso unverlierbar wie die Priesterweihe), hat uns mit Freude und Dankbarkeit erfüllt. Sidonie ist selig, und Christine hat aus Ihrem Schreiben so viel Zartsinn und Güte herausgelesen, daß wir beide darüber weinten. Auch Ihrer geplanten Reise nach Töplitz sehen wir mit wahrer Ungeduld entgegen.

Machen Sie sich darauf gefaßt, in Sidonien Ihre Seele, Ihre Empfindsamkeit, Ihre Großmut und Nachsicht, wenn auch nicht ganz Ihren Geist und Ihren Liebreiz zu finden, aber immerhin vieles von allem. Sie ist hübsch, ohne schön zu sein, sehr gut

gewachsen und anmutig. Ich zweifle nicht, daß sie unserem Schwiegersohne gefallen wird, und ich erbaue mich jetzt schon an diesem Titel. Sie ist weder vorlaut noch allzu schüchtern, und besitzt ein sehr richtiges Urteil über Menschen und Dinge. Nicht genug vermag ich die Güte ihres Herzens zu preisen. Ihre Blatternarben sind nicht störend; sie hat trotzdem eine frische Gesichtsfarbe, ist gesund, ungeziert und gefällt allgemein. Niemand kann sich größerer Beliebtheit berühmen als Sidonie. Außerdem befindet sie sich in einer Schule, die (dies sage ich unter uns) danach angetan ist, ihren Charakter zu bilden. Seitdem ich Ihre Absichten kenne, erteilt ihr Herr Coralli[213]) Anstandsunterricht. Unter Ihrer Leitung wird sie darin und auf allen anderen Gebieten gewiß noch weitere Fortschritte machen. Ich ahne für uns alle das größte Glück voraus.

Der Schmerz über den Verlust so vieler, mir einst teurer Menschen, sowie meine Erinnerungen an die liebenswürdigen alten, nun schon gestorbenen, an die jungen, alt und häßlich gewordenen Frauen werden mich davon abhalten, Sie in Paris zu besuchen. Sie allerdings, die Sie ja auch bedeutend jünger sind als jene, sind heute schöner als vor zwanzig Jahren, da Sie ein wenig von jener Fülle gewonnen haben, die Ihnen so gut steht. Bedenken Sie, daß ich die jungen Männer von damals als Väter wiederfinden würde und die Liebenswürdigen von einst als Langweilige. Die Glücklichen aus meinen frühen Tagen sind heute vielleicht aufdringlich, die Unglücklichen am Ende gar Einfaltspinsel geworden. Nein, Gräfin, ich habe wirklich nichts mehr zu suchen in Paris! Sonst aber werde ich mich eifrig bemühen, meine teure Sidonie überall wiederzusehen, und Ihnen meine zärtliche, unveränderte und verehrungsvolle Anhänglichkeit zu Füßen zu legen.

Wir werden spätestens am 26., ich glaube sogar schon am 20. Juni in Töplitz sein. Ich kann mich bei dem Gedanken, Sie dort anzutreffen, vor Freude nicht fassen. Das Gleiche gilt für den Herrn Grafen, der mir erlauben wird, ihn innigst zu umarmen.

Frau von Ligne war über Ihr freundliches Gedenken aufrichtig gerührt; sie beauftragt mich, Ihnen ihren Dank und die Versicherung ihrer Zuneigung zu übermitteln.

Nr. 77. An den Grafen Vincenz Potocki.

Wien, am 6. Juli 1807, 1 Uhr morgens.

Herr Graf!

Ich erhielt den Brief, mit dem Sie mich auszeichnen, im selben Augenblick, da ich den Reisewagen nach Töplitz bestiegen hatte. Rasch verließ ich die Kutsche wieder, um Ihnen meine Freude über unsere baldige Zusammenkunft ausdrücken zu können. Wenn Sie nicht vorläufig in wichtigen Geschäften in Brody weilten, hätte ich ungemein bedauert, so spät erst nach Töplitz zu kommen. Ich habe aber die Zwischenzeit benützt, um Ordnung in die Vormundschaftsangelegenheiten zu bringen, denn ich mußte unter anderem auch eine Heiratsbewilligung besorgen.

Ich werde diese Verbindung als eines der frohesten Ereignisse meines Lebens betrachten, denn wir sind im Begriffe, uns durch das zu vereinen, was beiden Häusern am teuersten ist, und so werden wir bald nur mehr eine einzige Familie bilden.

Ich danke Ihnen für Ihre liebevolle, auf alle diese Dinge gewendete Fürsorge und reise nunmehr ab, nicht ohne Ihnen die Versicherung meiner alten und aufrichtigen Anhänglichkeit zu wiederholen, ebenso wie die der höchsten Verehrung, mit welcher ich zu zeichnen etc.

Ligne.

Nr. 78. An den Fürsten August von Arenberg[214]).

Töplitz, den 20. Juli 1807.

Also hier bin ich wieder. Ich habe Ihn gesehen, und aus Furcht parteiisch zu sein und von Ihm gut empfangen zu werden (obwohl er nicht gerade sehr leutselig aussieht), bin ich der einzige von den Exregierenden oder Regierenden, der sich nicht vorstellen ließ. Sie haben mich erheitert diese Bundesfürsten, mit denen ich täglich speiste, und die Er alle zu sich befohlen hatte, Prosper[215]), der im Kriege ist und den regierenden Liechtenstein[216]), der eben zahnt, ausgenommen. Ich sagte ihnen, daß sie mir er-

ANSICHT DER STADT TÖPLITZ IN BÖHMEN.

schienen, wie die im Tale Josaphat zum jüngsten Gericht Versammelten. Darüber haben sie im Chor breit gelacht und mich „immer liebenswürdig" gefunden.

Ich weiß von Ihm nicht viel zu melden. Weder nach Seiner Miene, noch nach Seinem Tonfall oder Seinen Worten kann ich Ihn beurteilen, denn ich vernahm nur, was Er in der Galerie des Schlosses sprach, wo ich in der Menge dicht neben Ihm stand. Aber Er sieht aus, wie ein richtiger Kriegsmann, fester und berechnender als ein Genie, dessen Schwächen Er nie zeigt. Ein sächsischer Oberstleutnant, der Ihm in der Schlacht von Friedland[217]) nicht von der Seite gewichen war, erzählte mir, daß Er dort, im Geschützfeuer auf einer Anhöhe stehend, das Schlachtfeld gut überblicken konnte. Dort schrieb Er mit Bleistift Seine Aufträge auf Karten und ließ sie von Seinen Adjutanten den Generalen überbringen. Plötzlich merkt Er eine Bewegung der Russen und sagt: „Ah, Ich glaube gar, sie wollen manövrieren! Gut, Ich will ihnen Taktik versetzen," und sofort befiehlt Er, die in der Front entstandene Lücke auszunützen.

Nach Seiner Ankunft hat Er ein Bad genommen, inzwischen Kuriere abgefertigt, mehrere Minister gesprochen, und am nächsten Morgen war Er schon um fünf Uhr zu Pferde, ohne anderes Gefolge als einige Adjutanten; denn Er hat auch nicht einen Mann Bewachung um sich. Um diese frühe Stunde besuchte Er das Spital und sprach mit allen französischen Verwundeten aus dem preußischen Feldzug. Dann besichtigte Er die Befestigungswerke und das Kadetteninstitut, dessen Zöglinge Er überraschend um sich versammelte, über die schwierigsten mathematischen Fragen ausfragte und auch belehrte.

Talleyrand[218]) habe ich bei seiner Ankunft gesprochen. Ich bin die Stiege schneller hinaufgeeilt als er, der ohne Unterbrechung von Königsberg bis Dresden gereist war. Stellen Sie sich seine Freude vor, von mir empfangen zu werden! Denn außer ihm, Ihnen und mir gibt es auf Erden keine Franzosen mehr, und wir beide sind es ja gar nicht. Er wäre entzückt gewesen, auch Sie in Dresden zu sehen. Eine Tafel von dreißig Gedecken stand bereit für uns, wir speisten aber zu Zweien. Gegen seinen

Willen verließ ich ihn aus Zartgefühl um ein Uhr morgens, um hieher zurückzukehren.

Er meinte, daß der Kaiser Napoleon (ich glaube, daß man ihn doch so nennen darf), niemals so groß gewesen sei, wie in Osterode[219]). Dort hat der Korse in einem elenden Hause, umgeben von schmutzigen Menschen- und Tierleichen, nur ein paar schlechte Krebse verzehrt. Damals hatte er alles, selbst sein Heer gegen sich, wenn auch niemand wagte, es zu zeigen. Und gerade dort hat er geschworen, alles hinzunehmen, wenn nur Rußland gedemütigt würde.

Man war mit Poniatowskis Verhalten sehr zufrieden, und hätte ihn selbst für einen schlechten Ausgang der Angelegenheit nicht verantwortlich machen dürfen. Er soll heute, begleitet von Małachowski[220]), Stanislaus Potocki[221]) usw. usw. in Dresden ankommen. Es handelt sich um die staatlichen Einrichtungen für Polen, die man auf der Verfassung vom 3. Mai und der dem König von Sachsen unter dem Titel eines Herzogs von Warschau eingeräumten Souveränität aufbauen will.

Über diesen Namen habe ich lachen müssen; ich fragte Talleyrand, ob diese Würde so viel wert sei, wie jene des Herzogs von Danzig[222]). Er erwiderte, daß man diese Bezeichnung aus Rücksicht für uns gewählt hätte, damit nicht einige Wirrköpfe in Galizien an eine ohne unsere Einwilligung beabsichtigte Wiederherstellung des Königreiches Polen in seiner früheren Form glauben.

Jérôme[223]) ist König von Westphalen und beherrscht auch die dem König von Preußen abgenommenen Gebiete, ferner Hessen, Fulda und Braunschweig. Die Fürsten dieser drei Länder beziehen Pensionen.

Talleyrand erwartete in Dresden Vincent[224]), um mit ihm über Braunau und einige ähnliche Dinge zu verhandeln. Er sagt, daß man diesem Diplomaten für die Klugheit und das Geschick, womit er Verstimmungen ausgeglichen hätte, den größten Dank schulde. Vincent hat auch Gerüchte über neue, unheilvolle kriegerische Absichten Österreichs[225]) verstummen gemacht.

Der König von Preußen, mit Schnurrbart und Ehrenlegion, sah in Tilsit[226]) nach Benevents Schilderung aus wie ein Adjutant

Alexanders. Er war rot im Gesicht und stotterte. Der Zar meinte am Tage der Unterschrift: „Heute ist der Jahrestag von Poltawa und wieder ein Glückstag für Rußland."

Napoleon zieht eigene Größe der Vergrößerung durch andere vor und gibt Eroberungen den Vorzug vor unblutigen Erwerbungen. Trotzdem hat er diese Zusammenkunft in Tilsit lieber gesehen, als den Marsch nach Riga auf der einen und nach Grodno auf der anderen Seite.

Ich kenne seine Absichten mit der Türkei nicht, aber er hat bemerkt: „Ich war Selim sehr gewogen, denn er war mein vertrauter Freund."

Alexander hatte d'Oubril[227]) bei seiner Ankunft umarmt, und als diesen die englische Kabale später stürzte, bedachte er ihn mit einer unverhofften Pension von zwanzigtausend Rubeln. Soll man nach solchen Vorgängen noch Koalitionen schließen? Hätten wir uns gerührt, so wäre zwischen Franzosen und Russen sofort Frieden gewesen.

Ich begreife nicht, daß angeblich Wohlmeinende die Erschöpfung Rußlands beklagen und die Erniedrigung und Vernichtung Preußens bedauern, das ja ohnedies erst an vierter Stelle in Frage kommen kann. Mir erscheint übrigens diese ganze Mosaikarbeit auf der europäischen Landkarte nicht sehr gefährlich, denn sie kann nicht länger bestehen, als der, der sie verursacht. Die Feder hat sie geschaffen, und die Feder wird sie seinerzeit wieder zerstören, wenn man sie nur richtig zu führen versteht.

Man läßt die Spanier gegen den König von Schweden[228]) marschieren, der die Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. gefordert hat. Man denkt gar nicht mehr an England; es wird tun, was ihm beliebt.

Wenn man schließen will, redet man sich immer auf den Abgang der Post aus. Ich hatte gar keine Lust aufzuhören, aber diesmal fährt sie wirklich ab. Ich muß Ihnen, lieber Zeitgenosse, nicht erst sagen, wie teuer Sie mir sind, aus Neigung, aus gutem Geschmack und aus Dankbarkeit für eine Freundschaft, derer ich sicher bin, und die auch ich sehr zärtlich und mit ewiger Zuneigung hege.

Nr. 79. An den Grafen Franz Potocki.

Töplitz, Juli 1807.

Die Würde eines Herzogs von Warschau ist ein leerer Titel und eine reine Höflichkeit gegen die beiden Kaiserreiche, die man nicht ängstigen wollte. Aber es wird von nun ab wenigstens wieder wie einst ein Polen mit Warschau als Hauptstadt geben, und Polen wird weder von einem russischen Botschafter noch von einem preußischen Korporal abhängen. Das Land wird manches aus der Verfassung des dritten Mai erhalten, ebenso wie einige, aber nicht zu große Freiheit. Wenn Ihre Bauern nicht fleißig sind, so werden sie selbst Sie bitten, ihnen ihre Freiheit wieder zu nehmen. Die Fleißigen aber werden Sie bereichern und dabei selbst zu Geld kommen. Man wird wieder Ihre Sprache sprechen und hoffentlich auch Ihre Tracht neu zu Ehren bringen.

Wir leiden sehr unter Ihrer Abwesenheit, lieber Graf. Die ganze Familie, in allen Altersstufen, liebt Sie, sehnt sich nach Ihnen und beauftragt mich, Ihnen dies zu melden. Sidonie tut dies natürlich noch weit mehr als alle anderen.

Der erste August wird für uns alle ein schöner Tag, sein und bald wird ihm ein noch schönerer folgen. Sie erraten, lieber Franz, sicher meine Gedanken über einen so vollendeten Menschen wie Sie, und ich umarme Sie sehr zärtlich. Auch Ihrer geehrten Frau Mutter meine besten Grüße!

Nr. 80. An den Grafen Vincenz Potocki.

Töplitz, August 1807, Freitag morgens.

Nochmals bitte ich Sie, lieber Kamerad, Vater und Schwiegervater, tausendmal um Vergebung. Je weniger ich jedoch von den Geschäften verstehe, desto vorsichtiger muß ich für das Gericht in Tarnów und das Genieamt in Wien sein. Diese Leute, die nicht, wie ich, in der Lage sind, Ihre schöne Seele und die unseren Kindern gewidmete väterliche und mütterliche Großmut zu kennen, werden wissen wollen, über welche Einkünfte die jungen Leute zu verfügen haben, wenn sie zufälligerweise nicht

GRAF FRANZ POTOCKI.

Nr. 79. An den Grafen Franz Potocki.

Töplitz, Juli 1807.

Die Würde eines Herzogs von Warschau ist ein leerer Titel und eine reine Höflichkeit gegen die beiden Kaiserreiche, die man nicht ängstigen wollte. Aber es wird von nun ab wenigstens wieder wie einst ein Polen mit Warschau als Hauptstadt geben, und Polen wird weder von einem russischen Botschafter noch von einem preußischen Korporal abhängen. Das Land wird manches aus der Verfassung des dritten Mai erhalten, ebenso wie einige, aber nicht zu große Freiheit. Wenn Ihre Bauern nicht fleißig sind, so werden sie selbst Sie bitten, ihnen ihre Freiheit wieder zu nehmen. Die Fleißigen aber werden Sie bereichern und dabei selbst zu Geld kommen. Man wird wieder Ihre Sprache sprechen und hoffentlich auch Ihre Tracht neu zu Ehren bringen.

Wir leiden sehr unter Ihrer Abwesenheit, lieber Graf, [illegible] ganze Familie, in allen Altersstufen, liebt Sie, sehnt sich nach Ihnen und beauftragt mich, Ihnen dies zu melden. Sidonie tut dies natürlich noch weit mehr als alle anderen.

Der erste August wird für uns alle ein schöner Tag, sein und bald wird ihm ein noch schönerer folgen. Sie erraten, lieber Franz, sicher meine Gedanken über einen so vollendeten Menschen wie Sie, und ich umarme Sie sehr zärtlich. Auch Ihrer geehrten Frau Mutter meine besten Grüße!

Nr. 80. An den Grafen Vincenz Potocki.

Töplitz, August 1807, Freitag morgens.

Nochmals bitte ich Sie, lieber Kamerad, Vater und Schwiegervater, tausendmal um Vergebung. Je weniger ich jedoch von den Geschäften verstehe, desto vorsichtiger muß ich für das Gericht in Tarnów und das Genieamt in Wien sein. Diese Leute, die nicht, wie ich, in der Lage sind, Ihre schöne Seele und die unseren Kindern gewidmete väterliche und mütterliche Großmut zu kennen, werden wissen wollen, über welche Einkünfte die jungen Leute zu verfügen haben, wenn sie zufälligerweise nicht

in Paris von Ihnen und in Dresden von der Frau Großkämmererin erhalten werden. Ich glaube, daß man im Ehekontrakte einiges darüber sagen und jetzt auch eine größere Summe auswerfen sollte, denn unser österreichischer Gulden sinkt täglich im Werte.

Empfangen Sie, Herr Graf, die erneuerte Versicherung aller guten Gefühle, die ich für Sie hege.

S. B. 281 Staatsarchiv Wien.

Nr. 81. An Kaiser Franz I.*)

Spätherbst 1809.

Sire!

Ich danke Eurer Kaiserlichen Majestät dafür, daß Sie mich Ihre gerechte Empörung nicht schwerer haben fühlen lassen. Sie ist eine Folge der Unvorsichtigkeit, mit der ich einen einzigen Tag lang die Briefe des Grafen Grünne in den Händen einer Person gelassen habe, bei welcher sie, wie sie sagt, ohne ihr Wissen abgeschrieben wurden. Ich bin dem General Grünne gegenüber umso schuldbeladener, als seine Schreiben die Bitte enthalten, sie zu vernichten. Daraus erhellt, daß die gegen seinen und meinen Willen erfolgte Veröffentlichung dieser Schriften ein fürchterlicher Vertrauensmißbrauch ist. Ich hatte ihm meine Zweifel und einige Fragen über den Verlauf dieses Feldzuges mitgeteilt, und er antwortete mir in Pest von seinem Haus in das meine. Aber wir beide waren gleich weit davon entfernt, zu glauben, daß diese Dinge durch Leichtfertigkeit der Einen und Tücke der Anderen von Unberufenen gelesen werden könnten. Sowie ich merkte, daß man dennoch von diesen Stücken Kenntnis erlangt habe, verbrannte ich die Originale. Ich habe nur das aufbewahrt und abgeschrieben, was die erlauchtesten Personen und jene, die nicht so erhaben sind, nicht bloßstellen konnte. Obwohl ich mit dem Grafen Grünne, den ich seither nicht gesehen habe, über alles dies nicht gesprochen habe, fühle ich, daß er

*) Bisher unveröffentlicht.

alle Ursache hat, mir zu zürnen. Aber das wenige, was ich über die Angelegenheit bisher geäußert habe, war in der Absicht gesagt, ihn in den Augen jener Wenigen zu rechtfertigen, die ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ich flehe Eure Kaiserliche Majestät an, nur mir allein zu grollen, denn nur der brennende Eifer, den ich immer für Ihren Dienst empfand, hat mich dazu verleitet, mir über die jüngsten Ereignisse berichten zu lassen. Es geschah jedenfalls in guter Absicht, ich wollte entschuldigen und niemals irgend jemanden angreifen. Die Einbuße meiner Stellungen wäre mir weniger schmerzlich, als der Verlust der Gnade, die Eure Majestät mir stets erwiesen haben, wohl in Anbetracht der Eurer Majestät wohlbekannten besonderen Hingabe an Ihre Erhabene Person.

Ich werde diesen Mißgriff durch die größte Pflichttreue wieder gutmachen und wiederhole meine Bitte, Ihre Gnade nicht einem Diener zu entziehen, der ihrer würdig ist. Ich wiederhole auch meine Entschuldigung wegen des Unheils, das ich angerichtet habe, sicherlich ohne schlechte Absicht. Meine opferfreudige Anhänglichkeit an Eure Majestät vermag ich nicht zu vergrößern, da sie allezeit über jeden Ausdruck erhaben gewesen ist. Mit dem Gefühl der tiefsten Ehrerbietung bin ich, Sire, Eurer Kaiserlichen Majestät tiefergebenster, getreuester Untertan und eifriger Diener

Feldmarschall Fürst von Ligne.

Dienstag morgens.

Großherzoglich Sachsen-Weimarisches Hausarchiv, Abt. A. XIX. Karl August Nr. 75 a.

Nr. 82. An den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar*).

(Undatiert, vielleicht 1810.)

Ach! Liebe Durchlaucht! Der Monat Juni eilt geschwind dahin, und Sie tun es ihm mit Ihrer Reise nach Töplitz vielleicht gleich.

*) Bisher unveröffentlicht.

Ihr Martin Luther hat keine Geographie gekannt und ist daher nicht nach Wien gekommen. Deshalb kann ich nicht fort von hier, denn wir haben ja die berühmte alljährliche Fronleichnamsprozession vor uns.

Luther verdammt die eine Hälfte[229]) Ihres erhabenen Hauses, und mich überliefert er dem Teufel der Sehnsucht, weil er die Reformation bei uns nicht durchgeführt hat. Und wir hätten ihn hier doch eine Nonne finden lassen, viel hübscher als die seine!

Und wegen der fast einzigen Schlacht, die der große Mann, der seines Neffen würdige Oheim[230]) Eurer Durchlauchtigsten Hoheit, nicht gewonnen hat, haben wir hier am Jahrestage des 18. Juni eine Messe[231]) der ich anwohnen muß. Diese Schlacht ist ihm sicherlich nur durch ein Wunder verloren gegangen. Man könnte meinen, daß der Himmel eifersüchtig sei auf das Glück, welches mir der Genuß der kostbarsten, ehrenvollsten und, was schwerer wiegt, angenehmsten Freundschaft bereitet.

Ich hoffe, Eure Durchlaucht noch anzutreffen. Aber ich zittere davor, daß ein ungarischer Landtag, von dem man spricht, mich daran verhindere. Wenn man mir wenigstens erlaubte, diesen Herrn Magnaten mit meinen Gardisten, so wie ich es möchte, zuzusetzen, so wäre dies ein Trost. Ich folge Eurer Hoheit im Geiste durch alle Straßen von Töplitz. Ich bin Ihnen so zärtlich ergeben, daß ich mich fast ein Jägersmann[232]) dünke.

Denken Sie, liebe Durchlaucht, an meine jetzige Verzweiflung und an die Freude, wenn ich in fünf oder sechs Wochen dennoch das Glück haben könnte, Sie ans Herz zu drücken.

Auf dem Kahlenberg, am 16. Juni.

Nr. 83. An den Herzog Karl August von Sachsen-Weimar.

Wien, Herbst 1810.

In Zukunft werde ich keinem Spielwarenhändler mehr zehn Gulden zahlen, ich esse im Theater kein Eis und drücke nichts mehr in die linke Hand eines Soldaten, der die rechte bei Aspern verloren hat. Ich spare, um Sie im nächsten Jahre besuchen zu können. Einstweilen aber scheint es mir sehr hart, Ihnen nicht

mehr auf der Straße begegnen und nicht überall mit Ihnen stehen bleiben zu dürfen, gemeinsam mit Ihnen nicht wieder ein Kästchen zu stehlen, oder Ihr Spießgeselle bei einem anderen Verbrechen zu sein. Allsonntäglich kehre ich hieher zurück, um meiner Pflicht als Gardekapitän und Christ zu genügen. Während der Woche erlege ich in Mähren und Ungarn Wildschweine. So schoß ich beispielsweise neulich hundert Fasane oder Hasen an einem Tage.

Mit Hilfe einer guten Übersetzung habe ich voll Bewunderung die „Wahlverwandtschaften“[233]) gelesen, und ich beklage die allzu keuschen Männer und die oft weniger züchtigen Frauen, daß sie verdreht genug sind, in diesem Buche Unsittliches zu finden, das nicht darinnen ist. Wohl aber umfaßt das Werk das ganze Geheimnis des menschlichen Herzens, die Entwicklung von tausend Dingen, die man nicht empfunden hat, weil man nicht nachdenkt, Weltbilder, Naturschilderungen und zwei merkwürdige und in ihrer Art ganz neue Gestalten: Luciane und Mittler. Dies zu entdecken war jenen nicht vergönnt. Welches Meisterwerk, selbst im Französischen, ist Ottiliens Tagebuch, und wie viel Tiefes, Fesselndes und Ungeahntes ist in diesem Werke, das die Schriften anderer Völker bei weitem überragt! Und welche Freude für mich, noch überdies den erhabenen Verfasser ob seines ausgezeichneten, milden, erleuchteten und geselligen Wesens lieben zu können. Ich hoffe, und sicherlich hoffen dies auch Sie, daß der Major und Charlotte jetzt schon ein wenig Trost gefunden haben. Sollten die beiden auf Abwege geraten, so werden sie es einander vermutlich eingestehen, denn nur so gelingt es, eine Ehe glücklich zu gestalten.

Was mich abgehalten hat, Romane zu schreiben, ist das Unvermögen, menschliche Herzen und Körper leiden zu sehen. Ich würde sofort alle Schwierigkeiten beseitigen und würde das folgendermaßen anpacken: Seite 1: Liebeserklärung. Seite 2: Widerstand. Seite 3: Beschreibung einer (durch Zufall herbeigeführten) Zusammenkunft im Mondenschein in einem von Nachtigallen bevölkerten Haine. Seite 4: Völlige Einigkeit, Glück, Freude. Seite 5: Beiderseitige Untreue. Seite 6: Versöhnung.

Seite 7: Tod infolge Übermaßes an Glück. — Ich habe auch schon daran gedacht, meine Liebenden am Lachen oder an Überfütterung sterben zu lassen, aber ich glaube, daß sie dabei doch ein wenig Schmerz erdulden müßten, während das Glück eine Ohnmacht verursachen kann, die zum ewigen Schlummer hinüberführt.

Wie heißt Ihr Arzt? Ich will ihm beweisen, daß Sie eine dreimonatliche Kur in unserem Baden bei Wien benötigen, ehe Sie sich dem weisen und sanften Ambrosius[234]) anvertrauen. Ich bewillige Ihnen sechs Monate für das Wohl Ihrer Geschäfte, aber für das meine und das der Ligne und Clary beanspruche ich jährlich eine mindestens gleichlange Zeit. Alle Genannten beauftragen mich, sie Ihnen ins Gedächtnis zu rufen und Ihrer Güte zu empfehlen, die wir alle ob unserer Liebe für Sie verdienen.

Nr. 84. An den früheren fürstlichen Sekretär Legros[235]).

Wien, 1810.

Ich habe Sie niemals nach meinen Geschäften gefragt, aber jetzt forschen Sie danach, wie es um sie steht. Nun weiß ich genau, woran ich bin.

Einst gab ich Bälle für dreihundert Personen in der Reitschule, in den Alleen und im ganzen Garten des Hôtels de Ligne (denn damals wußte man noch nicht, daß das Volk ein reißendes Tier ist), veranstaltete Maskeraden, besaß ein Theater mit einem großen Vorrat an Bildern, Dekorationen und Kostümen, wo meine Oper „Die Samniter“ aufgeführt wurde. Ich bat in Belœil fünfzig Personen zum Abendessen und fuhr von dort weg, um vierhundert französische Offiziere zu bewirten, die begierig waren, mich in den Ebenen von Mons manövrieren zu sehen. Niemals habe ich mich in diesen Jahren um die Ausgaben gekümmert. Was lag mir an vier- oder fünfhundert Dukaten, die ich der Stadt Mons verehrte oder auf eine Huldigung für den Grafen von Artois verwendete? Ja, ich wage es sogar einzugestehen, daß ich mich Aufmerksamkeiten für die Königin oder ehrfurchtsvoll dar-

gebrachte Geschenke für den König nicht weniger kosten ließ. Wenn ich aber jetzt zufällig einmal einen Tee gebe, so ertappe ich mich dabei, wie ich meinen Leuten auftrage, dies in des Wortes einfachster und natürlichster Bedeutung aufzufassen. Das heißt ohne Gefrorenes, Kuchen und Obst. Höchstens wage ich mich noch an Pflaumen, denn sie sind am billigsten. Ich lache, wenn es mir durch zwei oder drei Lügen glückt, mehrere Exemplare meiner umfangreichen Werke zu verkaufen. Aber ich selbst spotte meiner Entbehrungen und meines Geizes. Ich könnte ja klagen um ein Leben mit zwei- oder dreihunderttausend Gulden Rente, um den prächtigsten Landsitz, den schönsten Wald und die Möglichkeit, innerhalb eines Tages in Paris, in London, im Haag oder in Spa zu sein; bedauern sollte ich auch den Verlust der Stelle als Militär- und Zivilgouverneur einer interessanten Provinz. Aber die Furcht vor einer Viertelstunde schmerzlichen Nachsinnens hat mich bisher verhindert, das alles zu bedenken. Und wenn es mir jetzt dennoch durch den Kopf geht, so freue ich mich darüber, daß ich gar keine Geschäfte, ja nicht einmal ein Testament zu besorgen habe.

Meine Gage und der Ertrag aus dem Verkaufe meines Fürstentums reichen für je ein Paar Pferde für die Fürstin und für mich. Damit ist mein Aufwand bestritten. Wenn kein Ballett oder keine Oper aufgeführt wird, verbringe ich eine Plauderstunde bei einer oder zwei befreundeten Familien. Allabendlich aber besuche ich meine Schwägerin Karl Liechtenstein, wo ich der letzte Überlebende aus dem Kreise des Kaisers Joseph bin. So ist mein Abend ausgefüllt. Um halb sieben Uhr verlasse ich mein Haus und um viertel elf Uhr kehre ich zurück. Da finde ich in meinem Salon von zwölf Schuh im Geviert öfter drei oder vier Leute, mitunter aber auch ihrer dreißig, die sich nicht rühren können. Aber dann sind sie nur noch liebenswürdiger mit mir, denn sie schmollen, weil ich sie zu mir locke, um ihnen Unbequemlichkeiten zu bereiten. Auf diese Weise, mein lieber Freund, spielt sich mein Leben ab, das durch die Leute verschönt wird, die Sie kennen, meine Familie, die Sie ebensosehr liebt wie schätzt.

Nr. 85. Briefgedicht an Goethe.

Töplitz, im August 1810.

Ich erschaue Auroren; sie schüttelt ihre taufeuchten Haare, und leuchtet im schönsten Frührot. Sie ist heiter und stolz, heiter wie der Frohsinn, der die Langeweile verscheucht. Sie eilt der Sonne voraus und übertrifft sie an Schönheit. In linden Farben prangt der Horizont, als ob er eine Gnade der Götter verkünden wollte. Erst meinte ich, das Aufleuchten eines neuen Meteors zu sehen, der die himmlischen Weiten verschönern wolle. Der Himmlische aber, der uns wirklich naht, glänzt nicht in schwächerem Lichte. Der Komet verbreitet Furcht und sein beweglicher Schweif ängstet das Volk. Uns aber begnadet ein milderes Gestirn mit seinem Lichte, das unvergänglich ist und das Auge nicht schmerzhaft blendet. Schon ahnen Dich freudig mein Herz und mein Geist, und fast entflammt sich an Dir mein Genius. Ich grüße Dich, Apostel und Säule des Geschmacks, der Du würdig bist des liebenswerten Herzogs, der Ehre seines Landes. Möge Germaniens Athene, die als Deine Schutzfrau Griechenlands Göttin in allem übertrifft, Dir erlauben, in Töplitz die Zahl Deiner Tage zu vermehren. Nicht mehr besteht Epidauros[236]), dessen Schirmer auch Dich mit Götterspeise genährt hätte. Apollos alte Hippokrene, der Quell, der Dir so viel Schönheit schuldet, taugt lange nicht soviel, wie unser Gesundbrunnen. Zwar gibt es hier keine Ambrosia, wohl aber den Ambrosi.

Nr. 86. Briefgedicht an Goethe.

Töplitz, im Juli 1812.

Zwar hat uns beim Lottospiel das Glück gleichmäßig bedacht, nicht aber, lieber und erhabener Freund, bei der Geburt. Deine hohen Verdienste preist die ganze Welt. Vielleicht habe auch ich für meinen Beruf ein wenig getaugt, wenn man mir aber sagt, welche große Schlacht haben Sie gewonnen, welche Stadt erobert, welcher Sieg ist ganz allein Ihr Eigen, nennen Sie ihn oder eine berühmte geglückte Belagerung, so kann ich nur antworten: „Ich habe geholfen, die Schläge des Feindes, der mir mehr

als einen Hinterhalt gelegt hat, abzuwehren. Ich bin Helden gefolgt, meinen Vorbildern, meinen Freunden, Laudon und Lacy. Sie lehrten mich aber nur, die Erde entvölkern.“ Wenn ich wohl kriegerische Ehren ernten durfte, so wage ich es doch nicht, mich wie ein Tropf dieser Taten gegen Türken und Preußen zu berühmen. Oder dürfte ich mich unterfangen, mit dem Lobe meiner bescheidenen militärischen Schriften meine Leser zu langweilen? Ich begnüge mich mit geringem Weihrauch und zolle dem berühmtesten der Dichter den Ruhm, der ihm von rechtswegen gebührt.

*

Was höre ich? Ich vernehme, daß Sie gestern unserer Kaiserin, dieser anbetungswürdigen Fürstin, die Sie verehrt, erzählten, daß Sie einst den Werther verbrennen wollten und eine andere Schöpfung wirklich ums Leben gebracht haben. Das wäre ja noch grausamer, als Werthers Selbstmord, und die bloße Vorstellung macht mich erbeben. Die Zierde dieser Erde und des Thrones, dreifach gekrönt mit Anmut, Geist und Schönheit, hat Ihnen Ersatz befohlen für das Verlorene. Pflegen Sie trotz unablässiger Arbeit Ihre Gesundheit und gehen Sie spät erst ein in die Unsterblichkeit!

Heute, Freitag morgens.

Haben Sie, wie ich, die zweieinhalb Gulden erhalten, die Sie gewonnen haben?

Nr. 87. An Caroline Pichler[237]).

Wien, am 1. Juni 1812.

Wie werden Sie es aufnehmen, gnädige Frau, daß ich, der ich das Unglück und das Ungeschick habe, Sie nicht zu kennen, mir die Freiheit nehme, Ihnen zu schreiben? Sie werden noch ungehaltener sein, wenn Sie merken, daß ich Ihnen etwas mitteilen will, was Sie nicht wissen. So ist es Ihnen zum Beispiel sicher unbekannt, daß Ihr gar nicht romantischer Roman einer der besten Romane ist, die es jemals gegeben hat. Ich will Ihnen selbst auseinandersetzen, warum dem so ist. Ihr Werk enthält

weder Rosenwasser noch Scheidewasser, wie so viele andere, die langweilen oder erschrecken oder zum Gähnen zwingen. Ich weine nicht, wenn man mir sagt: „Weinen Sie doch!“ — Ihr Agathokles aber hat mir beseeligende Tränen entlockt. Da ist nichts Unwahrscheinliches, nichts Erzwungenes darinnen, aber so viel Glück als nur möglich und ehrliche, erhabene Empfindsamkeit und Offenheit. Ein paar Schelme ausgenommen, die aber nur dazu dienen, die ehrlichen, zartfühlenden Leute ins rechte Licht zu setzen. Alle Ihre Menschen sind schön, jung, gut gekleidet, tapfer im Kriege und angesehen bei Hofe. Keine Ihrer reizenden, anziehenden, so geistreichen Heldinnen ist der anderen ähnlich. Man meint diese interessanten Geschöpfe alle zu kennen. Sie verleihen jedem seine Eigenart und seine ausgeprägten Züge. Alles ist wohl begründet, und an Verwicklungen ist nicht mehr vorhanden als nötig ist, um zu fesseln, anzuregen und zu beruhigen. Tritt dann die Katastrophe ein, so ist man gründlich erschüttert. Das reizendste Geschöpf, das jemals geschaffen wurde, ist Ihre Calpurnia, sie ist ein Meisterwerk. Man lacht so lange über ihren Geist, bis man, falls das Wort erlaubt ist, über ihr Gemüt weint. Ihre Farbengebung, gnädige Frau, ist von unsagbarer Frische, Harmonie und Wahrhaftigkeit.

Überdies bewundere ich Ihre reife, vornehme, das Überflüssige scheuende Kunst der Beschreibung, Ihre so treffenden Vergleiche, Ihre tiefen und neuen Gedanken, die zum eigenen Nachsinnen anregen. Sie erwärmen, ohne zu erhitzen. Sie ermüden nicht durch Überfülle, in allen Ihren Schriften waltet vollendetes Gleichmaß.

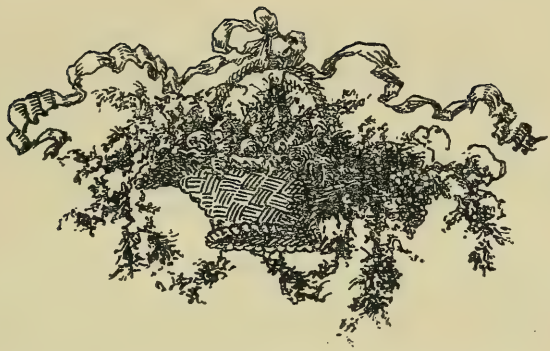
Leider beherrsche ich nur die deutsche Soldatensprache und kann nicht mehr Deutsch, als mein Dienst erfordert. Deshalb traue ich mich nur an deutsche Geschichtswerke heran, und auch bloß dann, wenn man so gütig war, diese einfach zu halten. Man ist unerschöpflich im Lobe Ihrer Sprache. Darum war es vielleicht eine Kühnheit, Ihren Farbenreichtum zu loben. Er scheint mir aber selbst in der Übersetzung unverloren zu sein. Die Übertragung der Frau von Montolieu[238]) ist so rein im Stil, so schlicht und überall so gelungen, daß ich trotz des Wenigen mir im Originale Verständlichen dennoch ein Urteil wage. Ihre Prosa erhebt sich

unmerklich aber stets am rechten Orte zur Poesie, aber man tut keinen jähen Sturz, wenn Sie wieder zur Erde zurückkehren.

Wenn ich an einem der nächsten Tage meinen Zufluchtsort auf dem Berge Coelius, jetzt Kahlenberg genannt, verlassen werde, so wird es geschehen, um Ihnen, gnädige Frau, aufzuwarten.

Was würden die Herren Wieland und von Goethe bei unserem Wiedersehen sagen, wenn ich nicht die Ehre hätte Sie zu kennen? Die unendliche Freundschaft, mit der mich diese zwei so berühmten Männer bedenken, räumt mir fast das Recht ein, mich um die Ihre zu bewerben. Man preist Sie als sehr gütig. Man spricht fast soviel von Ihrem Gemüte, wie von Ihrem Geiste. Ich aber halte Sie für bösartig, denn Ihr Werk ist ein Epigramm auf die Erzeugnisse anderer, die jetzt unter dem Vergleich mit Ihnen zu leiden haben werden.

Ich habe es versäumt, Ihnen von der Religion zu sprechen, und will darob Gott sofort um Vergebung bitten. Wie erhaben, wie glänzend, wie begeisternd ist Ihr Bekenntnis zu ihm! Sie tun recht daran, ihm zum Triumphe zu verhelfen, aber Sie verstehen es vortrefflich, darüber der Anmut der Bilder und der schönen mythologischen Namen nicht zu vergessen. Die christliche Weltanschauung, diesen Hort in Stürmen, formen Sie so sicher und trostreich, Sie entwickeln sie mit weihevoller Rührung. Wenn die paradiesische Reinheit wieder auf Erden herrschte, wenn Fénelon auferstünde, so würde er Sie um die Gnade einer Umarmung bitten. Für mich aber erflehe ich die Gunst, zu Ihren Füßen niederlegen zu dürfen den Ausdruck der in mir von Ihnen erweckten Gefühle der Anhänglichkeit, Verehrung und Bewunderung.



ANMERKUNGEN

I. Anmerkungen zu den Erinnerungen.

[1]) Prinz Eugen von Savoyen starb am 21. April 1736 in Wien.

[2]) Im österreichischen Erbfolgekrieg, 27. Juni 1743.

[3]) Ein Theodorich dieses Namens ist nicht nachweisbar, es dürfte sich um den Grafen Theodorich von Ripuarien handeln, der mit Karl dem Großen verwandt war.

[4]) Johannes Baron von Ligne, gestorben 1491, Sohn des Michael Baron von Ligne war der Stammvater des fürstlichen Hauses Ligne. Er war Kämmerer und Rat Karls des Kühnen und der erste Ritter vom Goldenen Vließ in der Familie Ligne.

[5]) Lamoral Graf von Ligne, gestorben 1641, wurde von Kaiser Rudolf II. mit Bulle vom 20. März 1601 in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben.

[6]) Claudius Lamoral Fürst von Ligne, 1618 bis 1679, verheiratet mit Clara Maria Gräfin von Nassau-Siegen.

[7]) 16. August 1717.

[8]) Belgrad wurde vom 29. Juni bis 18. August 1717 belagert.

[9]) Die Kapitulation von Antwerpen im spanischen Erbfolgekriege erfolgte am 6. Juni 1706.

[10]) Ferdinand Prinz von Ligne, 1683 bis 1755, österreichischer Feldmarschall, starb unvermählt.

[11]) 23. Mai 1706, 11. Juli 1708, 11. September 1709 im spanischen Erbfolgekrieg.

[12]) Wahrscheinlich Emanuel Herzog von Croy, Marschall von Frankreich, 1718 bis 1787.

[13]) Die Einnahme von Brüssel durch die Franzosen unter Marschall Grafen Moriz von Sachsen im österreichischen Erbfolgekrieg am 26. Februar 1746.

[14]) Anton Joseph Ghislain Prinz von Ligne starb am 19. September 1707. Hier scheint ein Gedächtnisfehler vorzuliegen.

[15]) Louise Marie Christine Prinzessin von Ligne, 1728 bis 1784, Canonissin der Abtei Remiremont.

[16]) Maria Josephine Prinzessin von Ligne, 1730 bis 1783, Äbtissin des freiweltlichen Reichsstiftes für Damen in Essen an der Ruhr.

[17]) Belagerung und Einnahme von Prag im österreichischen Erbfolgekrieg, 27. Juli bis 26. Dezember 1742.

[18]) Quintus Curtius Rufus, römischer Geschichtschreiber, verfaßte eine Geschichte Alexanders des Großen, lebte zur Zeit des Kaisers Claudius.

[19]) Phaedrus, der erste römische Fabeldichter, lebte zur Zeit des Kaisers Augustus.

[20]) Antoine Arnauld, 1612 bis 1694, angesehener französischer Theologe und Führer der Jansenisten in ihrem Kampfe gegen die Jesuiten.

[21]) Blaise Pascal, 1623 bis 1662, der große französische Mathematiker und Philosoph, erbitterter Gegner der Jesuiten.

[22]) Port-Royal des Champs, Cistercienserinnenkloster bei Versailles, war seit 1636 Sitz einer jansenistischen Klosterschule, die 1709 aufgehoben wurde. Das Kloster wurde 1710 zerstört.

[23]) Jansenismus war die von dem berühmten holländischen Theologen Cornelis Jansen, 1585 bis 1638, begründete, auf dem Augustinismus fußende Lehre, die zu langwierigen, erbitterten Glaubenskämpfen führte.

[24]) Miguel de Molinos, 1640 bis 1697, spanischer Mystiker und Verfechter des Quietismus.

[25]) Jeanne-Marie de la Motte-Guyon, 1648 bis 1714, bekannte Bibelerklärerin.

[26]) François de Fénelon, 1651 bis 1715, der französische Schriftsteller und Theologe.

[27]) Jacques-Bénigne Bossuet, 1624 bis 1704, hervorragender französischer Kanzelredner und Gegner der Jansenisten.

[28]) François Philippe Mésengui, 1677 bis 1763, theologischer Schriftsteller der jansenistischen Richtung. Das hier genannte Werk heißt „Le Nouveau Testament traduit en français avec des notes“ und erschien 1729.

[29]) Histoire des Variations, eine Schrift von Bossuet.

[30]) Maria d'Agreda (eigentlich Coroneli), 1602 bis 1665, spanische Nonne, bekannte Mystikerin.

[31]) Marguerite Maria Alacoque, 1647 bis 1690, Nonne, Hellseherin und Schriftstellerin, die im Jahre 1864 selig gesprochen wurde.

[32]) Karl XII. König von Schweden, 1682 bis 1718.

[33]) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé, 1621 bis 1686, der große Condé genannt, der siegreiche französische Feldherr.

[34]) Polybios, 205 bis 123 v. Ch., griechischer Geschichtsschreiber.

[35]) Jean-Charles Chevalier de Folard, 1669 bis 1752, französischer Militärschriftsteller, verfaßte u. a.: Commentaire formant un corps de science militaire.

[36]) Der Fürst schrieb mit 17 Jahren seinen Discours sur la profession des armes.

[37]) Henry de Latour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, 1611 bis 1675, Marschall von Frankreich.

[38]) Franz I. Stephan, 1708 bis 1765, Gemahl der Kaiserin Maria Theresia, Stammvater des Hauses Habsburg-Lothringen, gekrönt zum römisch-deutschen Kaiser am 4. Oktober 1745.

[39]) Gedächtnisfehler. Ligne wurde laut österreichischem Kämmerer-almanach vom Jahre 1903, S. 315, erst im Jahre 1751, also mit 16 Jahren zum kaiserlichen Kammerherrn ernannt.

[40]) Auch hier scheint sich der Fürst von Ligne jünger machen zu wollen. Das Tagebuch des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, kaiserlichen Obersthofmeisters, herausgegeben von Rudolf Grafen Khevenhüller-Metsch und Dr. Hans Schlitter, Wien 1910, berichtet über Lignes Vermählung mit der am 27. November 1739 geborenen Prinzessin Maria Franziska von Liechtenstein, dem zehnten Kinde des Fürsten Emanuel Fürsten von und zu Liechtenstein und der Maria Antonia Gräfin von Dietrichstein, folgendermaßen: „19. August 1755. Gestern waren meine junge Leuth über Cromau von ihrer Feldsperger Rais zuruckgekommen, allwo sie denen Festins beigewohnet hatten, welche der Fürst Joseph Wenzel à l'Occasion des den 14. hujus erfolgten Beilagers des jungen Prince Charles de Ligne (kaiserlichen Cammerherrn) mit meiner Schnur dritten Schwester — Fürst Fränzerl — mit großer Magnifizenze angestellet."

[41]) Agen, Hauptstadt des französischen Departements Lot-et-Garonne.

[42]) Johanna Magdalena Herzogin von Sachsen-Weissenfels, 1708 bis 1760, vermählte sich am 25. September 1730 mit Ferdinand Herzog von Kurland.

[43]) Ludwig Eugen Prinz von Württemberg, 1731 bis 1795, folgte seinem Bruder Karl Eugen in der Regierung und herrschte von 1793 bis 1795.

[44]) 22. November 1755.

[45]) Karl Wenzel Graf Wrbna-Freudenthal, 1716 bis 1757, österreichischer General, gefallen in der Schlacht von Breslau.

[46]) Les Surprises de L'Amour, Komödie von Pierre de Marivaux. Nach Khevenhüller a. a. O., S. 244, fand eine Aufführung dieses Stückes am 22. Mai 1755 in Gegenwart des Kaiserpaares statt.

[47]) Burke's Peerage weist keinen Lord dieses Namens auf. Wahrscheinlich ist Thomas Lister Esqu., 1722 bis 1826, gemeint, der 1793 als Baron Ribblesdale of Gisburne Park Peer von England wurde.

[48]) Karl Alexander Prinz von Lothringen und Bar, 1712 bis 1780, Schwager der Kaiserin Maria Theresia, österreichischer Feldmarschall und seit 1748 Generalstatthalter in den österreichischen Niederlanden, wo er „der gute Herzog" genannt wurde. Die Stände von Brabant errichteten ihm noch bei seinen Lebzeiten am 17. Jänner 1775 in Brüssel ein Standbild.

[49]) Anna Constanze Gräfin von Cosel, 1680 bis 1765, die Geliebte Friedrich Augusts I., Kurfürsten von Sachsen (Augusts des Starken), 1670 bis 1733, der von 1697 bis 1733 König von Polen war. Die Gräfin Cosel wurde aber nicht wegen eines versuchten Mordes gefangen gehalten, sondern wegen der Weigerung, ein Dokument herauszugeben, welches ihre und ihrer Kinder Anerkennung enthielt. Die Gräfin war eine der geistvollsten und schönsten Frauen ihrer Zeit.

[50]) 1706.

[51]) Stanislaus II. August, 1732 bis 1798, der letzte König von Polen.

[52]) Johann Leopold Graf Pálffy von Erdöd, 1728 bis 1791, österreichischer Generalfeldzeugmeister. Sein Sohn Johann Baptist, 1755 bis 1811, vermählte sich am 11. September 1798 mit Euphemie Christine Philippine Therese Prinzessin von Ligne, der zweiten Tochter des Erzählers dieser Episode.

[53]) Vermutlich Joseph Maria Fürst Colloredo-Mels und Wallsee, 1735 bis 1818, österreichischer Feldmarschall.

[54]) Franz Moriz Graf von Lacy, 1725 bis 1801, österreichischer Feldmarschall und Präsident des Hofkriegsrates, einer der berühmtesten österreichischen Heerführer.

[55]) Karl Heinrich Nikolaus Otto, 1745 bis 1808, wurde wegen einer Mißheirat seines Großvaters in Deutschland nicht als Fürst anerkannt, trat zuerst in französische Kriegsdienste, unternahm eine Weltumsegelung, diente dann im spanischen und später im russischen Heere, wo er Admiral wurde.

[56]) Maria Theresia, römisch-deutsche Kaiserin, Königin von Ungarn usw., 1717 bis 1780.

[57]) Khevenhüller a. a. O. erzählt diese Episode folgendermaßen: „5. Juni 1755. Abends soupierte der Kaiser en petite compagnie zu Hezendorff bei den Herrn Ayo und giengen wir von dem Thor des Schönbrunner Parc zu Fuss dahin mit Musique, was mann Casaten nennet, und die Hezendorffische Compagnie kamme uns ebenfahls mit einer Bande von Tudelsack entgegen, worbei dann der Graff v. Saint Julien abermahlen le Héros de la fête ware, welchem mann verschiedene Niches unterweegs praepariret; weillen er sich aber darauf versehen, so hatte er eine ganze Trouppe von seinen Kuchelleuthen in weissen Camisölern und mit Kochlöffeln bewaffnet zu einer Bedeckung auf die Strassen postiret, welche ihm auf den ersten Pfiff zu Hülff kammen, da eben ein in einer Reuter-Uniform angelegter Bedienter des Feldmarschallen Batthyany auf ihn losz-gehen und seine nach seiner Mainnung die Freile Türheim seiende, an der Hand führende Dame (welche aber ein angelegter Mann und zwar der eben im Dienst als Cammerherr sich befindende junge Prince de Ligne ware) wegführen wollen.“ Die hier genannten Personen waren: Joseph von Guyard Graf von Saint-Julien, 1704 bis 1794, Oberstküchenmeister der Kaiserin Maria Theresia. Der Ayo war Karl Graf, später Fürst Batthyány, 1697 bis 1772, der Obersthofmeister des Erzherzogs, späteren Kaisers Joseph, und Aloisia Franziska Gräfin Thürheim, 1732 bis 1809, Hofdame und Kammerfräulein der Kaiserin Maria Theresia, die am 8. Jänner 1756 den Grafen Saint-Julien heiratete.

[58]) Maria Wilhelmine von Neipperg, 1738 bis 1775, Tochter des Feldmarschalls Grafen Neipperg, 1756 vermählt mit Johann Adam Joseph Fürsten von Auersperg.

[59]) Das Stück war das Lustspiel Crispin Rival de Son Maître, ein Einakter des berühmten französischen Dichters Alain René Lesage. Khevenhüller a. a. O. S. 101: „Den 25. (April 1753) waren I. I. M. M. nebst sämtlichen Herr-

schaften bei der Wiedereröffnung des französischen Theatri, worauf der Médisant und Crispin Rival de son Maître nebst zwei neuen Ballets produziret wurde."

[60]) Patrick Franz Graf Nény, 1716 bis 1784, Generalschatzmeister und Präsident des Geheimen Rates von Belgien, wurde von Maria Theresia im Jahr 1750 aus Brüssel nach Wien berufen, wo er bis 1753 als geheimer Staatsrat diente. Von da ab widmete er sich als besonderer Vertrauensmann Maria Theresias wieder dem Staatsdienste in Belgien.

[61]) 20. bis 21. November 1759.

[62]) Ludwig XV. König von Frankreich, 1710 bis 1774.

[63]) Georg Adam Fürst von Starhemberg, 1724 bis 1807, kaiserlicher Botschafter in Paris.

[64]) Maria Leszczynska Königin von Frankreich, 1703 bis 1768.

[65]) Jeanette Antoinette Poisson Marquise de Pompadour, 1721 bis 1764, Maitresse Ludwigs XV.

[66]) 3. November 1760.

[67]) 7. April 1766.

[68]) 1758.

[69]) Etienne François Herzog von Choiseul-Amboise, Marquis von Stainville, 1716 bis 1785, Günstling der Pompadour, französischer Minister des Auswärtigen und Kriegs- und Marineminister.

[70]) Friedrich Heinrich Ludwig Prinz von Preußen, gewöhnlich Prinz Heinrich genannt, 1726 bis 1802, Bruder Friedrichs des Großen.

[71]) Dieser Garten gehörte dem Malteserritter Anton Grafen Montecuccoli. Khevenhüller a. a. O., Wien 1917, schreibt darüber: „Den 7. August (1764) speisten die Herrschaften en très petite compagnie bei dem Cavaliere Montecuccoli in seinem erst jüngsthin von dem Conte Durazzo erkaufften Garten auf der Landstrasse. Die Ursach dieser Gnad ware, dass dieselbe so vielles von der galant- und hertzigen Zier und Einrichtung dieses Gartens vernahmen, mithin die besondere Curiosité hatten, den selben zu sehen."

[72]) Andreas Kyrillowitsch Graf, später Fürst Razumowski, 1752 bis 1836, kaiserlich russischer Botschafter in Wien. Das in diesem Garten mit größter Pracht erbaute Palais brannte in der Nacht des 31. Dezember 1814 vollständig nieder.

[73]) Wilhelm Reinhard Graf Neipperg, 1684 bis 1774, österreichischer Feldmarschall.

[74]) Karl VI., Deutscher Kaiser, 1685 bis 1740, der Vater Maria Theresias.

[75]) Karl Franz Prinz von Commercy, ältester Sohn des französischen Generalleutnants Grafen Lislebonne, österreichischer Feldmarschalleutnant unter Prinz Eugen, gefallen 1702 in der Schlacht bei Luzzara.

[76]) Prinz Karl Thomas Vaudemont, Sohn des spanischen Gouverneurs von Mailand, unter Prinz Eugen österreichischer General der Kavallerie.

[77]) Franz Ferdinand Graf Schrattenbach, 1707 bis 1785, zum Statthalter

von Niederösterreich ernannt am 17. April 1759. Unter dem Polizeigewaltigen ist jedenfalls Graf Schrattenbach zu verstehen.

[78]) Karl Maximilian von Schorlemmer, 1731—1769 österreichischer Oberst, ein Offizier von hervorragender Tapferkeit.

[79]) Karl Joseph de Croix, Graf von Clerfayt, 1733 bis 1798, österreichischer Feldmarschall.

[80]) Johann Theodor Herzog von Bayern, ein Bruder des Kaisers Karl VII., von 1744 bis 1763 Fürstbischof von Lüttich und gleichzeitig Bischof von Regensburg und Freising.

[81]) Joseph Wenzel Fürst von und zu Liechtenstein, 1696 bis 1772, österreichischer Feldmarschall.

[82]) 18. Juni 1757 im Siebenjährigen Kriege.

[83]) Marie Jeanne Gräfin du Barry, 1741 bis 1793, die letzte Maitresse Ludwigs XV.

[84]) Wilhelm Graf du Barry, der Schwager der Favoritin. Er wurde allgemein der „große du Barry" genannt.

[85]) Wie energisch Ligne für die du Barry sich eingesetzt hatte, beweist der folgende Brief der Gräfin an den österreichischen Botschafter in Paris, Grafen Mercy-Argenteau, der hier leider ohne die vielen darin enthaltenen orthographischen Fehler wiedergegeben werden muß: „Der Fürst von Ligne hat mich, Herr Graf, nicht ohne Kenntnis von dem Interesse gelassen, das Sie an mir zu nehmen fortfahren. Er hat Ihnen auch sagen können, mit welcher Güte die Königin geruhte, die Bittschrift entgegenzunehmen, die sie mir zu schreiben erlaubte. Sie haben, Herr Graf, die von mir angeführten Gründe um Hilfe seitens des Königs nicht vergessen. Obwohl ich glaube, die Gerechtigkeit meiner Ansprüche entsprechend betont zu haben, werde ich dennoch alles als Gnade ansehen, und sehr glücklich sein, es dem wohltätigen Sinne der Königin zu schulden. Wenn Ihre gewöhnlichen Beziehungen zu dieser würdigen Fürstin Sie, Herr Graf, in die Lage brächten, die Bemühungen des Fürsten von Ligne zu meinen Gunsten zu unterstützen, so rechne ich zu sehr auf Sie, um nicht überzeugt zu sein, daß Sie die Gelegenheit ergreifen, ja sogar suchen werden, mir zu nützen. Seien Sie, Herr Graf, überzeugt, sowohl von meiner Dankbarkeit, als auch von den besonderen Gefühlen, die ich Ihnen auf Lebenszeit gewidmet habe, und mit denen ich die Ehre habe zu sein Ihre sehr ergebene und sehr gehorsame Dienerin Gräfin du Barry. Louveciennes, am 8. April."

Entnommen aus Pimodan, Le Comte F. C. De Mercy-Argenteau, Ambassadeur Impérial à Paris, Paris 1911.

[86]) Jean-Jacques Rousseau, 1712 bis 1778, der berühmte französische Philosoph.

[87]) Jetzt Rue Jean-Jacques Rousseau.

[88]) Pierre Rousseau, 1716 bis 1785, französischer Bühnendichter, geboren in Toulouse.

[89]) Rousseau mußte eine Zeit lang sein Leben mit dem Abschreiben von Noten fristen.

[90]) Die oft zitierten Worte Sganarelles über die Kunst Holzscheite zu machen in Molières Lustspiel Le Médecin malgré lui, I. Akt, 5. Scene.

[91]) David Hume, 1711 bis 1776, englischer Philosoph und Historiker, welcher Rousseau zu einem längeren Aufenthalte in England bewog, aber mit ihm in ein heftiges Zerwürfnis geriet.

[92]) Rousseau lebte 25 Jahre lang in wilder Ehe mit der früheren Arbeiterin Therese Levasseur, einem geistig ungemein tiefstehenden Weibe, das er schließlich heiratete. Die aus dieser Ehe entsprossenen fünf Kinder wurden im Findelhause aufgezogen.

[93]) Etienne Charles de Lomenie de Brienne, 1727 bis 1794, war von 1763 bis 1788 Erzbischof von Toulouse. Er wurde deshalb Monsieur de Toulouse genannt.

[94]) Etienne-François d'Aligre, 172. bis 1798, Präsident des Parlamentes von Paris, befand sich unter den ersten Emigrierten und starb in Braunschweig.

[95]) 1686. Der König ließ zur Erinnerung an das Ereignis eine Medaille prägen.

[96]) Jean-Baptiste Rousseau, 1670 bis 1741, französischer Dichter, der in Brüssel starb.

[97]) Maria Antoinette Königin von Frankreich, 1755 bis 1793.

[98]) François Henry de Franquetot, Duc de Coigny, 1737 bis 1821, erster Stallmeister des Königs und Marschall von Frankreich.

[99]) Karl Philipp Graf von Artois, 1757 bis 1836, Bruder Ludwigs XVI. und Ludwigs XVIII., als Karl X. von 1824 bis 1830 König von Frankreich.

[100]) Französischer Gardeoffizier, der in jungen Jahren starb.

[101]) Hans Axel Graf von Fersen, 1755 bis 1810, schwedischer Offizier und Diplomat, der an dem mißglückten Fluchtversuch nach Varennes hervorragend beteiligt war.

[102]) Georg (Karl) Prinz von Hessen-Darmstadt, 1754 bis 1830, Generalleutnant in holländischen Diensten, der durch Heereslieferungsgeschäfte während der französischen Revolutionskriege große Reichtümer erwarb.

[103]) John Frederick Germain Sackville, dritter Herzog von Dorset, 1745 bis 1799, englischer Diplomat, Gesandter in Paris.

[104]) Francis Seymour Conway, Marquis of Hertfort, 1719 bis 1794.

[105]) Armand-Jules-François Graf, später Herzog von Polignac, 1745 bis 1817, königlicher Oberststallmeister, der als besondere Gnadengabe vom königlichen Hofe eine jährliche Pension von 80.000 Livres bezog. Er war vermählt mit Jolanthe-Martine-Gabrièle de Polastron, 1749 bis 1793, der vertrautesten Freundin der Königin Marie Antoinette und „Gouvernante der Kinder von Frankreich". Das Ehepar Polignac benützte seinen Einfluß bei Hofe zu unerlaubter Bereicherung und trug durch seine Habsucht viel

zur Unbeliebtheit des Königspaares bei. Das Ehepaar flüchtete sofort bei Beginn der französischen Revolution ins Ausland.

[106]) Graf Valentin Joseph Hallewyl-Esterházy, ein Sohn des Grafen Anton Esterházy, 1616 bis 1722, eines Parteigängers des Franz Rákoczy, der nach Frankreich flüchtete und dort die Gräfin Maria Nigrelli heiratete. Graf Valentin Esterházy war Oberst eines französischen Husarenregimentes.

[107]) Peter Victor Baron von Besenval, 1723 bis 1791, französischer Generalleutnant.

[108]) Joseph Franz Graf von Vaudreuil, berühmter Kunstsammler und Anhänger des Grafen von Artois, als Gouverneur des Louvre 1817 in Paris gestorben.

[109]) Louis-Philippe Graf von Ségur, 1753 bis 1830, ursprünglich Offizier, seit 1784 französischer Botschafter in Petersburg und besonderer Günstling Katharinas der Großen, schrieb zahlreiche Stücke für das Theater der Eremitage und überdies sehr viele historische Werke.

[110]) Die Gräfin Polignac wurde gewöhnlich die Gräfin Jules genannt.

[111]) Diana Gräfin Polignac, geb. 1740, lebte der Familientradition gemäß noch 1817 in Petersburg, Stiftsdame und Ehrendame der Mme. Elisabeth de France.

[112]) Es dürften gemeint sein Louis de Brienne de Conflans Marquis d'Armentières, 1711 bis 1774, Marschall von Frankreich und dessen Tochter Louise-Marthe, vermählt mit François-Marie-Casimir de Franquetot, Marquis de Coigny, die Empfängerin der später folgenden Briefe Lignes aus der Krim.

[113]) Guy André Pierre de Montmorency-Laval, 1723 bis 1798, Cavalier am Hofe Ludwigs XVI.

[114]) Charles-Marie Marquis de Créqui, 1737 bis 1831, französischer Generalleutnant.

[115]) Der älteste Bruder des Königs von Frankreich führte den Titel „Monsieur", in diesem Falle war es der spätere Ludwig XVIII.

[116]) Armand Louis de Gontaut Herzog von Biron, früher Herzog von Lauzun, 1753 bis 1794, der Verfasser der berüchtigten Memoiren, Parteigänger Philipp Egalités, der 1794 guillotiniert wurde.

[117]) Henriette Philippine de Noailles, vermählt mit Emmanuel August Marquis de Duras, wurde 1767 Palastdame der Königin.

[118]) Marguerite Brunet, genannt Montansier, 1730 bis 1820, Schauspielerin, die mit ihrer Truppe in Versailles spielte.

[119]) 16. Mai 1770. Am Abende des Vermählungsfestes der Königin wurde vor den Tuilerien ein Feuerwerk abgebrannt, das eine ungeheure schaulustige Menge heranlockte. In dem Gedränge auf dem Platze Ludwigs XV. kam eine große Anzahl von Personen ums Leben.

[120]) Marie-Thérèse Louise von Savoyen-Carignan, 1749 bis 1793, heiratete 1767 Louis Alexandre von Bourbon, Prinzen von Lamballe, Großjägermeister von Frankreich, wurde 1768 Witwe. Die junge Königin Marie Antoinette zog die Prinzessin von Lamballe in ihren engsten Freundeskreis. Am 3. Sep-

tember 1793 ward die Prinzessin vom Pariser Pöbel getötet, die Leiche in Stücke gerissen, und das vom Rumpfe getrennte Haupt, auf eine Pike gesteckt, wurde vor die Fenster des Tempelgefängnisses getragen und der Königin gezeigt.

[121]) Marthe-Marguerite de Villette de Murçay Marquise de Caylus, 1673 bis 1729, hinterließ sehr interessante Memoiren über die letzten Regierungsjahre Ludwigs XIV., die 1770 von Voltaire herausgegeben wurden.

[122]) Elisabeth Charlotte (Liselotte) von Orléans, 1652 bis 1722, Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, vermählt 1671 mit Herzog Ludwig von Orléans, dem Bruder Ludwigs XIV. Sie war die Mutter Philipps II. von Orléans, des berüchtigten Regenten von Frankreich, der 1674 bis 1723 lebte. Ihre sehr urwüchsigen Briefe über das Leben am französischen Hofe sind auch deutsch wiederholt herausgegeben worden.

[123]) Louis de Rouvray Herzog von Saint-Simon, 1675 bis 1755, der Verfasser der bekannten Memoiren über die Zeit Ludwigs XIV.

[124]) Adrien-Louis de Bonnière Graf, später Herzog von Guines, 1735 bis 1806, französischer General und Diplomat, der einige Zeit hindurch zum engsten Kreise Maria Antoinettes gehörte, aber auf den direkten Wunsch der Kaiserin Maria Theresia vom Hofe entfernt wurde.

[125]) Beatrix Herzogin von Gramont-Guiche, geborene Choiseul-Stainville, geb. 1739, guillotiniert 1793.

[126]) Louis-François José Prinz von Conti, 1734 bis 1814, der letzte aus dem Stamme der Fürsten von Conti.

[127]) Jean-Frédéric Phélippeaux Graf von Maurepas, 1701 bis 1781, französischer Staatsmann. War unter Ludwig XVI. Minister und berief Turgot, Malesherbes und Necker in sein Kabinet. Er unterstützte auch die aufständischen Amerikaner im Kampfe gegen England.

[128]) Johann Karl Philipp Graf von Cobenzl, 1712 bis 1770, österreichischer Staatsmann, der besonders verdienstvoll unter der Statthalterschaft Karls von Lothringen in den Niederlanden wirkte.

[129]) Louis-Philippe von Orléans Herzog von Chartres, 1725 bis 1785.

[130]) Vermutlich Charles Herzog von Fitzjames, Herzog von Berwick, 1712 bis 1787, Marschall von Frankreich.

[130a]) Der im 18. Jahrhundert sehr berühmte Erfinder der Kartenaufschlagekunst (Cartonomancie).

[131]) Louis-Philippe Joseph Herzog von Orléans, 1747 bis 1793, Philipp Egalité genannt.

[132]) Alexander Graf von Cagliostro (Josef Balsamo), 1743 bis 1795, der große Abenteurer.

[133]) Charles Paul François de Beauvillers Graf von Buzançais, geb. 1746, Todesjahr unbekannt, Cavalier am Hofe Ludwigs XVI. Das Duell mit dem Prinzen von Nassau fand im Jahre 1772 statt.

[134]) Charles François Frédéric II. de Montmorency Duc de Luxembourg, 1702 bis 1764, Marschall von Frankreich und Gouverneur der Normandie,

war vermählt mit Madeleine Angélique de Neufville de Villeroy, 1707 bis 1787.

[135]) Marie Hedwig Eleonore von Hessen-Rheinfels-Rothenburg, gestorben 1801, war seit 1766 verheiratet mit Jacques Leopold Charles Godefroid de la Tour d'Auvergne, Duc de Bouillon, 1746 bis 1802.

[136]) Vermutlich am 31. März 1785, da der Dauphin Karl Ludwig (Ludwig XVII.) am 27. März 1785 zur Welt kam.

[137]) Die erste Reise Lignes nach St. Petersburg erfolgte im Sommer 1780.

[138]) Der neugeborene Sohn der Herzogin von Polignac war Auguste Jules Armand Marie Graf, später Fürst von Polignac 1780 bis 1847, der unter Karl X. Ministerpräsident und Anlaß zu dessen Sturz wurde.

[139]) Maria Theresia starb am 29. November 1780.

[140]) Joseph II. Römisch-Deutscher Kaiser, 1741 bis 1790.

[141]) Katharina II. Alexejewna, Katharina die Große, 1729 bis 1796, Kaiserin von Rußland.

[142]) Johann Ludwig Joseph Graf Cobenzl, 1753 bis 1809, österreichischer Diplomat, war 1779 bis 1796 Botschafter am russischen Hofe, dann Hof- und Staatskanzler und Minister des Äußern.

[143]) Die Erstürmung von Kinburn erfolgte am 1. Oktober 1787.

[144]) Ljew Alexandrowitsch Graf Narischkin, 1733 bis 1799, kaiserlicher Kammerherr, der am Hofe Katharinas die Rolle des Spaßmachers innehatte.

[145]) Peter III. Feodorowitsch, Kaiser von Rußland, 1728 bis 1762, vermählt seit 1. September 1745 mit der Prinzessin Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst (später Katharina die Große). Peter III. wurde am 17. Juli 1762 von den Orlows, ohne Vorwissen seiner Gemahlin, ermordet.

[146]) Nikita Iwanowitsch Graf Panin, 1718 bis 1783, russischer Staatsminister, der an der Verschwörung gegen Peter III. beteiligt war.

[147]) Iwan VII., 1740 bis 1764, Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern und der russischen Großfürstin Anna Leopoldowna. War von der Kaiserin Anna zum Thronfolger ausersehen, wurde aber am 5. Oktober 1764 in der Festung Schlüsselburg ermordet. Auch an diesem Verbrechen war Katharina die Große unbeteiligt.

[148]) Graf Peter Semenowitsch Soltykow, 1700 bis 1772, erfolgreicher russischer General.

[149]) Grigorij Grigorjewitsch Orlow, 1724 bis 1783, russischer Generalfeldzeugmeister, wurde später Graf und 1772 von Joseph II. in den Reichsfürstenstand erhoben.

[150]) Alexander Semenowitsch Wassiltschikow, 174. bis 1803, entstammte einer alten adeligen Moskauer Familie, war vom Jahre 1782 ab 22 Monate lang der Günstling Katharinas, die ihn „den langweiligsten Bürger der Erde" nannte.

[151]) Georg Alexandrowitsch Fürst von Potemkin, 1739 bis 1791, Fürst von Taurien, Oberbefehlshaber der russischen Armee, Generalgouverneur der südlichen Provinzen, Großadmiral des Schwarzen Meeres.

[152]) Peter Sawadowski, der Sohn eines ukrainischen Geistlichen, wurde später Graf, wirklicher Geheimer Rat, Senator und Chef der russischen Reichsbank, lebte noch im Jahre 1808.

[153]) Soritzch kam als Husarenmajor nach Petersburg und starb 1777 als Generalleutnant. Er stammte aus Serbien.

[154]) Michael Rimskoi-Korssakow, 1754 bis 1840, russischer General der Kavallerie und Militärgouverneur von Lithauen. Katharina rühmte ihm nach, daß „er so schön sang wie eine Nachtigall."

[155]) Alexander Dimitriewitsch Reichsgraf Lanskoi, 1758 bis 1784, der Sohn eines Edelmannes, Generalleutnant und Adjutant der Kaiserin.

[156]) Alexander Petrowitsch Jermolow, 1754 bis 1838, der Sohn eines kleinen Grundbesitzers, wurde 1785 der Günstling Katharinas und als solcher Generaladjutant, Generalmajor und Kammerherr. Er wurde 1786 verabschiedet, heiratete eine Prinzessin Galitzin und lebte später abwechselnd in Wien und in Frohsdorf bei Wien.

[157]) Alexander Matvéewitsch Graf Dimitriew-Mamonow, 1758 bis 1803, Sohn eines Senators, war von 1786 bis 1789 der Günstling Katharinas, wurde von der Kaiserin mit einem ungeheuren Vermögen bedacht und heiratete über Wunsch der Kaiserin eine Prinzessin Scherbatow. Joseph II. verlieh ihm im Jahre 1788 die Würde eines Reichsgrafen.

[158]) Platon Graf Subow, 1767 bis 1822, russischer Generalfeldzeugmeister, einer der Mörder Pauls I.

[159]) Paul I. Kaiser von Rußland, 1754 bis 1801.

[160]) Maria Feodorowna (Prinzessin Sophie Dorothea von Württemberg), 1758 bis 1822, Gemahlin Pauls I.

[161]) James Harris Graf von Malmesburry, 1746 bis 1820, englischer Diplomat.

[162]) Elisabeth Wilhelmine Ludowika, geborene Prinzessin von Württemberg, 1767 bis 1790, die erste Frau des nachmaligen Kaisers Franz I. von Österreich.

[163]) Joseph Jakob Graf Murray de Melgum, 1718 bis 1802, österreichischer Feldzeugmeister, seit 1784 General-Kapitän-Leutnant in den Niederlanden.

[164]) Die Nationalfarben waren damals, wie heute, schwarz, gelb, rot.

[165]) Vielleicht die Gemahlin des Patrick Olivier Grafen Wallis, 1724 bis 1787, österreichischer Feldmarschalleutnant, wurde 1771 Waffeninspektor und 1775 kaiserlicher Kommissär in Böhmen.

[166]) Franz Xaver Wolf Fürst Rosenberg-Orsini, 1723 bis 1796, österreichischer Staatsmann, wurde im Jahre 1777 zum Konferenzminister und Oberstkämmerer Josephs II. ernannt. Diese Stellungen bekleidete er auch unter Leopold II. und Franz I.

[167]) Gideon Ernst Freiherr von Laudon, geboren am 10. Oktober 1716 zu Toozen in Livland, gestorben am 14. Juli 1790 in Neutitschein in Mähren, österreichischer Feldmarschall.

[168]) Die Gemahlin Laudons war ein Fräulein Klara von Hagen, die Tochter eines kroatischen Offiziers.

[169]) Leopold II. Römisch-Deutscher Kaiser, 1747 bis 1792, gekrönt in Frankfurt am Main am 30. September 1790.

[170]) Wahrscheinlich Maria Ludowika, Gräfin von Hardegg-Glatz und im Machlande, Gemahlin des Grafen Franz de Paula von Hardegg.

[171]) Das k. k. Infanterieregiment Nr. 30 Karl Joseph de Ligne trug weiße Waffenröcke mit lichthechtgrauen Aufschlägen und gelben Knöpfen.

[172]) Erzherzog Franz, nachmals Franz I. von Österreich, 1786 bis 1835, war damals Thronfolger.

[173]) 1791.

[174]) Es dürfte wohl der russische Feldmarschall Michael Jlarionowitsch Bolenischtschew Kutusow Fürst von Smolensk, 1745 bis 1813, gemeint sein.

[175]) Diese Dromedare haben recht lange gelebt und eigentümliche Schicksale gehabt. Als der Enkel des Fürsten von Ligne, Karl Fürst von Clary und Aldringen (1777 bis 1831), nach der in Wien durch Prokuration vollzogenen Trauung Maria Luisens im Jahre 1810 als Spezialkurier Franz I. mit einem eigenhändigen Glückwunschschreiben des Kaisers an Napoleon nach Paris gesandt wurde, sah er dort die Dromedare seines Großvaters wieder. Chary erzählt darüber: „Hier gibt es noch immer im Jardin des Plantes die Dromedare aus Belœil, die der Fürst von Ligne aus dem Türkenkriege mitgebracht hatte, und mit denen meine Mutter und ich, zur Zeit, da ich noch klein und niedlich war, zur großen Entrüstung meines Vaters und zur Befriedigung meiner fröhlichen Landsleute in den Prater fuhren. Als die Fürstin von Ligne vor sechs Jahren in Paris weilte, sagte sie, indem sie die beiden Tiere betrachtete: ‚Das sind die Dromedare, die mich sehr oft gefahren haben.' Die Zuhörer sahen die Sprecherin und dann sich erstaunt an, und hielten sie für die Frau eines Mameluken oder wenigstens für die Frau, die sich der General Menou aus Ägypten mitgebracht hatte." — Ein Führer durch den Jardin des Plantes aus dem Jahre 1804 bemerkt ausdrücklich, daß die dort gehaltenen zwei Dromedare nach der Besetzung von Belœil durch französische Truppen nach Paris gebracht worden seien. Das Buch lobt auch den gutmütigen Charakter der beiden Tiere. Entnommen aus Prince Charles de Clary et Aldringen Trois Mois à Paris, herausgegeben von Mitis und Pimodan, Paris 1914.

[176]) Henri Griffet, 1688 bis 1771, französischer Theologe und Historiker.

[177]) Jean-Marie Collot d'Herbois, 1751 bis 1796, ursprünglich Schauspieler und Theaterdichter, wurde während der französischen Revolution zuerst Volksredner, dann Mitglied des Pariser Stadtrates und des Konvents. Er verursachte die greulichen Massenmorde in Lyon. Nach dem Germinalaufstande wurde er nach Cayenne deportiert, wo er im Säuferwahnsinn starb.

[178]) Ignaz Graf Potocki, 1751 bis 1809, veranlaßte den König Stanislaus August von Polen, die Verfassung vom 3. Mai 1791 anzunehmen. Versuchte,

im Gegensatze zu der hier geäußerten Meinung Lignes, erst im Jahre 1792 der Verfassung vom 3. Mai die Anerkennung Preußens zu verschaffen. Diesen Bemühungen war aber kein Erfolg beschieden.

[179]) Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von Condé, 1736 bis 1818, bildete eine Emigrantenarmee, die im ersten Koalitionskriege gegen Frankreich kämpfte.

[180]) Ein romantisches Singspiel von Sédaine, die Gesangseinlagen sind von Grétry komponiert.

[181]) Frederick Herzog von York, 1763 bis 1827, zweiter Sohn des Königs Georg III. von England, befehligte im Jahre 1793 mit vielem Mißgeschick die englisch-hannoveranische Armee gegen Frankreich.

[182]) Karl Wilhelm Ferdinand Herzog von Braunschweig, 1755 bis 1806, war im ersten Koalitionskriege gegen Frankreich Oberbefehlshaber der österreichisch-preußischen Armee.

[183]) Lille wurde 1792 von den Österreichern vergeblich belagert.

[184]) Maria Christine Erzherzogin von Österreich, 1742 bis 1798, vermählt 1766 mit Albrecht (Albert) Königlichem Prinzen von Polen (1738 bis 1822), einem Sohne Augusts III., der den Titel Herzog von Sachsen-Teschen führte. Die Erzherzogin war von 1781 bis 1793 gemeinsam mit ihrem Gemahl Generalstatthalterin in den österreichischen Niederlanden.

[185]) Ferdinand Erzherzog von Österreich, 1754 bis 1806, der dritte Sohn Franz I. und Maria Theresias, Generalfeldmarschall und bis 1796 Generalkapitän der Lombardei. Er war vermählt mit Maria Beatrix Riccarda von Este, 1759 bis 1829.

[186]) 6. November 1792.

[187]) Valenciennes wurde vom 25. Mai bis 27. Juli 1793 vom Prinzen Josias von Koburg belagert und schließlich erobert.

[188]) Hier kann nur die Belagerung von Mons (7. Juni bis 10. Juli 1746) gemeint sein. Belœil liegt zwischen Ath und Mons, und von dort konnte man die Belagerung sehr gut beobachten.

[189]) 1793 war Ligne nach der Rückkehr der Kaiserlichen in die Niederlande Gouverneur in Mons.

[190]) Heinrich Graf von Brühl, 1709 bis 1763, sächsischer Premierminister, der seine Macht zur ärgsten Mißwirtschaft und schwersten Schädigung Sachsens mißbrauchte.

[191]) Françoise Athenaïs Marquise von Montespan, 1614 bis 1707, Maitresse Ludwigs XIV.

[192]) Stadt im Departement Oise nahe von Paris. Das dort befindliche prachtvolle Schloß war früher im Besitze der Familien Montmorency und Condé. Der letzte Besitzer des Schlosses, der Herzog von Aumale, vermachte es mit allen darin befindlichen großartigen Kunstschätzen der französischen Akademie.

[193]) Stadt im Departement Aisne, Geburtsort Alexander Dumas des Älteren. Das dort befindliche große Schloß (jetzt Armenhaus) des Herzogs

von Orléans war einst der Schauplatz vieler Feste, bei denen die Hofgesellschaft Theater spielte.

[194]) Ort im Departement Seine-et-Oise, wo der Prinz von Conti in seinem Schlosse einen glänzenden Kreis um sich versammelte. Das Schloß wurde während der französischen Revolution niedergebrannt.

[195]) Stanislaus I. Leszcynski, 1677 bis 1766, König von Polen und Herzog von Lothringen und Bar.

[196]) Karl Anselm Fürst von Thurn und Taxis, 1733 bis 1805, der letzte regierende Fürst, da das Haus Thurn und Taxis durch die Rheinbundakte im Jahre 1806 mediatisiert wurde.

[197]) Friedrich der letzte Markgraf von Bayreuth, 1735 bis 1763, der äußerst glänzend Hof hielt.

[198]) Residenz des Erzherzogs Maximilian Franz Xaver Joseph von Österreich, 1756 bis 1801, des letzten geistlichen Kurfürsten von Köln, jüngsten Sohnes Maria Theresias, Gönners von Beethoven.

[199]) Der schon früher erwähnte Herzog Theodor Johann von Bayern. Ein zweiter bayrischer Prinz als Bischof von Lüttich ist nicht nachweisbar.

[200]) Wenzel Anton Fürst von Kaunitz-Rietberg, 1711 bis 1794, österreichischer Staatsmann, von 1753 bis zu seinem Tode geheimer Haus-, Hof- und Staatskanzler.

[201]) Napoleon Bonaparte, 1767 bis 1821.

[202]) Peter Vitus von Quosdanowitsch, 1738 bis 1802, österreichischer Feldmarschalleutnant, wurde am 5. Juli 1796 bei Castiglione von den Franzosen geschlagen. Joseph Alvinczy Freiherr von Barberek, 1735 bis 1810, österreichischer Feldmarschall, wurde von Napoleon in den Schlachten von Arcole, 15. November 1796, und Rivoli am 14. und 16. Jänner 1797, geschlagen. Johann Peter Freiherr von Beaulieu, 1725 bis 1819, österreichischer Feldzeugmeister, kommandierte von März bis Mai 1796 die in Italien gegen Napoleon operierende Armee, wurde am 10. Mai 1796 bei Lodi geschlagen. Paul Freiherr von Davidovich, 1737 bis 1814, österreichischer Feldzeugmeister, wurde wiederholt von Napoleon geschlagen. Dagobert Sigmund Graf Wurmser, 1724 bis 1797, österreichischer Feldmarschall, übernahm im Juli 1796 an Stelle Beaulieus das Oberkommando in Italien, wurde aber nach dem Falle Mantuas im Februar 1797 abberufen.

[203]) Johann Amadeus Franz de Paula Freiherr von Thugut, 1736 bis 1818, wurde 1793 Generaldirektor der k. k. Geheimen Hof- und Staatskanzlei und nach dem Tode des Fürsten Kaunitz im Jahre 1794 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, trat 1800 von seinen Ämtern zurück.

[204]) Thomas Grenville, 1755 bis 1846, englischer Diplomat, der im Jahre 1797 außerordentlicher Gesandter in Wien war.

[205]) Graf Castel-Alfer, sardinischer Diplomat, war während der französischen Revolution Gesandter am Wiener Hofe, wurde später Kammerherr der Prinzessin Pauline Borghese, der Schwester Napoleons.

[206]) Victor Amadeus III., 1726 bis 1796, König von Sardinien, einer der heftigsten Gegner der französischen Revolution.

[207]) Morton Eden, erster Baron Henley, 1752 bis 1830, englischer Diplomat, wurde 1791 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Berlin ernannt und kam in gleicher Stellung im Jahre 1793 nach Wien, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis 1799 verblieb, in welchem Jahre er aus dem öffentlichen Dienste schied.

[208]) Wahrscheinlich ist hier der Frieden von Preßburg gemeint (26. Dezember 1805). Zu jener Zeit war Ligne gezwungen, außerhalb von Wien, in Nußdorf, Wohnung zu nehmen.

[209]) Manuel Godoy Herzog von Alcudia, 1767 bis 1851, spanischer Staatsmann, schloß im Jahre 1795 zu Basel Frieden mit Frankreich und erhielt dafür den Titel „Der Friedensfürst".

[210]) Hier ist offenbar Thuguts Haltung nach dem Leobener Präliminarfrieden gemeint.

[211]) Am 7. Juni 1798 besetzte Napoleon auf seiner Fahrt nach Ägypten die Insel Malta, die bis dahin dem Malteserorden gehört hatte. Bis auf Kaiser Paul I. von Rußland, der den Orden schon vorher tatkräftigst unterstützte, nahmen die europäischen Kabinette die Besetzung Maltas durch die Franzosen und später durch die Engländer ohne Widerspruch hin.

[212]) Georg Adam Fürst von Starhemberg, 1724 bis 1807, österreichischer Staatsmann; 1767 zum Staats- und Konferenzminister ernannt, wurde Starhemberg im Jahre 1780 als bevollmächtigter Minister nach den österreichischen Niederlanden gesandt, von wo er aber schon 1783 wegen verschiedener Mißgriffe abberufen wurde. Starhemberg wurde kurz vor dem Tode Josephs II. in den Konferenzrat berufen.

[213]) Franz de Paula Gundaccar I. Fürst von Colloredo-Mansfeld, 1731 bis 1807, von 1788 bis 1806 Reichsvizekanzler und Konferenzminister.

[214]) Während des bayrischen Erbfolgekrieges wandte sich Maria Theresia über Anraten des Fürsten Kaunitz mit direkten Friedensvorschlägen an Friedrich den Großen. Kaiser Joseph wurde von den angebahnten Besprechungen erst verständigt, als Thugut schon von Wien zu den Verhandlungen abgereist war. Der Kaiser mißbilligte diese Schritte aufs schärfste. Die Verhandlungen wurden am 13. August 1778 in Braunau in Böhmen eröffnet, aber schon am 15. August ergebnislos abgebrochen.

[215]) Infolge des unglücklichen Verlaufes des dritten Koalitionskrieges wurden die Bourbonen der Herrschaft über Neapel verlustig. Am 27. Dezember 1805 erließ Napoleon das bekannte Dekret von Schönbrunn: „Die bourbonische Dynastie hat aufgehört in Neapel zu regieren."

[216]) Karl Mack Freiherr von Leiberich, 1752 bis 1828, österreichischer Feldmarschalleutnant und Generalquartiermeister, mußte am 17. Oktober 1805 mit seiner ganzen Armee bei Ulm kapitulieren.

[217]) Für die oberste Kriegsleitung war ein eigener Ausschuß eingesetzt,

dem der Kaiser selbst präsidierte. Dem Ausschusse gehörten an: Feldmarschall Friedrich Moriz Graf Nostitz-Rieneck (1728 bis 1796), Präsident des Hofkriegsrates, der Feldmarschalleutnant Cornelius von Ayrenhoff (1733 bis 1819), ein zu seiner Zeit ziemlich bekannter Dichter, aber damals schon Kommandant des Invalidenhauses und schließlich als besonderer Vertrauensmann des Kaisers Oberst Rolin. Dieser Ausschuß stand völlig unter dem Einfluß Thuguts, hatte die alleinige Entscheidung über die Kriegführung und trug sicherlich mehr Schuld an dem Unglücke der österreichischen Waffen, als die Generale im Felde.

[218]) Alexander Wasiljewitsch Graf Suwórow-Rimnikskij Fürst Italiskij, 1729 bis 1800, russischer Feldmarschall, schlug am 27. April 1799 die Franzosen bei Cassano, vom 17. bis 19. Juni an der Trebbia und vertrieb in fünf Monaten die Franzosen aus ganz Oberitalien.

[219]) Der bekannte österreichische Historiker Joseph von Hormayr, 1781 bis 1848, wurde als junger Beamter mit der Sichtung von Thuguts Nachlaß betraut, wo er siebenhundert unerbrochene Briefe und etliche siebzig noch versiegelte Estafetten vorfand.

[220]) Louis Antoine Henri von Bourbon, Herzog von Enghien, 1772 bis 1804, wurde wegen angeblicher Teilnahme an einer Verschwörung auf Befehl Napoleons am 15. März 1804 aus Ettenheim in Baden durch französische Soldaten entführt, nach Vincennes gebracht und dort am 21. März erschossen.

[221]) Franz II. Deutscher Kaiser, nahm am 14. August 1804 den Titel eines Kaisers von Österreich an und legte am 6. August 1806 die Deutsche Kaiserwürde nieder.

[222]) Alexander I. Pawlowitsch Kaiser von Rußland, 1777 bis 1825.

[223]) Johann Baptist Erzherzog von Österreich, 1782 bis 1859, wurde in der Schlacht von Hohenlinden, 3. Dezember 1800, von Moreau geschlagen.

[224]) Der französische Marschall Marquis de Créqui wurde in der Schlacht von Consarbrück am 11. August 1675 von Herzog Karl von Lothringen geschlagen.

[225]) Karl Ludwig Johann Erzherzog von Österreich, 1771 bis 1847, österreichischer Feldherr, Sieger in der Schlacht von Aspern.

[226]) Es dürften gemeint sein: der Hofrat und spätere Geheime Staats- und Konferenzrat Mathias Fassbender, 1764 bis 1809, der besondere Vertrauensmann des Erzherzogs Karl. Ferner Anton Mayer Freiherr von Heldenfeld, 1765 bis 1842, Feldzeugmeister und zeitweiliger Generalquartiermeister der österreichischen Armee und Maximilian Freiherr von Wimpffen, 1770 bis 1854, österreichischer Feldmarschall und Generaladjutant des Erzherzogs Karl.

[227]) Leopold Joseph Graf Daun, 1705 bis 1766, österreichischer Feldmarschall, Sieger in der Schlacht von Kolin.

[228]) Maximilian Joseph Kurfürst, seit 1805 König von Bayern, 1756 bis 1825, diente von 1777 bis zum Ausbruch der Revolution in der französischen Armee.

[229]) Auguste Wilhelmine Amalie Louise Königin von Preußen, 1776 bis 1810.

[230]) Herzogin Charlotte von Sachsen-Hildburghausen und Friederike Prinzessin von Preußen.

[231]) Friedrich Wilhelm III. König von Preußen, 1770 bis 1840.

[232]) Hannover wurde 1803 von den Franzosen besetzt.

[233]) Ferdinand Graf, später Fürst von Trauttmansdorff, 1749 bis 1827, k. k. Obersthofmeister, von 1801 bis 1807 k. k. Staats- und Konferenzminister.

[234]) Emmanuel Louis Graf d'Antraigues, 1755 bis 1812, französischer Diplomat, der 1803 in russische Dienste trat.

[235]) 1805.

[236]) Friedrich Wilhelm Karl Prinz von Preußen, 1783 bis 1851, dritter Sohn Friedrich Wilhelms II.

[237]) Heinrich Friedrich Karl Prinz von Preußen, 1781 bis 1846, zweiter Sohn Friedrich Wilhelms II.

[238]) Ludwig Friedrich Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Prinz von Preußen, geboren 1772, gefallen bei Saalfeld 1806.

[239]) Karl August Fürst von Hardenberg, 1750 bis 1822, preußischer Staatsmann, wurde 1804 Minister des Auswärtigen und 1810 Staatskanzler.

[240]) Für ein österreichisch-preußisches Bündnis waren damals sowohl in Berlin als auch in Wien mächtige Parteien tätig. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen verfaßte über diesen Plan eine für den König Friedrich Wilhelm III. bestimmte Denkschrift, die er im Dezember 1804 dem königlichen Generaladjutanten, Obersten von Kleist, überreichte. Auch Friedrich von Gentz findet in einem Schreiben vom 27. Mai 1805 an den Prinzen Louis Ferdinand die wärmsten Worte für diesen Gedanken.

[241]) Sir George Berriman Rumbold, 1764 bis 1807, englischer Diplomat, wurde 1803 als englischer Gesandter bei den Hansestädten und englischer Resident in Hamburg akkreditiert. In der Nacht des 25. Oktober 1804 landeten 250 französische Soldaten in Hamburg, überfielen Rumbold in seinem Sommerhause, zwangen ihn zur Herausgabe seiner Papiere und verhafteten ihn. Darauf wurde Rumbold nach Hannover und von dort nach Paris geschafft. In Paris wurde er einen Tag im Tempelgefängnis festgehalten, darauf nach Cherbourg geführt und dort an Bord der englischen Fregatte „Niobe" gebracht. Die Verhaftung des Diplomaten erfolgte auf direkten Befehl Fouchés, der Rumbold der Teilnahme an Verschwörungen gegen Frankreich bezichtigte. Rumbolds Verhaftung erregte in ganz Europa ungeheures Aufsehen. Der preußische Gesandte in Paris erhob dagegen Protest und drohte mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Napoleon gab in einem eigenhändigen Schreiben die verlangte Genugtuung. 1806 wurde Rumbold wieder in seine Stellen eingesetzt, starb aber schon 1807 in Danzig.

[242]) Anspielung auf die Seeschlacht von Trafalgar am 21. Oktober 1805.

[243]) Richard Joachim Heinrich Graf von Möllendorf, 1724 bis 1816, preußischer Generalfeldmarschall.

[244]) Otto Magnus erster Reichsgraf von Stackelberg, 1736 bis 1800, russischer Diplomat.

[245]) Roger Graf Damas, 1765 bis 1823, war schon mit 14 Jahren französischer Offizier, machte als Freiwilliger in russischen Diensten den Türkenkrieg mit, kämpfte später gegen die französischen Revolutionsheere und lebte dann lange Jahre in Wien, von wo er erst nach der Restauration nach Frankreich zurückkehrte.

[246]) Die Schauspielerin Angélique d'Hannetaire in Brüssel, der schon in der Biographie Erwähnung geschah.

[247]) Gustav Calixt Fürst von Biron-Wartenberg, 1780 bis 1821, preußischer Generalleutnant und Gouverneur der Festung Glatz.

[248]) Im französischen Originale steht hier W...a. Es dürfte sich aber um das Fräulein Wolters, die berühmte Kurtisane der Wiener Kongreßzeit, handeln.

[249]) Eine Sängerin dieses Namens, die in Wien eine hervorragende Stellung eingenommen hätte, war nicht festzustellen. Ein Zusammenhang zwischen der von Ligne gemeinten Künstlerin und der in der folgenden Anmerkung genannten Person konnte ebenfalls nicht eruiert werden. Die Anspielung bleibt daher unverständlich.

[250]) Der Infant Ludwig von Bourbon wurde 1801 König von Etrurien und starb 1803.

II. Anmerkungen zu den Briefen.

[1]) Dürfte ein Schreibfehler sein und soll wohl Marschälle heißen. Der Fürst von Ligne war damals schon Feldmarschalleutnant und Kommandant einer Grenadierdivision von sechs Bataillonen.

[2]) Ungefähr um den 20. Juli erhielt der Fürst den Befehl zum Vormarsche nach Wegstädtl in Böhmen.

[3]) Das Gefecht bei Bösigberg am 5. September 1778.

[4]) Soldaten des Liccaner Grenzinfanterieregimentes, das 1763 aus Bewohnern der sogenannten Licca in der einstigen Militärgrenze errichtet wurde.

[5]) Die Prinzessin Ligne-Luxembourg.

[6]) Horace Walpole Graf von Oxford, 1717 bis 1797, ein sehr geistreicher englischer Schriftsteller und Kunstfreund.

[7]) Jean-Baptiste de Boyer Marquis d'Argens, 1704 bis 1771, philosophischer Schriftsteller, wurde 1744 von Friedrich dem Großen zum Direktor der philosophischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.

[8]) Francesco Graf Algarotti, 1712 bis 1764, italienischer Gelehrter, der längere Zeit am Hofe Friedrichs des Großen lebte und preußischer Graf und Kammerherr wurde.

[9]) Heinrich IV. König von Frankreich, 1553 bis 1610.

[10]) Ein Beichtvater dieses Namens kommt im kaiserlichen und königlichen Staats- und Standeskalender, Wien bey Kaliwoda, in den Jahren 1750 bis 1763 nicht vor. Beichtvater der Kaiserin war zu dieser Zeit P. Ignatius Kampmüller S. J., als Socius fungierte P. Michael Schröck S. J.

[11]) Ferdinand Graf von Hallwyl, 1741 bis 1773, Bischof von Neustadt.

[12]) Johann Heinrich Graf Frankenberg, 1726 bis 1804, seit 1759 Erzbischof von Mecheln und seit 1778 Kardinal.

[13]) Christoph Bartolomäus Anton Graf Migazzi zu Wall und Sonnenthurm, 1714 bis 1803. Seit 1757 Kardinal-Fürsterzbischof von Wien.

[14]) Otto Ferdinand Graf von Abensperg und Traun, 1677 bis 1748, österreichischer Feldmarschall.

[15]) Hier ist der Rheinfeldzug des Jahres 1675 gemeint.

[16]) Michael Anton Graf von Althann, 1716 bis 1774, österreichischer General der Kavallerie, der 1744 Generaladjutant wurde.

[17]) Karl Klemens Graf Pellegrini, 1726 bis 1796, österreichischer Feldmarschall.

[18]) Georg Kastriota (Skanderbeg) 1403 bis 1468, siegreicher Führer der Albaner in ihrem Kampfe gegen die Türken.

[19]) Pierre-Louis Moreau de Maupertuis, 1698 bis 1759, französischer Mathematiker, wurde 1740 von Friedrich dem Großen zum Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt.

[20]) Julien Offroy de La Mettrie, 1709 bis 1751, französischer Arzt und Philosoph, wurde wegen seiner Schriften verfolgt und fand Zuflucht bei Friedrich dem Großen, der ihn als Vorleser anstellte und ihm eine Stelle an der Berliner Akademie verlieh.

[21]) Abbé Jean-Martin de Prades, 1720 bis 1782, französischer Theologe, Mitarbeiter an der großen Enzyclopädie. Wurde über Empfehlung Voltaires nach Berlin berufen, wo er Vorleser Friedrichs des Großen wurde.

[22]) Charles Etienne Jordan, 1700 bis 1745, Theologe und Philosoph, stammte aus einer Hugenottenfamilie, war ursprünglich Prediger und wurde von Friedrich dem Großen mit der Oberaufsicht der preußischen Hospitäler, Waisenhäuser und Universitäten betraut. 1744 wurde er zum Vizepräsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt. Er gehörte zum engsten Freundeskreise Friedrichs des Großen, der ihm folgende Grabschrift widmete: „Ci-gît Jordan l'ami des Muses et du Roi."

[23]) Die Grafschaft Wachtendonk in Preußisch-Geldern.

[24]) Moriz Prinz von Anhalt-Dessau, 1712 bis 1760, hervorragender preußischer General, ein Sohn des Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau (des „alten Dessauers") und der Apothekerstochter Anneliese Föse.

[25]) Kurt Christoph Graf von Schwerin, 1684 bis 1757, preußischer Generalfeldmarschall, gefallen in der Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757.

[26]) James Keith, 1696 bis 1758, preußischer Generalfeldmarschall, gefallen am 14. Oktober 1758 bei Hochkirch.

[27]) Philippe de la Clyte, Sire de Commines; 1447 bis 1509, berühmter französischer Memoirenschreiber.

[28]) Abbé Jacques Delille, 1738 bis 1813, ein zur Zeit Voltaires sehr beliebter und gelesener Dichter, der über Empfehlung Voltaires in die französische Akademie gewählt wurde.

[29]) Danzig wurde 1734 von den Russen und Sachsen unter Münnich belagert, weil es den von Rußland und Österreich aus seinem Reiche vertriebenen König von Polen, Stanislaus Lesczynski (1677 bis 1766) aufgenommen hatte. Nach mehrmonatlicher Einschließung mußte die Stadt am 7. Juli 1734 kapitulieren, nachdem der König vorher nach Marienwerder geflohen war. Trotz sorgfältigster Durchsicht eingehender Geschichten der Stadt Danzig konnte die von Friedrich dem Großen hier erwähnte Episode nicht festgestellt werden.

[30]) Die dreibändige Geschichte der Stadt Amiens von Calonne enthält über diese Frau nichts.

[31]) Leo X. (Johannes von Medici) 1475 bis 1521, Papst, der berühmte Förderer der Wissenschaften und Künste, ein würdiger Sohn Lorenzos des Prächtigen.

[32]) Girolamo Marchese Lucchesini, 1751 bis 1825, Tischgenosse und Kammerherr Friedrichs des Großen, preußischer Diplomat.

[33]) Eines der Fabrikszeichen der königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin stellt ein stilisiertes Szepter dar, das allerdings eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Schwerte hat. Vgl. Friedrich Jaennicke: Marken und Monogramme auf Fayence und Porzellan usw., Esslingen a. N. o. J.

[34]) Die Stelle lautet:

Soutien de mes rivaux, digne appui de ta Reine,
Charles! d'un ennemi, sourd aux cris de la haine,
Reçois l'éloge pûr, l'hommage mérité,
Je le dois à ton nom, comme à la Vérité usw.

„L'Art de la Guerre", Sechster Gesang.

[35]) Der Rheinübergang erfolgte im Juli 1744.

[36]) Franz Leopold Graf Nádasdy-Fogáras, 1708 bis 1783, österreichischer Feldmarschall.

[37]) August Marquis de Voghera, 1700 bis 1781, österreichischer General der Kavallerie. Das von Voghera bei Roßbach geführte Regiment waren die Brettlach-Kürassiere.

[38]) Joseph II. reiste im Mai 1780 unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein über Mohilew nach Petersburg und Moskau und wurde von der Kaiserin Katharina II. mit Ehren überhäuft. Im September 1780 sandte Friedrich seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, nach Petersburg.

[39]) Karl V. Deutscher Kaiser und König von Spanien, 1500 bis 1558. Die Expedition Karls V. nach Afrika wurde 1535 unternommen.

[40]) Ein aus dem Piemontesischen stammender Major der Genietruppe, der zuerst in der österreichischen, seit 1779 in der preußischen Armee diente.

[41]) Friedrich der Große machte während des polnischen Thronfolgekrieges (1733 bis 1735) als Kronprinz den Rheinfeldzug des Prinzen Eugen im Jahre 1734 im Reichsheere mit; außer ihm befanden sich damals eine große Anzahl deutscher Fürsten im Lager des Prinzen Eugen. Der Feldzug verlief für die kaiserlichen Waffen unglücklich, und darauf bezieht sich die Bemerkung des Königs.

[42]) Joseph Heinrich Freiherr von Ried, 1720 bis 1799, österreichischer Feldmarschalleutnant, der bei dem Zuge Hadiks nach Berlin die Vorhut befehligte.

[43]) Papst Clemens XIV. hob im Jahre 1773 den Jesuitenorden gänzlich auf. Schon vorher aber waren die Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien vertrieben worden.

Friedrich der Große nahm die Jesuiten in Preußen auf und gestattete ihnen sogar, am königlichen Schulinstitute zu Berlin zu unterrichten. Bloß das Tragen des Ordenskleides war ihnen verwehrt. Auch Katharina II. gewährte den Jesuiten in Rußland Zuflucht.

[44]) Louise-Marthe de Conflans, die älteste Tochter des Marquis Louis-Gabriel de Conflans und der Jeanne-Antoinette Portail, wurde geboren zu Paris im Jahre 1759 oder 1760. Kaum siebzehnjährig heiratete sie im Jahre 1775 François-Marie-Casimir de Franquetot, Marquis de Coigny, der selbst erst zwanzig Jahre zählte. Es war eine Vernunftehe, die aber nach außen nie eine merkliche Störung erlitt. Die Schwester der Marquise de Coigny war Madame de Montbazon, die Schwiegertochter des Fürsten Rohan-Guéménée, „Erzieherin der Kinder Frankreichs". Nachdem die Familie Rohan in Ungnade gefallen war, hörten die Beziehungen der Marquise de Coigny zum königlichen Hofe auf, und sie schloß sich der Partei des Palais Royal an, wo unter der Führung des Prinzen von Orléans die ersten Fäden der Revolution gesponnen wurden. Die Schönheit und der glänzende Geist der Marquise de Coigny machten sie zu einer der einflußreichsten und bedeutendsten Frauen der Zeit. Damals tat Maria Antoinette den halb scherzhaft, halb ernst gemeinten Ausspruch: „Ich bin nur die Königin von Versailles, die Königin von Paris ist die Marquise de Coigny." Zu dem engsten Kreise der Frau von Coigny gehörten damals der Graf Ségur, der Fürst von Ligne und der mehr berüchtigt als berühmt gewordene Herzog von Lauzun. Die Marquise ist die einzige Frau, die Lauzun in seinen Memoiren nicht der Schande preisgibt, obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß, wie so häufig auch hier, dem Unwürdigsten die höchste Gnade einer von unendlich vielen Umworbenen zuteil geworden ist. Nach dem Ausbruche der Revolution, zu deren Entbrennen die schönen Hände der Marquise de Coigny viel Zündstoff hinzugetragen hatten, entfloh sie im Jahre 1791 nach England, um erst im Jahre 1802 wieder nach Paris zurückzukehren. Von den Zeitgenossen ihrer Jugend in den höchsten Tönen gepriesen, bewahrte sich die Marquise de Coigny auch in ihren späteren Jahren ein fröhliches Gemüt und die unvergleichliche Gabe des anmutigsten Wesens.

Sie entzückte noch alle Welt, als sie schon in das für die Frauen oft so trübe „silberne Zeitalter“ eingetreten war.

Die Tochter der Marquise heiratete den General und späteren Marschall von Frankreich Horace-François de la Porta Grafen Sebastiani (1772 bis 1851), Landsmann und einen der hervorragendsten Generale Napoleons, der Sebastiani im Jahre 1806 als Botschafter nach Konstantinopel sandte. Dem Schwiegersohne zulieb ging die Marquise de Coigny an den kaiserlichen Hof, die frühere Königin von Paris huldigte der neuen Zeit. So oft Napoleon die Frau begrüßte, die in einer versunkenen Welt eine so große Rolle gespielt hatte und noch immer auf dem frondierenden linken Ufer der Seine den Ton angab, fragte er: „Wie geht es der Zunge?“ Frau von Coigny hat das Kaiserreich zusammenbrechen gesehen, sie überdauerte die Restauration der Bourbonen und starb 1832 an der Cholera, nachdem sie den großen Schmerz hatte erleben müssen, ihre Tochter, die Gräfin Sebastiani, zu verlieren, die während der Botschafterzeit des Generals in Konstantinopel gestorben war. Die Enkelin der Marquise de Coigny war die unglückliche Herzogin Choiseul-Praslin. Diese wurde am 18. August 1847 im Hôtel Sebastiani im Faubourg St. Honoré in Paris von ihrem Gatten, dem Herzog Choiseul-Praslin, Pair von Frankreich, ermordet. Der Tat überwiesen, vergiftete sich der Herzog am 21. August im Luxembourg-Gefängnis.

[45]) Marie de Vichy-Chamron Marquise Du Deffand, 1697 bis 1780, eine der geistvollsten Frauen ihrer Zeit, die mit d'Alembert, Montesquieu, Walpole, Voltaire und vielen anderen führenden Männern des 18. Jahrhunderts in Briefwechsel stand.

[46]) Marie-Thérèse Rodet, Mme. Geoffrin, 1690 bis 1777, hatte einen der berühmtesten Salons des 18. Jahrhunderts. D'Alembert, Marmontel, Hohlbach, die Lespinasse zählten zu ihrem Freundeskreis. Sie weilte auch einige Zeit in Wien, wo sie am Hofe Maria Theresias ein gerne gesehener Gast war.

[47]) Anne-Gabrièle Marquise, später Herzogin von Mirepoix, geborene Beauvau-Craon, wegen ihres Geistes eine der bekanntesten Frauen ihrer Zeit, Palastdame der Königin Maria Lesczynska, der Gemahlin Ludwigs XV. Anne-Gabrièle war verheiratet mit Pierre-Gaston François De Levis, Marquis, später Herzog von Mirepoix, 1669 bis 1758, Marschall von Frankreich.

[48]) Der Orden vom Heiligen Geiste war der höchste Orden des bourbonischen Frankreichs. Die Ordensritter trugen das himmelblaue gewässerte Ordensband als Schärpe von der rechten Schulter zur linken Hüfte, wo der Ordensstern hing.

[49]) Mohammedanisches Bergvolk im Kaukasus, welches 1780 nach schweren Kämpfen durch Suwórow unterworfen wurde.

[50]) Im alten Frankreich waren die Parlamente oberste Reichsgerichtshöfe, keine Volksvertretung. Sie wurden 1790 nach Zusammentritt der Nationalversammlung aufgelöst.

[51]) Peter der Große heiratete im Jahre 1711 Katharina, „das Mädchen

von Marienburg", seine bisherige Geliebte und erhob sie als Katharina Alexeijewna zu seiner Gemahlin. Ihr zu Ehren stiftete er im Jahre 1714 den Katharinenorden für Frauen.

[52]) Alleyne Fitzherbert Baron St. Helens, 1753 bis 1839, englischer Diplomat, von 1783 bis 1787 Gesandter am russischen Hofe.

[53]) Dorotheus Ludwig Christoph Graf von Keller, 1757 bis 1827, preußischer Diplomat, von 1786 bis 1789 Gesandter in Petersburg.

[54]) Anspielung auf den Besuch Benjamin Franklins (1706 bis 1790) in Frankreich im Jahre 1776 und das Bündnis Frankreichs mit den dreizehn Vereinigten Staaten Nordamerikas im Jahre 1778.

[55]) Giovanni Battista Lulli, 1633 bis 1687, französischer Opernkomponist und unter Ludwig XIV. königlicher Oberintendant der Musik.

[56]) Jean-Philippe Rameau, 1683 bis 1764, der bedeutendste französische Opernkomponist des 18. Jahrhunderts.

[57]) Nach der Schlacht bei Poltawa am 9. Juli 1709 flüchtete Karl XII. in der Nacht vom 10. auf den 11. Juli bei Perewolotscha über den Dnjepr auf türkisches Gebiet.

[58]) Das oft gebrauchte Zitat aus Molières Fourberies de Scapin, II. Akt, 7. Szene. Geronte: „Que diable allait-il faire dans cette galère?"

[59]) Ein Kosakenstamm, der im Jahre 1775 von den Russen fast gänzlich vernichtet wurde.

[60]) Schalin-Ghirai, der letzte Khan der Krim, trat am 18. April 1783 die Krim, den Kuban und die Halbinsel Taman an Katharina II. ab.

[61]) Ein im Jahre 1771 von den Russen unterworfener Tatarenstamm.

[62]) Mlle. Rose Bertin, 1744 bis 1813, bekannte Pariser Putzmacherin und Vertraute der Königin Maria Antoinette.

[63]) Die berühmte Malerin Vigée-Lebrun, 1755 bis 1842.

[64]) Das Meer von Siwasch, das faule Meer, an der Nordostküste der Krim.

[65]) Marc-René Baron d'Espagnac, 1753 bis 1794, Kanonikus der Notre-Dame-Kirche und Financier, der durch Heereslieferungen während der ersten Revolutionskriege ungeheuren Reichtum erwarb. Er wurde im Jahre 1794 guillotiniert.

[66]) Georg III. König von England, 1738 bis 1820, schloß 1783 den Frieden von Versailles, durch welchen die Vereinigten Staaten von Nordamerika von England unabhängig wurden.

[67]) Anspielung auf Ludwig XVI. und die Einberufung der Generalstaaten.

[68]) Der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, 1744 bis 1797.

[69]) Christian VII. König von Dänemark, 1749 bis 1808, entthront 1772, Gustav III. König von Schweden, 1771 bis 1792.

[70]) Mithridates VI. der Große, Eupator, König von Pontos, 131 bis 63 v. Ch.

[71]) Vorsteher eines Kreises.

[72]) Tanais, alte Bezeichnung für den Fluß Don.

[73]) Tatarische Benennung der bessarabischen Steppe.

[74]) Nogaier-Tataren, die ihren Namen nach ihrem Beherrscher Nogai führen, der im 14. Jahrhundert lebte.

[75]) Jean Chappe d'Auteroche, 1722 bis 1769, französischer Reiseschriftsteller, verfaßte das Werk Voyage en Sibérie (Paris 1768). Katharina II. veranlaßte den Grafen Schuwalow, als Gegenschrift das Antidote ou Examen du mauvais livre intitulé Voyage de l'Abbé Chappe herauszugeben (Amsterdam, 1771). Die Kaiserin galt lange Zeit als Mitverfasserin des Buches, was aber von der neueren Forschung bestritten wird.

[76]) Alexis Orlow, 1737 bis 1809, einer der Mörder Peters III., Admiral der russischen Flotte, dem der Sieg über die Türken in der Seeschlacht bei Tschesma fälschlich zugeschrieben wurde. Er erhielt den Beinamen Tscheschmenskij.

[77]) Platon (Lewtschin), 1737 bis 1812, Metropolit von Moskau, einer der berühmtesten Priester der russischen Kirche, der an der Thronbesteigung Katharinas hervorragenden Anteil genommen hatte. Joseph II. bezeichnete den Metropoliten als „die größte Sehenswürdigkeit Moskaus".

[78]) Wahrscheinlich Barbara Wassilijewna Fürstin Galitzin, geborene von Engelhardt, 1757 bis 1815, zweite Nichte Potemkins, die mit ihrem Oheim mindestens ein sehr vertrautes Freundschaftsverhältnis unterhielt.

[79]) François-Alexandre-Frédéric Duc de La Rochefoucauld-Liancourt, 1747 bis 1837, Verfasser zahlreicher volkswirtschaftlicher Werke.

[80]) Claude-Camille-François d'Albon, 1753 bis 1788, politischer Schriftsteller.

[81]) Jemelian Pugatschew, 1726 bis 1775, russischer Kronprätendent, der sich für Peter III., den ermordeten Gemahl Katharinas II., ausgab. Er unternahm einen anfänglich sehr erfolgreichen Feldzug gegen die Kaiserin, wurde aber von den Generalen Galitzin und Panin, eigentlich aber von Michelsons besiegt und 1775 zu Moskau hingerichtet.

[82]) Das von der französischen Schriftstellerin Madeleine de Scudery in ihrem Roman Clélie geschilderte Pays du Tendre.

[83]) Armand-Marc Comte de Montmorin-Saint-Hérem, 1745 bis 1792, französischer Minister des Äußern von 1788 bis 1790.

[84]) Laffite-Clavé, 1750 bis 1792, französischer Genieoffizier und General inspektor des Befestigungswesens, wurde von der französischen Regierung im Jahre 1783 nach der Türkei entsandt, wo er eine größere türkische Streitmacht erfolgreich gegen die Russen führte. Wurde später wieder abberufen und machte bis zu seinem Tode die Revolutionskriege mit.

[85]) Der französische Botschafter Ségur schlug schon im Jahre 1787 Montmorin die Bildung einer Quadrupelallianz (Rußland, Frankreich, Österreich und Spanien) gegen die Türken und Schweden vor. Das Bündnis wäre auch gegen England und Preußen gerichtet gewesen. Montmorin billigte den Plan, der aber nicht zustande kam.

[86]) Anna Iwanowna Kaiserin von Rußland, 1693 bis 1740.

[87]) Elisabeth Petrowna Kaiserin von Rußland, 1709 bis 1762, Tochter Peters des Großen.

[88]) Nach der Schlacht bei Faltschi am Pruth am 24. Juli 1711 gelang es Peter dem Großen, durch List und Bestechung des türkischen Großveziers und Oberbefehlshabers Mehmet Pascha sein von allen Seiten umzingeltes Heer vor der Vernichtung zu retten.

[89]) Auf dem Preßburger Reichstag am 11. September 1741.

[90]) Hoher militärischer Würdenträger in der Türkei, eigentlich Kriegsminister.

[91]) Wilhelm Reinhard Graf Neipperg, 1684 bis 1774, österreichischer Feldmarschall, kämpfte mit vielem Mißgeschick im ersten russisch-österreichischen Türkenkriege, 1736 bis 1739. Neipperg war im Jahre 1739 Kommandant von Belgrad und trug die Hauptschuld an dem für Österreich höchst ungünstigen Frieden von Belgrad.

[92]) Soll wohl heißen den Ort Ruda, der am Dnjestr nordöstlich von Chotin liegt.

[93]) Westgrusinischer Stamm in Transkaukasien.

[94]) Der erste Türkenkrieg Katharinas, 1769 bis 1770.

[95]) Jacques Necker, 1732 bis 1804, der berühmte französische Staatsmann.

[96]) Der Großadmiral des Osmanischen Reiches.

[97]) Ajud, Stadt am Trotusfluße in Rumänien.

[98]) Potemkin erwog die Wiederherstellung Griechenlands und hoffte, daß er dann König von Dazien, einem aus der Moldau, der Walachei und Bessarabien zu schaffenden Königreiche, werden würde.

[99]) An Adelige verliehene Güter der polnischen Krone.

[100]) Adam Kasimir Fürst Czartoryski, 1734 bis 1823, österreichischer Feldmarschall, war eifrig bemüht, Polens Selbständigkeit zu erhalten und überdies ein eifriger Förderer des polnischen Geisteslebens und selbst ein fruchtbarer Historiker.

[101]) Franz Xaver Graf Braniczki, 1731 bis 1817, Neffe und Generaladjutant des Königs Stanislaus von Polen, diente im russischen Heere, begleitete Katharina II. auf ihrer Krimreise und war mit einer Nichte Potemkins vermählt. Diente den russischen Interessen gegen Polen.

[102]) Spahis oder Sipahis, die besoldete türkische Reiterei.

[103]) Peter Ludwig von der Pahlen, 1745 bis 1826, russischer General der Kavallerie, wurde später der Führer der Verschwörung gegen Paul I., welcher dieser am 23. März 1801 zum Opfer fiel.

[104]) Der General Kutusow büßte in den Kämpfen in der Krim im Jahre 1774 ein Auge ein.

[105]) Nikolai Wassilijewitsch Fürst Repnin, 1734 bis 1801, russischer Feldmarschall, der erfolgreich gegen die Türken kämpfte.

[106]) Ewald Friedrich Graf von Hertzberg, 1725 bis 1795, preußischer Staatsmann, unter Friedrich Wilhelm II. Minister des Auswärtigen. Er schloß

mit Polen und der Türkei ein gegen die österreichischen und russischen Expansionsbestrebungen gerichtetes Bündnis. Erhielt 1791 seine Entlassung.

[107]) Hier spielt Ligne auf folgende österreichische Generale an: Karl Borromäus Josef Fürst von und zu Liechtenstein, 1730 bis 1789, österreichischer Feldmarschall, der die mißglückte Belagerung von Dubitza leitete. Paul Freiherr Dimich von Papilla, 1722 bis 1802, österreichischer Generalmajor, Wilhelm Ludwig Gustav Graf Wartensleben, 1734 bis 1798, österreichischer Feldzeugmeister und Ludwig Graf Brechainville, 1732 bis 1799, österreichischer Feldmarschalleutnant, dem die Hauptschuld an dem verlorenen Feldzuge von 1788 beizumessen ist.

[108]) Der Unterlauf des Dnjepr.

[109]) Basil Fürst Dolgoruki, 1752 bis 1812, russischer Generalleutnant.

[110]) Georg Fürst Dolgoruki, 1740 bis 1830, russischer Feldmarschall.

[111]) Franz Xaver Fürst Lubomirski, 1747 bis 1802, russischer Generalleutnant.

[112]) Iwan Graf Sollogub, ein geborener Pole, der in russischen Diensten stand.

[113]) Peter Alexandrowitsch Graf Rumjanzow-Sadunaiskij, 1725 bis 1796, russischer Feldmarschall.

[114]) Johann Theodor Freiherr von Rouvroy, 1727 bis 1789, österreichischer Feldzeugmeister.

[115]) Joseph Anton Fürst Poniatowski, 1762 bis 1813, war eine Zeit lang in österreichischen Diensten und Flügeladjutant des Kaisers Joseph II., ertrank als französischer Marschall in der Elster bei Leipzig.

[116]) Friedrich Josias Prinz von Koburg-Saalfeld, 1737 bis 1815, österreichischer Feldmarschall, der am 16. September 1788 Chotin eroberte.

[117]) Nikolai Iwanowitsch Fürst Soltykow, 1736 bis 1816, russischer Feldmarschall.

[118]) Alexander I. Fürst Ypsilantis, 1725 bis 1805, Hospodar der Moldau, wurde beim Einmarsch der Österreicher gefangen genommen und bis 1792 auf dem Spielberg in Brünn gefangen gehalten.

[119]) Sophie von Witt, 1766 bis 1822, „die schöne Fanariotin". Als Tochter eines Schusters in Fanar, dem von Griechen bewohnten Stadtteile im Nordwesten Konstantinopels, geboren, wurde das schöne Mädchen im Alter von 12 Jahren von der eigenen Mutter an den polnischen Gesandten in Konstantinopel verkauft, der Sophie seinem königlichen Herrn nach Warschau bringen wollte. Auf der Reise nach Polen wurde Sophie in Kamenetz-Podolsk an den Sohn des Gouverneurs dieser Festung, den Major Joseph von Witt, um tausend Dukaten weiterverkauft. Dieser heiratete Sophie im Jahre 1779, und das Ehepaar lebte bis 1785 in Paris. Joseph de Witt wurde nach dem Tode seines Vaters zum General und Gouverneur von Kamenetz-Podolsk ernannt, wohin er zurückkehren mußte. Sophie fand aber das Leben in dem kleinen Orte unerträglich und reiste in die Krim,

wo sie der eben dort weilenden Kaiserin Katharina II. vorgestellt wurde. Während des zweiten Türkenkrieges hielt sich Frau von Witt im russischen Hauptquartier auf und wohnte zuerst der Belagerung von Chotin und dann der Einschließung von Otschakow bei. Sie spielte die erste Rolle unter den vielen schönen Frauen in der Umgebung Potemkins, der sie zu politischen Missionen benützte. Dadurch lernte sie den Grafen Stanislaus Potocki kennen, den sie der russischen Politik dienstbar machte. Potocki wollte Sophie heiraten und kaufte sie ihrem ersten Manne um eine hohe Summe ab. Da aber die erste Gemahlin Potockis nicht in die Scheidung willigte, konnte Potocki Sophie erst 1798 nach dem Tode seiner ersten Frau ehelichen. Sophie betrog ihren zweiten Gatten mit seinem Sohne aus erster Ehe. Sie hinterließ sieben Kinder.

[120]) Burckhardt Christoph Graf von Münnich, 1683 bis 1767, russischer Generalfeldmarschall, nahm 1737 Otschakow im Sturm.

[121]) Giuseppe Sarti, 1729 bis 1802, berühmter Komponist, russischer Hofkapellmeister und Staatsrat. Sarti komponierte u. a. auch die Chöre zu der von Katharina II. gedichteten Oper „Oleg", die eine Verherrlichung der russischen Kämpfe gegen die Türken war.

[122]) Tahiti (Otaheiti), die größte der französischen Gesellschaftsinseln im Stillen Ozean, die im Jahre 1606 entdeckt wurde. Wegen der Sittenlosigkeit ihrer weiblichen Bewohnerschaft wurde die Insel auch das neue Kythera genannt.

[123]) Theodor Friedrich Graf von Anhalt, 1752 bis 1794, russischer Generalleutnant und Adjutant der Kaiserin Katharina II.

[124]) Franz I. König von Frankreich, 1494 bis 1547.

[125]) Moritz Graf von Sachsen, genannt der Marschall von Sachsen, 1696 bis 1750, ein Sohn Augusts des Starken und der Gräfin Aurora von Königsmarck. Er stand seit 1720 in französischen Diensten und war einer der erfolgreichsten Generale seiner Zeit. Er ist außerdem durch seine Beziehungen zu der Schauspielerin Adrienne Lecouvreur sehr bekannt geworden.

[126]) Roman, die 15.000 Einwohner zählende Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in Rumänien, südwestlich von Jassy, am Zusammenfluß der Moldava und des Sereth.

[127]) Ibrahim Pascha war Kommandant der aus der Moldau gegen Siebenbürgen vorstoßenden türkischen Streitkräfte.

[128]) Charles de Secondat, Baron de Labrède et de Montesquieu, der berühmte französische Philosoph und Politiker, 1689 bis 1755.

[129]) François-Michel Letellier, Marquis de Louvois, 1641 bis 1691, der Kriegsminister Ludwigs XIV.

[130]) Die Fabel La Fontaines: L'Alouette et ses Petits avec le Maître d'un Champ. Die Moral lautet: Ne t'attends qu'à toi-seul. (Vertraue nur auf dich allein!)

[131]) Die Bewohner der beiden Kabardeien, Bergländer am Nordabhange des Kaukasus.

[132]) Tatjana Wassilijewna Fürstin Jussupow, geborene von Engelhardt, 1769 bis 1814, die jüngste der fünf Nichten Potemkins, welche im Jahre 1785 den Generalleutnant Michael Fürsten Potemkin heiratete, der im Jahre 179. ertrank. Im Jahre 1794 vermählte sie sich mit dem Fürsten Jussupow.

[133]) Katharina Wassilijewna Gräfin Skawronska, geborene von Engelhardt, 1761 bis 1829, die schönste der Nichten Potemkins. Sie war der besondere Liebling ihres Oheims, mit dem sie jahrelang ein Liebesverhältnis unterhielt. Trotzdem erfreute sie sich der größten Gnade der Kaiserin Katharina, die sie mit dem als Musikfanatiker bekannten Grafen Paul Skawronski verheiratete.

[134]) Katharina Sergeijewna Gräfin Samoïlow, geborene von Engelhardt, 1763 bis 1830, ebenfalls eine Nichte Potemkins. Sie war vermählt mit Alexander Nikolajewitsch Grafen Samoïlow, dem Generaladjutanten Katharinas II. Die berühmt schöne Frau weilte während des russisch-türkischen Krieges in Begleitung ihres Gatten im russischen Lager zu Bender. Der Fürst von Ligne widmete ihr ein sehr liebenswürdiges Gedicht: A Madame de Samoïlow au Fort d'Elisabeth-Gorod. (Mélanges, Band XXI, S. 296.)

[135]) Unter dem Kommando des Fürsten von Ligne standen damals acht Schwadronen Lobkowitz-Chevaulegers, acht Schwadronen Modena-Chevaulegers, zwei Bataillone d'Alton-Infanterie, zwei Bataillone Samuel-Gyulai-Infanterie, eine Kompagnie Jäger, zwei Bataillone Caprara-Infanterie, zwei Bataillone Thun-Infanterie und das serbische Freikorps, bestehend aus zwei Bataillonen, zwei Kompagnien und einer Schwadron, insgesamt 9569 Mann und 2254 Pferde.

[136]) Das Avala-Gebirge, ein ungefähr 26 Kilometer südlich von Belgrad verlaufender Gebirgsstock.

[137]) Peter Freiherr, später Graf von Bolza, 1750 bis 1817, österreichischer Generalmajor.

[138]) Marie-Gabriel Auguste Laurent Graf von Choiseul-Souffier, 1752 bis 1815, Diplomat und Archäologe, der längere Zeit als französischer Botschafter in Konstantinopel wirkte.

[139]) Emmanuel-Marie-Louis Marquis de Noailles, 1743 bis 1822, war seit 1783 französischer Botschafter in Wien. Im Jahre 1792 verlangte er von der französischen Regierung seine Abberufung und wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, wegen Hochverrates vor das Revolutionsgericht gestellt und erst nach dem neunten Thermidor aus dem Gefängnis entlassen.

[140]) Andreas Seiffert oder Saiffert, ein deutscher in Paris lebender Arzt, der während der Regierung Ludwigs XVI. in Paris größtes Ansehen genoß. Seiffert war besonders in den Hofkreisen wegen einer an der Prinzessin von Lamballe vollbrachten glücklichen Kur sehr beliebt. Nach Ausbruch der Revolution gab Seiffert seine Praxis auf, um sich gelehrten Forschungsarbeiten zu widmen. Er starb im Jahre 1809.

[141]) Carlo Broschi, 1705 bis 1782, unter dem Namen Farinelli einer der

berühmtesten Sänger seiner Zeit. Er war der Liebling und Günstling des Königs Philipp V. von Spanien (1683 bis 1746), auf den er auch in politischen Dingen Einfluß nahm.

[142]) Eine Komposition des Vincente Martin y Soler, auch Martini lo Spagnuolo genannt, 1754 bis 1810. Dieser Opernkomponist errang mit seiner Oper Una Cosa rara im Jahre 1785 in Wien einen ungeheuren Erfolg. Der Text zu dieser Oper stammt von Da Ponte.

[143]) Stephan Freiherr von Mihaljewič fiel als Kommandant des slavonischen Freikorps bei Landreci im Jahre 1794.

[144]) Johann D'Arnal, ein sehr verdienter französischer Genieoffizier in österreichischen Diensten, der sich bei allen Belagerungen im Türkenkriege hervortat. Er starb 1793.

[145]) Das Wort Tschaike ist das verstümmelte türkische „Kaik" (das Ruderboot). Unter Tschaiken verstand man die mit Rudern fortbewegten flachen Kriegsschiffe auf der Donau. Die mit der Führung dieser Schiffe betraute Truppe hieß in der alten österreichischen Armee „Tschaikisten". (Vgl. Anton Freiherr von Mollinary, 46 Jahre im österreichischen Heer. Zürich 1905.)

[146]) Richtig Dunawac, der Unterlauf des Viselja-Baches, der sich östlich von Semlin, bei der sogenannten Reiherinsel gerade gegenüber von Belgrad in die Donau ergießt.

[147]) Der Sieg über die Türken in der Schlacht bei Foksani am 1. August 1789.

[148]) Heinrich Karl Nikolaus Van der Noot, 1731 bis 1827, Advokat in Brüssel und geistiger Führer der aufständischen Bewegung gegen die Reformedikte Josephs II. Er organisierte das erste Aufgebot der Freiwilligentruppen in Brabant, kleidete diese in die Nationalfarben und versah sie mit gleichen Kokarden. Von der österreichischen Regierung wegen Hochverrates angeklagt, wurde er dadurch zum belgischen Nationalhelden und Märtyrer. Er war die treibende Kraft der belgischen Revolution. Im späteren Verlaufe der Ereignisse versuchte er mehrmals, zuletzt noch im Jahre 1814, die Belgier zur Rückkehr unter die österreichische Herrschaft zu bewegen. Van der Noot starb einsam und von seinem Volke fast vergessen.

[149]) Jakob Iwanowitsch Bulgakow, 1743 bis 1809, russischer Diplomat, der im Jahre 1783 als russischer Botschafter nach Konstantinopel gesandt wurde. 1787 wurde Bulgakow in den Sieben Türmen gefangen gesetzt und dort 22 Monate lang festgehalten.

[150]) Die Joyeuse Entrée (Blyde Incomste, der fröhliche Einzug), die den Ständen von Brabant verliehene Verfassung, deren genaue Einhaltung der jeweilige Herzog vor Ergreifung der Macht beschwören mußte. Die wichtigste Bestimmung der Joyeuse Entrée lautete: „Wenn es geschehen sollte, daß der Fürst die Privilegien ganz oder teilweise mißachtete, so wären die Untertanen berechtigt, ihm ihre Dienste solange zu verweigern, bis die Verletzung der Privilegien wieder aufgehört hat."

[151]) Ludwig Karl Graf von Belgiojoso, 1723 bis 1802, Sohn des Grafen Anton von Belgiojoso, der im Jahre 1769 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Belgiojoso wurde im Jahre 1764 Gesandter in Stockholm und 1770 Botschafter in London. Als Nachfolger Starhembergs wurde er im Jahre 1783 auf Wunsch der kaiserlichen Generalstatthalter in den Niederlanden zum bevollmächtigten Minister in Brüssel ernannt, demissionierte jedoch infolge des belgischen Aufstandes im Jahre 1787.

[152]) Der Fürst von Ligne meint hier die folgenden österreichischen Generale: Peter Freiherrn von Beaulieu (vgl. Anmerkung 202, Seite 368), Gottfried Freiherrn von Schröder und Richard Grafen d'Alton (vgl. weiter unten Anmerkungen 155 und 156), ferner den Feldmarschall Joseph Grafen Ferraris, 1726 bis 1814, und den Feldmarschalleutnant Karl Freiherrn von Kheul, 1739 bis 1758. Der einzige erfolgreiche österreichische General war Johann Blasius Freiherr von Bender, 1713 bis 1798, österreichischer Feldmarschall. Dieser war 1789 Kommandant von Luxemburg, wo sich die aus Belgien zurückgezogenen kaiserlichen Truppen sammelten.

[153]) Wolfgang Wilhelm Herzog von Ursel und Hoboken, Fürst von Arche und Charleville, Schwager des Herzogs von Arenberg, 1750 bis 1804, war einer der eifrigsten Anhänger Voncks und eine Zeit lang Gesandter der Vereinigten Staaten Belgiens in Neapel. Er starb in Wien in den ärmlichsten Verhältnissen.

[154]) Im Jahre 1566 überreichten 400 belgische Edelleute der Statthalterin Margarethe von Parma einen Protest gegen die Maßnahmen der spanischen Regierung. Bei dieser Gelegenheit soll der neben der Statthalterin stehende Graf Barlaimont der Prinzessin zugeflüstert haben: „Ce n'est qu'un tas de gueux" (es ist nur ein Haufe von Bettlern). Auf Vorschlag des Grafen Brederode wurde daraufhin der Trutzbund der Geusen gegründet, der bald sehr zahlreiche Anhänger gewann. Während der Schreckensherrschaft Albas in den Niederlanden fügten die von den sogenannten Wassergeusen geführten Kaperschiffe der spanischen Flotte schwersten Schaden zu. Zum Preise der Geusen wurde das Lied gesungen: „Vivent les gueux!"

[155]) Johann Andreas Van der Mersch, 1734 bis 1792, der Führer der aufständischen belgischen Truppen, diente zuerst in der französischen Armee, aus der er nach Erreichung des Oberstleutnantsranges schied. Darauf zog er sich aufs Land zurück, nahm aber wieder, diesmal in der österreichischen Armee, Dienste und wurde Oberst. Bei Beginn der aufständischen Bewegung der Belgier gegen die österreichische Herrschaft übertrug ihm Vonck den Befehl über die kleine belgische „Patriotenarmee", die sich bei Breda in Holland sammelte. Im Spätherbst 1788 fiel er mit 3000 Mann in Flandern ein, nahm Turnhout und schlug wiederholt den österreichischen General Gottfried Freiherrn von Schröder (1735 bis 1807). Am 12. Dezember 1789 eroberte Van der Mersch Brüssel. Infolge politischer Gegensätze wurde er seines Kommandos verlustig, flüchtete nach Frankreich, kehrte aber bald wieder nach Belgien zurück, wo er vorzeitig in seiner Vaterstadt Menin starb.

[156]) Richard Graf d'Alton, 1732 bis 1790, österreichischer Feldzeugmeister, befehligte während des belgischen Aufstandes die österreichischen Truppen. Durch seine Schuld ging Brüssel verloren. Die österreichischen Truppen räumten das Land und zogen sich nach Luxemburg zurück.

[157]) Ferdinand Fürst Trauttmansdorff, 1749 bis 1827, wurde im Jahre 1787 von Kaiser Joseph II. als bevollmächtigter Minister nach den österreichischen Niederlanden entsendet, wo er anfänglich mit Erfolg tätig war. Nach der Einnahme von Brüssel durch Van der Mersch mußte er jedoch fliehen. Der Fürst wurde später Staats- und Konferenzminister und Obersthofmeister des Kaisers Franz I.

[158]) Gemeint sind: Wilhelm I. der Schweigsame, Graf von Nassau, Prinz von Oranien, 1533 bis 1584. Er war der Begründer der Unabhängigkeit der Niederlande und der Führer in den Aufständen gegen die spanische Herrschaft im 16. Jahrhundert. Er unterstützte auch die Geusenbewegung in Belgien und erteilte den früher genannten Wassergeusen Kaperbriefe. Ferner dessen Sohn Friedrich Heinrich Prinz von Oranien, 1584 bis 1647. Statthalter der Republik der Vereinigten Niederlande, der das von seinem, Vater begonnene Werk der Befreiung erfolgreich fortführte.

[159]) Auch beim Begräbnisse Maria Theresias war der Fürst von Ligne unter den Trägern des Bahrtuches.

[160]) Joseph Freiherr von Quarin, 1732 bis 1814, Leibarzt Kaiser Josephs II. und Oberdirektor des Allgemeinen Krankenhauses in Wien. Der Kaiser erfuhr auf seinen eigenen Wunsch am 5. Februar 1790 aus dem Munde Quarins die Kunde von der vollständigen Hoffnungslosigkeit seines Zustandes, worauf er den Arzt in den Freiherrnstand erhob.

[161]) Gent fiel Ende November, Brüssel am 12. Dezember 1789 in die Hände der Aufständischen. Am 18. Dezember zog Van der Noot mit dem Revolutionskomitee in Brüssel ein.

[162]) Josepha Gräfin von Chanclos, Obersthofmeisterin der Erzherzogin Elisabeth Wilhelmine. Beim Tode der Erzherzogin schenkte Kaiser Joseph II. der Gräfin 100.000 Gulden, um ihr ein sorgenfreies Alter zu bereiten.

[163]) Ein Teil des von den Österreichern bei Semlin angelegten Brückenkopfes.

[164]) Am 19. Juli 1789 stiftete Joseph II. eine goldene und eine silberne Denkmünze als Ehrenzeichen für tapferes Verhalten im Kriege.

[165]) Louis-Philippe Herzog von Orléans, 1725 bis 1785, der Vater des Philippe Egalité.

[166]) Die Korrespondenz Katharinas II. mit Voltaire fällt in die Jahre 1763 bis 1777.

[167]) Selim III. osmanischer Sultan, 1761 bis 1808, regierte seit 1789 und mußte 1792 einen sehr ungünstigen Frieden mit Rußland schließen. Er wurde 1807 entthront und 1808 ermordet. Mit Hilfe des französischen Generals Sebastiani, Schwiegersohnes der Marquise de Coigny, reorganisierte er das türkische Heer.

[168]) Jean Le Rond, genannt d'Alembert, 1717 bis 1783, französischer Gelehrter, wurde auf Grund seiner Arbeiten in die Berliner Akademie der Wissenschaften gewählt, deren Vorsitz Friedrich der Große ihm im Jahre 1763 vergeblich anbot.

[169]) Der Fürst von Ligne war damals Gouverneur von Mons.

[170]) Gabriel Sénac de Meilhan, 1736 bis 1803, französischer Schriftsteller, der den vollständig mißglückten Versuch unternahm, eine Geschichte Rußlands zu schreiben.

[171]) Gustav I. König von Schweden, 1497 bis 1560, und Gustav II. Adolf König von Schweden, 1594 bis 1632.

[172]) Das Kriegsmanifest Gustavs III. gegen Katharina strotzte von Beschimpfungen der Kaiserin, die dem König allerdings in der gleichen Tonart erwiderte.

[173]) Pyrrhus König von Epirus, 218 bis 272.

Die Äußerung des Cynäas betraf den Sieg des Pyrrhus über die Römer bei Ausculum (270) und lautete: „Noch ein solcher Sieg und du bist verloren."

[174]) Christine Königin von Schweden, 1626 bis 1689, die Tochter Gustav Adolfs, verzichtete 1654 auf die Regierung und nahm im gleichen Jahre in Rom den katholischen Glauben an. Sie verbrachte den größten Teil ihres Lebens auf Reisen.

[175]) François Vonck, 1735 bis 1792, Advokat in Brüssel, einer der Führer der belgischen Revolution, welcher der demokratischen Richtung angehörte und in Gegnerschaft zu Van der Mersch geriet. Er mußte deshalb nach Lille fliehen und kehrte erst nach der Rückkunft der Österreicher nach Brüssel dorthin zurück. Zu den Vonckisten gehörten u. a. auch: Der Herzog von Arenberg, der Graf de la Marck und der Herzog Wolfgang von Ursel.

[176]) Im Jahre 1769 stiftete Katharina II. den St. Georgs-Orden für militärische Verdienste.

[177]) Russische Siege im Türkenkriege 1790.

Kilia wurde am 3. Oktober 1790 erstürmt.

[178]) Ismail wurde unter Suwórow am 22. Dezember 1790 erstürmt.

Die von Aidos Mehmed Pascha kommandierte Besatzung von 40.000 Mann wurde fast gänzlich niedergemetzelt.

[179]) Joseph de Ribas, 1749 bis 1800, ein in Neapel geborener Spanier, der in russische Dienste trat und als Admiral sehr glücklich kämpfte.

[180]) Die Reichenbacher Konvention, geschlossen am 27. Juli 1790 zwischen Preußen, Polen, England, Holland und Österreich, sicherte den ferneren Bestand der Türkei. In dem gleichen Abkommen verpflichtete sich außerdem Leopold II. gegen Preußen, England und Holland zur Wiederherstellung der alten belgischen Verfassung unter Garantie der genannten drei Mächte. Ferner wurde eine allgemeine Amnestie für Belgien versprochen.

[181]) Hier erweist sich Ligne als genauer Kenner der kleinen Schwächen

Katharinas. Die Kaiserin hegte große Vorliebe für die Komödien Molières, aus denen sie ihre Abneigung gegen die Ärzte schöpfte. Auch war Katharina eine große Freundin der Medailleurkunst. Der bekannte Kritiker Melchior Baron Grimm (1723 bis 1807) wurde oft von der Kaiserin mit dem Ankaufe von Medaillen beauftragt.

[182]) Der Professor der Rechte an der Universität Ingolstadt Adam Weishaupt gründete am 1. Mai 1776 den Illuminatenorden, einen Geheimbund zur Förderung religiöser Aufklärung. Außerdem bezweckten die Illuminaten die Verbreitung weltbürgerlicher Anschauungen und die Bekämpfung des monarchischen Prinzips. Die Vereinigung gebot längere Zeit über große Macht.

[183]) Franz II. Römisch-Deutscher Kaiser, als Kaiser von Österreich Franz I.

[184]) Charles-Antoine-Maximilien-Joseph Graf de Baillet-Latour, 1737 bis 1806, wurde im Jahre 1786 in die österreichischen Niederlande entsendet und zum Marschall der Ständeversammlung von Luxemburg ernannt. Er kämpfte mit wechselndem Glück gegen die Aufständischen und nahm hervorragenden Anteil an den Koalitionskriegen. Er starb als Präsident des k. k. Hofkriegsrates.

[185]) Eine im Parke von Zarskoje Selo errichtete Denksäule auf den Sieg der Russen über die Türken am Kaghul-See am 21. Juni 1770.

[186]) Charles Pinot Sieur Duclos, 1704 bis 1772, französischer Historiker und Moralist.

[187]) Hier könnten gemeint sein Mathieu-Jean-Félicité Laval Duc de Montmorency, 1760 bis 1826, der bekannte, später in die Schweiz geflohene Vorkämpfer der französischen Revolution, oder André Pierre Laval Duc de Montmorency, 1768 bis 1837. Dieser diente in der französischen Armee, wanderte bei Ausbruch der Revolution nach England aus, wo er mit dem Prinzen von Wales sehr befreundet war, er wurde schließlich französischer Botschafter in Wien. Keiner von beiden jedoch diente in der russischen Armee, die Anspielung ist nicht verständlich.

[188]) Armand Emmanuel Duplessis Herzog von Richelieu, 1766 bis 1822, französischer Staatsminister, der während der Revolution in russische Dienste trat und gegen die Türken kämpfte. Wurde später Gouverneur von Odessa, um dessen Aufblühen er das größte Verdienst hatte. Nach der Restauration kehrte er nach Frankreich zurück, wo er wieder Minister wurde.

[189]) Alexander Graf Langeron, 1763 bis 1831, trat im Jahre 1789 aus französischen in russische Dienste über, wo er General wurde.

[190]) Graf Platon Subow.

[191]) Seraskier Jussuf Pascha, früherer Großvezier, der im Jahre 1789 bei Alt-Orsova als Kommandant eines türkischen Armeekorps fiel.

[192]) Wörlitz, Stadt im Herzogtum Anhalt.

[193]) Der hier geschilderte großartige Park wurde vom Herzog Friedrich Franz von Anhalt-Dessau angelegt.

[194]) Philipp-Julien Mancini-Mazarin Duc de Nevers, 1639 bis 1707, ein

Neffe des Kardinals Mazarin. Ein ungeheuer reicher Edelmann, der sich gerne in schöngeistiger Gesellschaft bewegte.

[195]) Guillaume Amfrye Abbé de Chaulieu, 1639 bis 1720, französischer Dichter, der als das Vorbild Voltaires in der leichten Verskunst angesehen wird.

[196]) Friedrich von Gentz, 1764 bis 1832, Staatsmann und Publizist, diente zuerst in Preußen, trat 1802 in österreichische Dienste und gewann unter Metternich den größten Einfluß.

[197]) Maria Ludovika Beatrix von Este, Kaiserin von Österreich, 1787 bis 1816, dritte Gemahlin des Kaisers Franz I., die im regen Verkehre mit Goethe stand.

[198]) Dieser Brief des Fürsten von Ligne wurde genau eine Woche vor dem kaiserlichen Befehle geschrieben, durch den die österreichische Armee auf Kriegsfuß gesetzt wurde. Der Feldzug des Jahres 1805 gegen Napoleon, der zu den Niederlagen von Ulm und Austerlitz führen sollte, war aber schon lange vorher beschlossene Sache.

[199]) Katharina Fürstin Bagration, geborene Gräfin Skawronska, 1783 bis 1856, Witwe nach dem russischen General Peter Iwanowitsch Bagration. Die Fürstin galt als eine der schönsten Frauen Europas und soll während ihres Dresdner Aufenthaltes mit dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen ein Liebesverhältnis unterhalten haben. Sie hat besonders während des Wiener Kongresses eine hervorragende Rolle gespielt. Später heiratete sie den englischen General Lord Howden, von dem sie jedoch bald wieder geschieden wurde.

[199a]) Wahrscheinlich die Gräfin Aurora Marassé, die übelbeleumundete Begleiterin der Fürstin Bagration.

[200]) Friedrich Ludwig Fürst von Hohenlohe-Ingelfingen, 1746 bis 1818, preußischer General, kommandierte das bei Jena besiegte preußische Heer und kapitulierte am 28. Oktober bei Prenzlau.

[201]) Friedrich Wilhelm von Knobelsdorf, 1752 bis 1820, preußischer Generalleutnant und Diplomat, war Gesandter in Konstantinopel und seit der Kaiserkrönung Napoleons Gesandter in Paris.

[202]) Christian August Heinrich Kurt Graf von Haugwitz, 1752 bis 1831, preußischer Staatsmann, wurde 1802 preußischer Minister des Auswärtigen, und schloß am 15. Februar 1806 in Paris einen für Preußen sehr ungünstigen Vertrag, der die völlige Isolierung des Königreiches im Kriege gegen Napoleon verursachte. Er nahm im November 1806 seinen Abschied.

[203]) Ferdinand Jagemann, 1780 bis 1820, bekannter Weimarer Porträtmaler. Das von Jagemann gemalte Bildnis des Fürsten von Ligne hängt jetzt im Theatersaale des Wittum-Palais in Weimar. Seinerzeit zierte es die Wohnräume der bekannten Hofdame Anna Amaliens, Luise von Göchhausen. Eine mit mehreren Varianten versehene Replique des Bildes, das den Fürsten von Ligne im roten Gardefrack am Schreibtische darstellt, befindet sich im sogenannten Ligne-Zimmer des Clary'schen Schlosses zu Töplitz.

[204]) Karl Bernhard Herzog von Sachsen-Weimar, 1792 bis 1862, zweiter Sohn Karl Augusts. Er machte unter Hohenlohes Kommando den Feldzug des Jahres 1806 mit, kämpfte 1809 unter Bernadotte gegen Österreich und 1814 in dem von Karl August befehligten Armeekorps gegen die Franzosen. Später trat er in holländische Dienste über und war von 1848 bis 1853 Oberbefehlshaber der Kolonialtruppen in Holländisch-Indien.

[205]) Joachim Murat, 1767 bis 1815, König von Neapel, Schwager Napoleons. Murat war im März 1806 Großherzog des neuerrichteten Großherzogtums Berg geworden.

[206]) Thaddäus Kosciuszko, 1746 bis 1817, der letzte Oberbefehlshaber der polnischen Republik. Im Jahre 1806 versuchte Napoleon, Kosciuszko für seine auf die Wiederherstellung Polens abzielenden Pläne zu gewinnen. Kosciuszko lehnte jedoch dieses Anerbieten ab.

[207]) Die Gemahlin des Louis Dubois-Descourt Marquis de Maisonfort, 1763 bis 1827. Französischer Staatsmann, General und Schriftsteller, der als Emigrant eine Zeit lang die Buchdruckerei betrieb. Nach der Restauration wurde er französischer bevollmächtigter Minister beim Großherzog von Toscana.

[208]) Die Gemahlin des russischen Botschafters in Wien, Fürsten Georg Dolgoruki (gestorben 1829). Gentz war mit der Fürstin sehr befreundet und hatte mit ihr im Jahre 1805 eine größere Reise unternommen.

[209]) Sir Henry Watkin Williams Wynn, 1783 bis 1856, englischer Diplomat, war von 1803 bis 1807 außerordentlicher Gesandter in Dresden.

[210]) Sir Robert Adair, 1763 bis 1855, englischer Diplomat, der im Jahre 1806 in besonderer Mission nach Wien gesandt wurde, um Österreich vor der stets wachsenden französischen Gefahr zu warnen.

[211]) Charles James Fox, 1749 bis 1806, der berühmte englische Staatsmann. Fox starb im Herbste 1806, weshalb die von Ligne hier erzählte Anekdote sehr zeitgemäß war.

[212]) Johannes von Müller, 1752 bis 1809, Historiker. Im Jahre 1793 trat er als Wirklicher Hofrat in die Geheime Hof- und Staatskanzlei in Wien ein und verfaßte zahlreiche gegen Frankreich gerichtete Schriften im österreichischen Interesse. Müller war ein geborener Schweizer und Protestant, deshalb waren seine weiteren Aussichten in österreichischem Staatsdienste ungünstig, und er trat 1804 in preußische Dienste über, wo er sich als erbitterter Feind Napoleons betätigte, bis er im Jahre 1806 nach einer persönlichen Unterredung mit dem Kaiser sich bewegen ließ, in den französischen Staatsdienst überzutreten. Im Jahre 1808 wurde er Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtswesens im Königreiche Westphalen und starb 1809 in Kassel.

[213]) Nach dem Katalog der Porträtsammlung der k. u. k. Generalintendanz der Hoftheater, Wien 1892, war Jean Coralli Mitglied des kaiserlichen Balletts in Wien in den Jahren 1805 bis 1809. Coralli betätigte sich auch als Balletdichter. Von seinen Werken sind besonders La Tarantule und La Tentation erfolgreich gewesen.

[214]) August Prinz von Arenberg, 1753 bis 1833, zweiter Sohn des Herzogs Karl Marie-Raymond von Arenberg. Gleich seinem Großvater diente er in der französischen Armee und nahm im Jahre 1773, nach dem Tode des Großvaters, Grafen Louis Engelbert de la Marck, dessen Namen an, unter dem er in Frankreich sehr populär wurde. Er erfreute sich der besonderen Gnade Maria Theresias, welche ihn dem kaiserlichen Botschafter in Paris, Grafen Mercy-Argenteau, wärmstens empfohlen hatte. Seit 1788 war der Graf de la Marck eng befreundet mit Mirabeau, stand mit dem Volkstribunen in regem Briefwechsel und versuchte, ihn für die königliche Sache zu gewinnen. Während der Revolution war de la Marck eifrig bemüht, die königliche Familie zu retten und besorgte einen Teil der Geheimkorrespondenz mit dem nach Brüssel versetzten österreichischen Botschafter. Der Graf de la Marck trachtete vergebens, den Prinzen Josias von Koburg zum Marsche nach Paris zu bewegen, um wenigstens Maria Antoinette und ihre Kinder vor der Guillotine zu retten. Im Jahre 1792 wurde er als Generalmajor in die österreichische Armee übernommen, nahm jedoch an den folgenden Feldzügen nicht teil, lebte zuerst in Zürich und später bis 1815 in Wien. Sodann trat er in die niederländische Armee ein.

[215]) Prosper Herzog von Arenberg, 1785 bis 1861, der Chef des Hauses Arenberg.

[216]) Karl Johann Nepomuk Anton Fürst von und zu Liechtenstein, 1803 bis 1871, Sohn des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, österreichischen Feldmarschalls, 1760 bis 1836. Da der Zweitgenannte als österreichischer General gegen die Franzosen kämpfte, wurde sein damals vierjähriger Sohn zum regierenden Fürsten von Liechtenstein gemacht, als welcher er auch Mitglied des Rheinbundes wurde (Almanach de Gotha, 1808).

[217]) 14. Juni 1807. Das russische Heer unter Bennigsen wurde fast gänzlich vernichtet.

[218]) Charles-Maurice Prinz von Talleyrand-Périgord, Fürst von Benevent, 1754 bis 1838, der berühmte französische Staatsmann.

[219]) Während der Schlacht von Friedland weilte Napoleon in Osterode.

[220]) Gustav Graf Małachovski, 1796 bis 1835, polnischer Staatsmann, der während der polnischen Revolution, 1831, Minister des Äußern war.

[221]) Stanislaus Felix Graf Potocki, 1745 bis 1805, polnischer Politiker, der eine für Polens Selbständigkeit unheilvolle Politik trieb.

[222]) François-Joseph Lefebvre Herzog von Danzig, 1755 bis 1820, Marschall von Frankreich, der nach der Einnahme von Danzig den Titel eines Herzogs von Danzig erhielt. Er war der Gatte der durch Sardous Komödie berühmt gewordenen Madame Sans-Gêne.

[223]) Jérôme Bonaparte, 1784 bis 1860, war von 1807 bis 1815 König von Westphalen.

[224]) Karl Freiherr von Vincent, 1757 bis 1834, österreichischer General der Kavallerie und von 1814 bis 1825 außerordentlicher österreichischer Gesandter in Paris.

[225]) Wien war damals der Sitz der franzosenfeindlichen Politik. An der Spitze der österreichischen Kriegspartei stand die Kaiserin Maria Ludovika, ein rühriges Mitglied der Wiener Kriegspartei war aber auch der von seinem Posten abberufene, aber in Wien verbliebene russische Botschafter Graf Razumowski, der im Gegensatz zur offiziellen Politik seines Hofes im kriegerischen Sinne tätig war.

[226]) Durch den Frieden von Tilsit am 9. Juli 1807 wurde das Preußen Friedrichs des Großen scheinbar vernichtet.

[227]) Peter d'Oubril, Geburtsdatum unbekannt, gestorben 1848, russischer Botschafter am französischen Hofe. D'Oubril hatte am 20. Juli 1806 mit Frankreich einen gegen England gerichteten Vertrag geschlossen. Alexander verweigerte jedoch diesem Abkommen am 27. August des gleichen Jahres seine Unterschrift, wodurch d'Oubrils Politik fehlschlug, und Rußland an Englands Seite gegen Frankreich verblieb.

[228]) Gustav IV. Adolf König von Schweden, 1778 bis 1837, wurde 1809 entthront.

[229]) Hinweis auf die Schwiegertochter Karl Augusts, Maria Paulowna, 1786 bis 1859, die dem griechisch-orthodoxen Glauben treu geblieben war.

[230]) Karl I. Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, 1713 bis 1780, vermählte sich 1733 mit Philippine Charlotte (1716 bis 1801), der Tochter Friedrich Wilhelms I., der Schwester Friedrichs des Großen. Aus dieser Ehe stammte Anna Amalie Herzogin von Sachsen-Weimar, die Mutter des Herzogs, späteren Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar (1755 bis 1828).

[231]) Der Jahrestag der Schlacht von Kolin.

[232]) Einer von Lignes beliebten Wortwitzen und sehr deutliche Allusion auf Henriette Karoline Friederike Jagemann, 1777 bis 1848. Sie zählte zu den berühmtesten Schauspielerinnen ihrer Zeit und stand in den engsten Beziehungen zu Karl August. Er schenkte ihr das Rittergut Heigendorf und verlieh ihr den Namen einer Frau von Heigendorf. Ihr Einfluß auf Karl August war so mächtig, daß ihretwegen Goethe die Leitung des Weimarer Theaters niederlegte.

[233]) Über diesen Brief schreibt Goethe am 10. Dezember 1810 an Frau von Eybenberg:

„.....Der Prinz de Ligne hat an den Herzog einen äußerst lustigen Brief geschrieben. Ich lasse hiebei die Stelle kopieren, welche meine Wahlverwandtschaften betrifft. Sie rechnen mir diese kleine Eitelkeit nicht hoch an; da sich so viele Gegner alle Mühe geben, dieses Werkchen zu diskreditieren, so mag es wohl auch erlaubt sein unter Freunden was Freunde denken, mitzuteilen." (Zitat der auf die „Wahlverwandtschaften" bezüglichen Stelle aus Lignes Briefe.)

„Hierauf infolge einige Honnetetaeten für des Autors Persönlichkeit, wie es einem so gewandten Welt- und Hofmann geziemt. Treffen Sie den Prinzen irgendwo, so sagen Sie ihm etwas Freundliches und Verbindliches in meinem Namen."

[234]) Dr. Wenzel Ambrosi war von 1786 bis zu seinem Tode, 1813, Badearzt in Töplitz und machte sich um die Hebung des Kurortes sehr verdient.

[235]) Sauveur Legros, 1754 bis 1834, Radierer und Schriftsteller. Dieser sehr vielseitige Mann stand lange Zeit als Intendant und Sekretär in den Diensten des Fürsten von Ligne und nach der Übersiedlung des Fürsten nach Wien offenbar auch in denen seines Sohnes Ludwig Eugen. Legros hat sich um den Verkauf einzelner wertvoller Gemälde aus dem Besitze Lignes bemüht, wodurch diesem die Fristung seines Lebens während der Jahre ärgster finanzieller Bedrängnis ermöglicht wurde. Das fürstlich Clarysche Archiv in Töplitz besitzt eine große Anzahl von Skizzenbüchern Legros', welche eine Menge von Szenen aus dem Leben der Familien Ligne und Clary enthalten. Auch die hier wiedergegebene Darstellung des Kaisers Joseph II. in Begleitung des Generals Murray und des Fürsten von Ligne stammt von Legros.

[236]) Epidauros war das im Altertum hochberühmte Heiligtum des Äskulap, ein Kurort, der von Kranken aus ganz Griechenland besucht wurde.

[237]) Caroline Pichler, geborene von Greiner, geboren 1769 in Wien und gestorben 1843. Die Pichler war eine äußerst fruchtbare, zu ihrer Zeit auch hoch angesehene Dichterin, deren Haus den verdienten Ruhm des einzigen literarischen Wiener Salons zu Beginn des 19. Jahrhunderts genießt. Die sehr zahlreichen Schriften der Pichler (die Gesamtausgabe umfaßt sechzig Bände) waren einst sehr geschätzt. Heute aber sind sie bis auf ihre interessanten, anekdotenreichen Erinnerungen fast ganz vergessen. Der von Ligne so gelobte „Agathokles", ein Roman in drei Teilen, erschien 1808. Die Schriften der Pichler wurden ins Französische, Englische, Italienische, Holländische und noch viele andere Sprachen übersetzt.

[238]) Jeanne-Isabelle-Pauline Polier de Bottens, Baronin de Montolieu, geboren 1751 in Lausanne, gestorben 1832, war eine sehr fleißige Schriftstellerin. Die Gesamtausgabe ihrer Werke erschien 1824 in vierzig Bänden. Die Baronin war auch erfolgreich als Übersetzerin tätig.

ANHANG

Literaturnachweis.

Außer den allgemein bekannten Nachschlagewerken wie Wurzbach, „Biographisches Lexikon", Oettinger, „Moniteur", Nouvelle Biographie Générale, Paris, Biographie Nationale, Brüssel, Dictionary of National Biography, London usw. wurden für die vorliegende Arbeit folgende Werke benützt:

Arneth, Geschichte Maria Theresias, Wien 1863 bis 1879.
— Maria Theresia und Maria Antoinette, Wien 1866.
— et Geffroy, Correspondance Secrète entre Marie-Thérèse et le Comte de Mercy-Argenteau, Paris 1873 und 1874.
Bled du, Le Prince de Ligne et ses contemporains, Paris 1890.
Campan Mme de, Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, Paris 1891.
Castanié, Royales Amours d'une petite modiste, Paris o. J.
Criste, Kriege unter Kaiser Joseph II., Wien 1904.
Egloffstein, Karl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß, Berlin 1916.
— Karl August auf dem Wiener Kongreß, Jena 1915.
Faber, Histoire du Théâtre Français en Belgique, Brüssel 1878 bis 1880.
Fournier, Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß, Wien-Leipzig 1913.
Genlis La Comtesse de, Mémoires Inédits, Paris 1825.
Gentz, Tagebücher, Leipzig 1873, 1874.
Gleichen-Russwurm, Geselligkeit, Stuttgart 1910.
Glossy, Kleine Schriften, Wien 1918.
— Wien 1840 bis 1848, Wien 1917 und 1919.
Graeffer, Kleine Wiener Memoiren, München 1918.
Gugitz, Graf de La Garde, Gemälde des Wiener Kongresses, München 1912.
Guglia, Maria Theresia, München und Berlin 1917.
— Friedrich von Gentz, Wien 1901.
Khevenhüller-Schlitter, Aus der Zeit Maria Theresias, Wien und Leipzig 1907 bis 1917.
Kleinschmidt, Drei Jahrhunderte russischer Geschichte, Berlin 1898.

Lorenz, Joseph II. und die belgische Revolution, Wien 1862.
Mitis le Baron de et le Comte de Pimodan, Trois Mois à Paris, Souvenirs du Prince Charles de Clary et Aldringen, Paris 1914.
Nolhac, La Vie de Marie Antoinette, Paris 1898.
Peetermans, Le Prince de Ligne, Liège 1857.
Perey Lucien, Histoire d'une Grande Dame au XVIIIe Siècle, Paris 1887.
Pimodan Le Comte de, Le Comte F. C. de Mercy-Argenteau, Paris 1911.
Poulet, Histoire Politique Nationale, Louvain 1882 bis 1892.
St. Amand de, La Cour de Marie Antoinette, Paris 1888.
Sainte-Beuve, Causeries du Lundi, V. Band, Paris o. J.
Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, Oldenburg und Leipzig 1906.
Sauer, Goethe und Österreich, Weimar 1902 und 1904 (Schriften der Goethe-Gesellschaft).
Schlitter, Die Regierung Josephs II. in den österreichischen Niederlanden, Wien 1900.
Springer, Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden, Leipzig 1863.
Stein, Goethebriefe, Berlin 1905.
Thürheim A., Feldmarschall Karl Joseph Fürst de Ligne, Wien 1877.
Thürheim Lulu, Mein Leben, München 1913, 1914.
T(illy) Graf Alexander von, Memoiren, Berlin 1825.
Vivenot, Vertrauliche Briefe des Freiherrn von Thugut, Wien 1871.
— Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Österreichs, Wien 1873 bis 1874.
Wahl, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Weimar 1917.
Werner, Goethe und Gräfin O'Donell, Berlin 1884.
Wolf, Maria Christine Erzherzogin von Österreich, Wien 1863.

Verzeichnis der Werke des Fürsten von Ligne:

a) Schriften verschiedenen Inhaltes:

Anonym. Vers adressés à S. A. S. Monseigneur Leopold Frédéric Prince Règnant d'Anhalt pour son jour de naissance. Le 10ième d'Août 1765, Berlin.
Opuscules en vers et en prose, Octav, Paris 1782.
Anonym. Ohne Titel. (Recueil de poésies légères) Klein-Oktav, 3 Bände (imprimé dans son Hôtel à Bruxelles 1782).
— Geheime Instruction des Königs in Preussen an die Officiere seiner Armee, hauptsächlich von der Cavallerie. Bei Gelegenheit des itzigen Krieges, Oktav, Prag 1778, Joh. Ferd. v. Schönfeld.

Anonym. Instructions particulières du Roi de Prusse aux officiers de son armée principalement à ceux de la cavallerie, à Tournay 1788 chez Deflinne.

— Unterricht für die Generale der Armee.... Mit Anmerkungen vom Prinzen de Ligne, Oktav, Dresden 1799.

— Sr. Majestät des Königs geheime Unterschrift enthaltend die den Officieren dero Armee besonders denen von der Cavallerie erteilten geheimen Befehle.... Aus dem Französischen des Prinzen von Ligne im Kriegsjahr 1779.

— Instructions de S.M.le Roi de Prusse contenant les ordres secrets en 1778, Dresde 1797.

— Instructions secrètes dérobées à S. M. le Roi de Prusse contenant les ordres secrets expédiés aux officiers de son armée particulièrement à ceux de la cavalerie pour se conduire dans les circonstances présentes. Traduits de l'original allemand par le Prince de Ligne, Klein-Oktav, imprimé en Westphalie 1779.

— Detto. Oktav, à Belœil et se trouve à Bruxelles chez F. Hayez 1787.

— Detto. Oktav, Paris 1823 F. G. Levrault.

— Fantaisies militaires par un officier autrichien, Oktav, 1780.

— Detto. Oktav, Paris 1876, F. Dumaine.

Mélanges de litérature, 2 Bände, Philosopolis (Belœil) 1783.

Mon Journal de la Guerre de 7 Mois ou de Bavière en 1778 et de celle de 7 Jours aux Pays-Bas en 1784, 4 Bände, 1796 à mon réfuge sur le Léopoldsberg près de Vienne.

Anonym. Militärische Vorurteile von einem österreichischen Officier. Aus dem Französischen übersetzt von S. L. von Brenkenhoff. Oktav, 2 Teile, Frankfurt und Leipzig 1783.

— Préjugés Militaires par un officier autrichien. Oktav, 2 Teile à Kralovelhota (Belœil) 1783.

— Detto. Oktav, 2 Teile, Dresden 1783.

— Detto. Groß-Oktav, Paris 1875, F. Dumaine.

— Préjugés Militaires et Fantaisies Militaires par un officier autrichien. Oktav, Dresden 1795, Walther.

Militärisches Sendschreiben des Prinzen von L., Wien 1784.

Coup d'œil sur Bel-Oeil. Oktav, à Belœil de l'imprimerie du Prince Charles de _____.

— Coup d'œil sur Bel-Oeil et une grande partie des jardins de l'Europe, par le Prince Charles de... Nouvelle Edition revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 1786. Bel-Oeil et se trouve à Bruxelles chez Hayez.

— Detto. Dresden 1796.

— Beschreibung des Gartens zu Bel-Oeil nebst einer kritischen Übersicht der vornehmsten Gärten in Europa. Aus dem Französischen von W. G. Becker. Oktav, 2 Teile, Dresden 1799, Walther.

Anonym. Mémoires sur les Campagnes du Prince Louis de Bade contre les Turcs et les Français en Hongrie et sur le Rhin. Oktav, 2 Teile, Bruxelles 1787.

— Mémoires sur les Campagnes du Prince Louis de Bade en Hongrie et sur le Rhin avec des notes. Oktav, 2 Teile, Dresden 1795, Walther.

— Feldzüge des Prinzen Ludwig von Baden in Ungarn und am Rhein. Aus dem Französischen (übersetzt von Anton August Königsdörffer). Oktav, 2 Teile, Dresden 1799, Walther.

Mémoires sur le Roi de Prusse Frédéric le Grand. Par Msgr. le P. de L... Oktav à Berlin 1789, J. F. Unger.

— Detto. Quart, Berlin 1789.

— Detto. Oktav o. O., 1789.

Unterredungen mit Friedrich dem Großen, Könige von Preußen; aus dem Französischen (Übersetzer Samuel Heinrich du Catel). Klein-Oktav, Berlin 1789.

Mélanges militaires, litéraires et sentimentaires, 34 Bände Oktav, Dresden 1795 bis 1811, Walther frères.

Mémoires sur les Campagnes faites en Hongrie au service de l'Empereur par le Comte Bussy-Rabutin avec des notes, Oktav, à mon réfuge sur le Léopoldsberg près de Vienne et se vend à Dresde 1795 chez les frères Walther.

Anonym, Mes Ecarts ou ma tête en liberté et mélange ou essai très négligé de plusieurs genres de poésie, Oktav, 2 Bände à mon réfuge sur le Léopoldsberg près de Vienne et se vend à Dresde chez les frères Walther.

Mes Ecarts ou ma tête en liberté, réflexions choisies ordonnées et accompagnées d'une notice et d'une bibliographie par Fernand Caussy, Paris 1907, Lansot.

Mémoires sur la Guerre des Turcs depuis 1736 jusqu'en 1739 et sur les deux Maréchaux de Lacy et Mémoire sur le Roi de Prusse, Oktav, Dresde 1796.

Lettres sur la dernière guerre des Turcs 1787—1789, Oktav, Dresde 1796.

Briefe während der türkischen Feldzüge 1787 bis 1789, Oktav, Dresden 1799.

Mémoires sur les grands Généraux, Oktav, Dresde 1797.

Anonym, Portrait de S. M. Cathérine II Impératrice de toutes les Russies Oktav, Dresde 1797, Walther.

Tagebuch während den Feldzügen in den Jahren 1757 bis 1760. Aus dem Französischen übersetzt. Oktav, 2 Teile, Dresden 1798, Walther (übersetzt von Anton August Königsdörffer).

Feldzüge und Anekdoten berühmter Heerführer im dreißigjährigen und dem vierzigjährigen ungarisch-türkischen und spanischen Successionskriege. Aus dem Französischen. Oktav, Wien 1799.

Mon Réfuge ou satyres sur les abus des jardins modernes par le P. de L... Oktav, Londres 1801.

Contes (Mélanges, Band XXXIII). Oktav, Dresde 1803, Walther.

Catalogue des Livres Militaires de la Bibliothèque du Prince de Ligne. Oktav, Dresde 1806, Walther.

Oeuvres mélées en prose et en vers. Oktav, 20 Bände, Vienne 1806 bis 1808.

Oeuvres Militaires, 13 Bände, Vienne 1806.

Lettres et Pensées, 2 Bände, Londres 1808 bis 1809.

Oeuvres choisies litéraires, historiques et militaires. Oktav, 2 Bände, à Genève et Paris 1809, J. F. Paschoud.

Oeuvres choisies publiées par M. de Propiac faisant suite aux Lettres et Pensées du même auteur publiées par Mme de Staël-Holstein, Oktav, Paris 1808, Josef Chaumerot.

Lettres et Pensées du Prince de Ligne publiées par Mme la Baronne de Staël Holstein, Paris 1808.

— Detto. Seconde édition. Oktav, Paris 1809, J. F. Paschoud.

— Detto. Troisième édition. Oktav, Paris 1817.

— Detto. Klein-Oktav, Vienne 1817, Schraembl.

Briefe, Charakter und Gedanken des Prinzen Karl von Ligne, in französischer Sprache herausgegeben von Frau von Staël-Holstein und deutsch von F. C. W. Spazier, geb. Mayer. Oktav, Leipzig 1812, Kunst- und Industrie-Comptoir.

Fragmens Militaires extraits des campagnes du Maréchal C. de Ligne. Oktav, Weimar Bureau de l'Industrie, 1810.

Anonym. Mémoires du Prince Eugène de Savoie écrits par lui-même. Oktav, Weimar 1810. Bureau de l'Industrie.

— Detto. Oktav, Paris 1810, Duprat-Duverger.

— Detto. Seconde édition. Oktav, Weimar 1810, Bureau de l'Industrie.

— Detto. Seconde Réimpression conforme à l'Edition de Weimar 1809, Oktav, à Londres 1811, L. Decouchy.

— Vie du Prince Eugène de Savoie... écrite par lui-même et publiée pour la première fois en 1809. III. Edition, revue, corrigée et augmentée de notes et de la dernière partie de la vie de l'auteur jusqu'à sa mort. Oktav, Paris 1810, Michaud frères.

Valerie ou Lettres de Gustave de Linar à Ernest de G... (de Mme de Krüdener) continuée par S. A. le Prince de L... Oktav, Weimar 1810.

Nouveau Recueil des Lettres du F. M. Prince de Ligne en réponse à celles qu'on lui a écrites. 2 Teile, Oktav, Weimar 1812 (mit Portrait). Bureau de l'Industrie.

Philosophie du Catholicisme par le Prince de L... avec la réponse de Mme la Comtesse M... de B... Préface par Ph. Marheinecke. Oktav, Reimer, Berlin 1816.

Philosophie des Katholicismus von dem Fürsten von Ligne nebst der Antwort der Gräfin Marg. von B(rühl). Aus dem Französischen von Ph. L. Conard, Berlin 1816.

Mémoires sur le Comte de Bonneval suivis des Lettres de la Comtesse de Bonneval à son Mari, de celles du Comte à son Frère etc. Nouvelle Edition,

revue, corrigée et augmentée du procès du Comte de Bonneval.... et de deux mémoires de ce Comte sur la tactique. Oktav, Paris 1817, chez Mme. Hérissaut-Le Doux et chez Delaunay.

Oeuvres Posthumes. Klein-Oktav, 6 Bände, Wien und Dresden 1817.

Suite des Lettres et Pensées et Oeuvres choisies du Prince de Ligne publiées par M. de Propiac. Oktav, Vienne 1818, Schraembl.

Mémoires et Mélanges historiques et litéraires par le Prince de Ligne. Oktav, 5 Bände, Paris 1827, Ambroise Dupont & Comp., mit Portrait.

Mélanges anecdotiques litéraires et politiques. Groß-Oktav, Paris 1833, Lavigne.

Mémoires du Prince de Ligne suivis des Pensées et précédés d'une introduction par Albert Lacroix. Oktav, Bruxelles 1860, F. Van Meenen & Cie.

Mémoires et Fragments rélatifs aux Mémoires et Pensées avec une introduction par A. Lacroix. 4 Bände, Bruxelles 1860, F. Van Meenen & Cie.

Oeuvres, Précédées d'une introduction par Albert Lacroix. 4 Bände, Oktav, Bruxelles 1860, F. Van Meenen & Cie, Bruxelles et Paris, A. Bohné.

Sens Devant Derrière. Sur l'Imprimerie de Belœil, Bruxelles Poulet, Malassis ca. 1865.

Lettres du Prince de Ligne à La Marquise de Coigny pendant l'année 1787 publiées avec une préface par M. de Lescure. Oktav, Paris 1896, Librairie des Bibliophiles.

b) Theaterstücke:

Anonym. Céphalide ou les autres mariages Samnites Opéra Comique en trois actes et en prose, musique de M. de Vitzthumb et Cifolelli. Duodez, Bruxelles 1777, J. L. de Boubers.

— Colette et Lucas. Comédie en 1 acte mêlée d'ariettes. Oktav, de l'Imprimerie de l'auteur chez l'auteur 1771. (Dieses Stückchen wurde anläßlich der Ligne-Gedächtnisfeier im Jahre 1914 neu gedruckt, die Liedertexte waren von dem Brüsseler Musiker Martin Lunssens komponiert. Die Königliche Musikgesellschaft „Grande Harmonie" brachte das kleine Werk im Juli 1914 in Brüssel zur Aufführung.)

Vom Fürsten von Ligne herausgegebene Schriften:

Amusements, Gaytés et Frivolités poétiques par un bon Picard, Londres 1784.

Recueil de Poésies par le Chevalier de Boufflers. Klein-Oktav, Bruxelles de l'Imprimerie du Prince Charles de _____. 1781.

Recueil des Poésies par le Chevalier de... (Lisle). Oktav, à Bruxelles de l'Imprimerie du Prince Ch. de... 1781.

Chevalier de Lisle Poésies. Klein-Oktav, de l'Imprimerie particulière du Prince Charles de Ligne.

Schriften über den Fürsten von Ligne:

Backer De H.: Iconographie du Prince Charles-Joseph de Ligne. Veröffentlicht im Annuaire de la Société des Bibliophiles et Iconophiles Belges, Brüssel 1920.

Biographie du Prince Charles de Ligne. Traduite de l'Allemand par Jean François Soubirau. Oktav, Vienne 1803, Mösle.

Description de l'Entrée de Son Altesse Sérenissime Mgr. le Prince Charles de Ligne à Mons en sa qualité de grand et très grand Bail... Bail.... — Bailli ou Baill.. du Hainaut. Oktav o. O. u. J.

Jean François Soubirau Biographie de Son Altesse le Prince Charles de Ligne, Dresden 1817.

Thürheim Andreas Graf, siehe Literaturnachweis.

Victor du Bled, siehe Literaturnachweis.

Peetermans, siehe Literaturnachweis.

Baron de Reiffenberg Le F. M. Charles Josèphe de Ligne, Bruxelles 1846.

*

Außer den hier genannten Schriften zählt Fabers „Histoire du Théâtre Français en Belgique" noch eine große Reihe ungedruckt gebliebener Theaterstücke aus der Feder des Fürsten von Ligne auf, und nach einer gütigen Mitteilung des Herrn Alfons Clary-Aldringen, aus dem Fürstengeschlechte der Clary-Aldringen, besitzt das fürstlich Clarysche Archiv in Töplitz-Schönau noch folgende ungedruckte Schriften des Fürsten von Ligne:

Zwei handschriftliche Bände: Portraits faits par le Prince de Ligne, ziemlich boshafte Schilderungen zeitgenössischer Persönlichkeiten unter leicht durchsichtigen Pseudonymen, ferner:
einen ungedruckten Roman „Gustave d'Or" und
einen ungedruckten Roman „Fido et Alphom" und schließlich:
Contes Immoraux des confidences de mes amis, und weiters eine große Anzahl von Fragmenten und Briefen.

Auf mechanischem Wege vervielfältigte Bildnisse des Fürsten von Ligne:

1. Jakob Adam sc. 1785, Josef Kreuzinger, excud., Brustbild $14^3/_4 : 9$.
2. A. Cardou sculp., C. Le Clerq pinx., Brustbild $14^1/_4 : 18^3/_4$.
3. F. Clarot sc., Le Clerq pinx. „Fürst Karl de Ligne beim Tode des Leutnants Wolf bei Bösig 1778", färbiger Kupferstich, Querfolio.
4. Couché fils sc., Brustbild 18 : 15 (auch in Mélanges Anecdotiques, Paris 1833 und in Mémoires et Mélanges, Paris 1827 enthalten).

5. Falmagne sc., Bruxelles 1856, Brustbild, Großfolio.
6. Grevedon, Lithographie 1825, Brustbild, Folio.
7. A. F. Labure sc., Brustbild $17^1/_2 : 10^3/_4$ (in Oeuvres Choisies, Paris 1890).
8. Löschenkohl, Brustbild $14^1/_4 : 8^3/_4$.
9. Pichler, Wien 1789, Hüftbild, Schabkunst, $38^3/_4 : 27^1/_4$.
10. L. von Rittersberg, Lithographie, Brustbild $20^1/_2 : 12^1/_2$.
11. Royce sc., Brustbild Oktav.
12. Jagemann pinx., Schwertdtgeburth sc., Brustbild $17 : 11^1/_2$ (im „Nouveau Recueil des Lettres", Weimar 1812), aber auch in Separatdruck erschienen.
13. Isabey del. F. Weiss sc., Wien 1814, Brustbild Quart.
14. Johann Martin Will excud. Aug. Vind, Ganze Figur zu Pferd $20^1/_2 : 15^3/_4$.
15. Anonymes Brustbild $17^3/_4 : 11$ (in Memoires du Prince Eugène de Savoie, Weimar 1810).
16. Anonym auf dem Titel von Lettres et Pensées du Prince de Ligne, Vienne 1817, Brustbild.

Der Fürst von Ligne kommt außerdem vor auf dem hier wiedergegebenen Bilde der Belagerung von Otschakow von Löschenkohl und dem Stiche von Mansfeld: „Laudons Abschied", Querfolio.

ANNONCE.

L'illustre ordre de la toison d'or vient de faire une perte très-sensible dans la personne de Son Altesse le Prince CHARLES-LAMORAL DE LIGNE, Commandeur de l'ordre de Marie Thérése, chambellan actuel, Feldmaréchal, propriétaire d'un Régiment d'Infanterie, Capitaine des Archers, et de la Garde du Palais, doyen de l'ordre de la Toison d'or, de la promotion de l'an 1772. Il est décédé à Vienne le 13. Decembre 1814 dans la 80me année de son âge.

Il naquit à Bruxelles le 23. de Mai 1735, et eut l'honneur d'être tenu sur les fonds de batême par Sa Majesté l'Empereur Charles VI. et l'Archiduchesse Elisabeth.

A vingt ans il épousa la Princesse Françoise de Liechtenstein, et entra au Service comme Capitaine. La guerre de sept-ans qui survint peu de tems après, lui procura l'occasion de se distinguer aux batailles de Kollin, Goerlitz, Breslau, Leuthen, Hochkirch et Maxen. En 1758 il fut fait Colonel, et porta à Louis XV. la nouvelle de la victoire de Maxen.

En 1760 il fut de l'incursion de Berlin, et se trouva à la bataille de Torgau.

En 1764 il fut nommé Général-Major, et en 1770 il fut témoin de la fameuse entrevue entre l'Empereur Joseph II. et le Roi Frederic second, qui eut lieu à Neustadt.

En 1771 il fut fait Lieutenant-Général et colonel propriétaire d'un Régiment d'Infanterie.

En 1772 Chevallier de la Toison d'or et

En 1778 il fut employé à l'armée en Bohême.

En 1787 il fut chargé d'une mission à la cour de Catherine II., il accompagna cette Souveraine pendant son voyage en Crimée, et servit en 1788 dans l'armée Ruſse sous les ordres du Prince Potemkin.

En 1789 il prit part au Siège et à la prise de Belgrade, et reçut en 1790 la croix de commandeur de l'ordre militaire de Marie Thérése. Pour recompenser ses longs et bons services, Sa Majesté l'Empereur François le nomma en 1805 Feldmaréchal et en 1807 Capitaine de la garde des Archers et de la garde du Palais.

Aimé et respecté de tous ses inférieurs, regretté des gens de lettres, cheri de ses égaux, estimé de son maître, la mort de cet homme rare, est une perte sensible pour l'état.

Son zéle inaltérable pour le service, son attachement inné pour l'Auguste maison d'Autriche, une aimable et constante gaité, et sa loyauté l'ont toujours distingué, et le font regretter de la cour, de ses amis, de ses subordonnés et du public.

En faisant part à M. M. les chevaliers de l'ordre (Pl. Tit.) du décés de ce digne confrère, on a l'honneur de reclamer respectueusement pour le salut de son ame, les messes et aumônes reglées par les statuts et ordonnances.

Expedié en la Chancellerie de l'ordre, Vienne ce 9. Janvier 1815.

Par Ordonnance de S. M. I. R. A.

Chef et Souverain de l'insgne Ordre de la Toison d'or.

DIE VON DER KANZLEI DES ORDENS VOM GOLDENEN VLIESSE AUSGEGEBENE TODESANZEIGE NACH DEM FÜRSTEN VON LIGNE.

ALPHABETISCHES ORTE- UND PERSONEN REGISTER

A.

Aachen, Bad, 111.
Abbaye-aux-Bois, 18, 19, 30.
Abdy Pascha, 280, 282.
Abensperg und Traun, Otto Ferdinand, Graf von, 185, 373.
Adair, Robert, Sir, 332, 333, 389.
Agen in Frankreich, 74, 357.
d'Agreda, Maria (Coroneli), 70, 356.
Ajud, 242, 379.
Alacoque, Marguerite Maria, 70, 356.
Albert, s. Sachsen-Teschen.
d'Albon, Claude-Camille-François, 228, 378.
d'Alembert, Le Rond genannt, 13, 300, 386.
Alexander, s. Rußland.
Alexander I., s. Rußland.
Algarotti, Francesco, Graf, 181, 372.
d'Aligre, Etienne François, 98, 361.
Althann, Michael Anton, Graf von, 185, 373.
d'Alton, Richard, Graf, 293, 294, 385.
Alt-Titschein, 297.
Alvinczy, Josef, Freiherr von Barberek, 368.
Ambrosi, Dr. Wenzel, 347, 349, 392.
Amiens, 190, 374.
Angelo, Kammerdiener des Fürsten von Ligne, 144.
Anhalt, Theodor Friedrich, Graf von, 381.
Anhalt, Prinz von, 247, 250, 261, 320.
Anhalt-Dessau, Friedrich Franz, Herzog von, 387.
Anhalt-Dessau, Leopold I., Fürst, 373.
Anhalt-Dessau, Moriz, Prinz von, 186, 373.
Anhalt-Zerbst, Sophie Auguste, Prinzessin von (Kaiserin Katharina II. die Große), 364.
Anna Amalie, s. Sachsen-Weimar.
Anna Iwanowna, s. Rußland.
Anna Leopoldowna, s. Rußland.
d'Antraigues, Emmanuel Louis, Graf, 158, 371.
Antwerpen, 67, 355.
Aragon und Benavidez, Johanna Monica von, Herzogin von Cordova und Segovia, 3.

Arcole, 368.
Arenberg, s. Marck.
Arenberg, August, Prinz von, 338, 390.
Arenberg, Herzog von, 386.
Arenberg, Karl Marie-Raymond, Herzog von, 390.
Arenberg, Prosper, Herzog von, 338, 390.
d'Argens, Jean-Baptiste, de Boyer, Marquis, 181, 186, 191, 300, 372.
d'Arnal, Johann, 288, 383.
Arnauld, Antoine, 70, 356.
Arnould, Sophie, 13.
Artois, Karl Philipp, Graf von (Karl X., König von Frankreich), 15, 16, 101, 102*, 104, 105, 106, 109, 110, 119, 140, 213, 347, 361, 362.
d'Aspremont, Oberst, 177, 178.
Aubri (Aubré), Pater, 83.
Auersperg, Johann Adam Joseph, Fürst von, 358.
Augsburg, 91.
August der Starke, s. Sachsen.
Auguste Wilhelmine Amalie Louise, s. Preußen.
Aumale, Herzog von, 367.
d'Aumerat, Brigadegeneral, 140.
Austerlitz, 41, 388.
Ayrenhoff, Cornelius von, 370.
Azow, 224.

B.

Bachzisarai, 130, 206, 216.
Bagration, Katharina, Fürstin (geb. Gräfin Skawronska), 41, 51, 388.
Bagration, Peter Iwanowitsch, Fürst, 388.
Baillet-Latour, Charles-Antoine-Maximilien-Joseph, Graf de, 313, 387.
Balaklava, 223.
Balsamo, s. Cagliostro.
Barlaimont, Graf, 384.
Barry, Marie Jeanne, Gräfin du, 13, 15, 94, 95, 360.
Barry, Wilhelm, Graf du, 95, 360.
Bartsch, Adam, 29.
Basel, 369.
Batthyány, Karl, Graf (Fürst), 358.
Baudour (ein in der Nähe von Belœil gelegenes, während der Kriege zu Beginn des 19. Jahrh. zerstörtes Schloß der Familie Ligne), 66, 69, 74, 85, 166.
Bayern, Johann Theodor, Herzog von, 91, 360, 368.
Bayern, Maximilian Joseph, Kurfürst von, 157, 370.
Bayreuth, Friedrich, Markgraf von, 368.
Beaulieu, Johann Peter, Freiherr von, 368, 384.
Beauregard (Herr), 115.
Beauvau-Craon, Anne-Gabrièle, 376.
Beethoven, 368.
Belgiojoso, Anton von, 384.
Belgiojoso, Ludwig Karl, Graf von, 28, 293, 384.
Belgrad, 27, 67, 245, 262, 275, 276, 280, 282, 284, 286, 288, 290, 291, 303, 355, 379.
Belœil, 2, 3, 4, 12, 14, 15, 20, 21, 23, 25, 28, 29, 38, 63, 66, 72, 74, 77, 109, 120, 140, 141, 150, 301, 316, 317, 321, 347, 366, 367.

Bender, Johann Blasius, Freiherr von, 384.
Berlin, 159.
Bertin, Rose, Mlle., 207, 377.
Besenval, Peter Victor, Baron von, 102, 297, 362.
Beudet (Budet), Abbé, 115.
Bezděkow (Bösig), 174, 176.
Biron, Armand Louis, de Gontaut, Herzog von (Herzog von Lauzun), 105, 362, 375.
Biron-Wartenberg, Gustav Calixt, Fürst von, 168, 372.
Blankenstein, Herr von, 77.
Bolza, Peter, Graf (Freiherr), 275, 382.
Bonaparte, s. Westphalen, s. Frankreich.
Bonnay, Herr von, 44.
Bonneval, Graf, 6.
Bösig, Kloster, 177.
Bösig, s. Bezděkow.
Bösigberg, 372.
Bossuet, Jacques-Bénigne, 70, 356.
Boufflers, Stanislas, Chevalier de, 13.
Bouillon, Jacques Leopold Charles Godefroid, de la Tour d'Auvergne, Duc de, 94, 364.
Bouillon, Marie Hedwig Eleonore, Herzogin von, 119, 364.
Bourbon, s. Enghien.
Bourbon, Louis Alexandre von, Prinz von Lamballe, 362.
Bourbon, Ludwig, Infant von, 372.
Bourbon, Ludwig II. von, Prinz von Condé, 71, 356.
Bourbon, Ludwig Joseph von, Prinz von Condé, 140, 367.
Bourbon, Marie-Thèrèse Louise von (Prinzessin von Lamballe), 362.
Braila, 306.
Braniczki, Franz Xaver, Graf, 245, 251, 379.
Braunau in Böhmen, 153, 340, 369.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog von, 141, 142, 367.
Braunschweig-Bevern, Anton Ulrich, Herzog von, 364.
Braunschweig-Wolfenbüttel, Karl I., Herzog von, 345, 391.
Brechainville, Ludwig, Graf, 380.
Brederode, Graf, 384.
Breslau, 10, 77, 357.
Brionne, Gräfin von, 44.
Brody, 42, 338.
Broschi, s. Farinelli.
Browne, Graf, 280, 322.
Brühl, Heinrich, Graf von, 144, 367.
Brunet, s. Montansier.
Brüssel, 17, 67, 68, 295, 355, 384, 385.
Brüssel, Hôtel de Ligne, in, 6, 68.
Budet, s. Beudet.
Bulgakow, Jakob Iwanowitsch, 292, 383.
Buzançais, Charles Paul François, de Beauvillers, Graf von, 117, 363.

C.

C..., Prinzessin, 68.
Cagliostro, Alexander, Graf von (Josef Balsamo), 116, 363.
Carlin, Martin, 15.

Carpani, Josef, 57.
Casanova, 36.
Cassano, 370.
Castel-Alfer, Graf, 148, 368.
Caylus, Marthe-Marguerite, de Villette de Murçai, Marquise de, 109, 363.
Champs-Elysées, 116.
Chanclos, Josepha, Gräfin von, 295, 385.
Chantilly, 144, 367.
Chappe d'Auteroche, Jean, Abbé, 226, 378.
Charlotte, s. Sachsen-Hildburghausen.
Chartres, s. Orléans.
Chaulieu, Guillaume, Amfrye, Abbé de, 321, 388.
Chavigny, Herr, 115.
Cherson, 27, 202, 207, 221.
Chevalier, Schauspieler, 139.
Chimay, Familie, 2.
Choiseul, Graf von, 318.
Choiseul, Herzogin, 207.
Choiseul-Amboise, Etienne François, Herzog von, 87, 359.
Choiseul-Praslin, Herzog, 376.
Choiseul-Praslin, Herzogin, 376.
Choiseul-Souffier, Marie-Gabriel Auguste Laurent, Graf von, 276, 285, 382.
Choiseul-Stainville, Beatrix, 363.
Chotin, 238, 254, 255, 270, 272, 380.
Chotin, Pascha von, 268.
Chotuzow, Putzmacherin, 138.
Christian VII, s. Dänemark.
Christine, s. Schweden.
Clary, s. auch Declari.
Clary, Christine, Fürstin, 30, 35, 38, 41, 322, 323, 325, 335, 336.
Clary und Aldringen, Johann Nepomuk, Fürst (Graf), 10, 60.
Clary und Aldringen, Karl, Graf von, 41, 53, 366.
Clemens XIV., Papst, 375.
Clerfayt, Karl Joseph, de Croix, Graf von, 91, 149, 153, 360.
Cobenzl, Johann Karl Philipp, Graf von, 37, 114, 155, 363.
Cobenzl, Johann Ludwig Joseph, Graf, Staatskanzler, 124, 205, 230, 257, 364.
Coigny, François Henry, de Franquetot, Duc de, 101, 110, 361.
Coigny, François-Marie-Casimir, de Franquetot, Marquis de, 362, 375.
Coigny, Louise Marthe, Marquise de, 25, 26, 54, 198, 201, 202, 206, 211, 220, 223, 224, 227.
Colloredo, Franz, Graf, 311, 313.
Colloredo, Joseph, Graf, 36.
Colloredo-Mansfeld, Franz de Paula Gundaccar I., Fürst von, 153, 369.
Colloredo-Mels und Wallsee, Joseph Maria, Fürst, 80, 358.
Collot d'Herbois, Jean-Marie, 139, 366.
Commercy, Karl Franz, Prinz von 90, 359.
Commines, Philippe, de la Clyte, Sire de, 187, 374.
Condé, s. Bourbon.
Conflans, Louis-Gabriel, de Brienne, Marquis d'Armentières, de, 362.

Conflans, Louise-Marthe, de Brienne, Marquise d'Armentières, de, 362, 375.
Consarbrück, 156, 370.
Conti, Louis-François José, Prinz von, 15, 98, 113, 363, 368.
Conway, Francis Seymour, Marquis of Hertfort, 101, 361.
Coralli, Jean, 337, 389.
Coroneli, s. d'Agreda.
Cortez, Ferdinand, 3.
Cosel, Anna Constanze, Gräfin von, 78, 79, 171, 357.
Créqui, Charles-Marie, Marquis de, 104, 362.
Créqui, Marquis de, französischer Marschall, 156, 370.
Croix-aux-Bois, 29.
Croix, la, Friseur, 94.
Cromau (Kromau), 357.
Croy, Emmanuel (?), Herzog von, 67.
Curtius Rufus, Quintus, 356.
Czartoryski, Adam Kasimir, Fürst, 244, 248, 379.

D.

Damas, Roger, Graf, 44, 164, 246, 247, 260, 372.
Dänemark, Christian VII., König von, 15, 377.
Danzig, 190, 374, 390.
Darmstadt, s. Hessen-Darmstadt.
Daun, Leopold Joseph, Graf, 157, 182, 370.
Davidovich, Paul, Freiherr von, 368.
„Declari", Christine, geborene von Ligne, 30.
Deffand, Marie, de Vichy-Chamron, Marquise du, 13, 199, 376.
Delille, Jacques, Abbé, 13, 110, 189, 190, 374.
Delligni (Fleury?), Adelaide, 30.
Depret, Charles Joseph, 30.
Dessau, Fürst von, 320.
Desseffy, Graf, 77.
Dettingen, 65.
Dettinger, Adjutant des Fürsten von Ligne, 141.
Dietrichstein, Maria Antonia, Gräfin von, 357.
Dimich, Paul, von Papilla, Freiherr, 380.
Dimitriew-Mamonow, Alexander Matvéewitsch, Graf, 127, 365.
Dolgoruki, Basil, Fürst, 250, 380.
Dolgoruki, Fürstin, 332.
Dolgoruki, Georg, Fürst, 251, 380, 389.
Dorset, John Frederick Germain, Sackville Herzog von, 101, 361.
Dresden, 10, 36, 75, 78, 328.
Dubitza, 380.
Duclos, Charles Pinot, Sieur, 316, 387.
Dumaine, Verleger, 23.
Dumas, Alexander der Ältere, 367.
Duras, Emmanuel August, Marquis de, 362.
Duras, Henriette Philippine, Marquise de, 105, 362.
Durazzo, Conte, 359.
Dutertre, Herr, 69.
Dux in Böhmen, 36.

E.

Edelstetten, 38, 158, 322, 323 bis 326.
Eden, Morton, Baron Henley, 148, 369.
Eisenberg in Böhmen, 41.
Elisabeth-Gorod, 229, 235, 238, 240, 252, 263, 271.
Elisabeth Petrowna, s. Rußland.
Elisabeth Wilhelmine, s. Österreich.
Elisabeth Wilhelmine Ludowika, s. Württemberg.
d'Enfer, Theodorich (Theodorich von Ripuarien), 65, 355.
Engelhardt, s. Galitzin.
Engelhardt, s. Jussupow.
Engelhardt, s. Skawronska.
Engelhardt, s. Samoïlow.
Enghien, Louis Antoine Henri, von Bourbon, Herzog von, 155, 161, 370.
England, Georg III., König von, 209, 377.
Epidauros, 349, 392.
Ermenonville, 99.
d'Espagnac, Marc-René, Baron, Abbé, 208, 377.
Essarts, Chevalier des, 69, 71.
Essen an der Ruhr, 355.
Este, Maria Beatrix Riccarda von, 367.
Esterházy, s. Hallewyl-Esterházy.
Esterházy, Anton, Graf, 362.
Esterházy, Nikolaus, Fürst, 38, 60.
Etrurien, König von, 168, 372.
Etteilla, Erfinder der Kartenaufschlagekunst, 115.
Ettenheim, 370.
Eupathoria, 215.
Eybenberg, Marianne von, 38, 39, 40, 391.

F.

Fagnolles, Grafschaft, 38.
Falkenstein, Graf von (Kaiser Joseph II.), 374.
Faltschi, 379.
Farinelli (Carlo Broschi), 278, 382.
Fassbender, Mathias, 370.
Favart, Marie, 13.
Fénelon, François de, 70, 356.
Ferdinand, s. Österreich.
Ferdinand, s. Württemberg.
Ferney, 12, 298.
Ferraris, Joseph, Graf, 384.
Fersen, Hans Axel, Graf von, 101, 361.
Fitzherbert, Alleyne, Baron St. Helens, 205, 210, 377.
Fitzjames, Charles, Herzog von Berwick, 115, 363.
Fleury, Schauspielerin, 30.
Fleury, s. Delligni.
Foksani, 383.
Folard, Jean-Charles, Chevalier de, 71, 356.
Fontainebleau, 102, 104.
Föse, Anneliese, 373.
Fouché, Polizeiminister, 54, 371.
Fournier, August, 55, 58.
Fox, Charles James, 333, 389.
France, Elisabeth, Mme. de, 362.
Frankenberg, Johann Heinrich, Graf, 373.
Frankfurt a. M., 87, 132.
Franklin, Benjamin, 377.

Frankreich, Franz I., König von, 381.
Frankreich, Heinrich IV., König von, 151, 372.
Frankreich, Ludwig XIV., König von, 11, 98, 144, 182, 183, 200, 287, 363.
Frankreich, Ludwig XV., König von, 13, 15, 44, 84, 95, 144, 270, 359.
Frankreich, Ludwig XVI., König von, 15, 19, 25, 95, 103, 285, 292, 377.
Frankreich, Ludwig XVII., Dauphin, 364.
Frankreich, Ludwig XVIII., König von, 341, 362.
Frankreich, Maria Leszczynska, Königin von, 84, 359, 376.
Frankreich, Marie Antoinette, Königin von, 15, 17, 19, 25, 101, 105, 108, 361, 362, 375, 390.
Frankreich, Napoleon I. Bonaparte, Kaiser von, 40, 48, 53, 55, 57, 147, 155, 160, 161, 329 bis 331, 333, 338 bis 341, 366, 368, 369, 371, 376, 388, 389, 390.
Franz I., s. Frankreich.
Franz, s. Österreich.
Franz I., s. Österreich.
Franz I., Stephan, römisch- deutscher Kaiser, 34, 41, 43, 48, 50, 53, 55, 56, 62, 73, 81, 93, 212.
Franz II., römisch-deutscher Kaiser, 156, 370, 387.
Franz Xaver, s. Sachsen.
Freiberg in Sachsen, 42.
Friederike, s. Preußen.
Friedland, 339, 390.
Friedrich, s. Preußen.
Friedrich August I. (August der Starke), s. Sachsen.
Friedrich der Große, s. Preußen.
Friedrich Heinrich Ludwig, siehe Preußen.
Friedrich Wilhelm II., s. Preußen.
Friedrich Wilhelm III., s. Preußen.
Friedrich Wilhelm Karl, siehe Preußen.

G.

Gaisruck, Josefine, Gräfin, 53.
Galitzin, Barbara Wassilijewna, Fürstin, geb. von Engelhardt, 228, 365, 378.
Gatschina, 270.
Gautier, Mme., 122.
Gent, 28, 295, 385.
Gentz, Friedrich von, 41, 47, 49, 59, 327, 330, 371, 388, 390.
Geoffrin, Marie-Thérèse, Rodet, Mme., 13, 199, 376.
Georg, s. Hessen-Darmstadt.
Georg III., s. England.
Georgios, Grieche, 242.
Gervasi, Herr von, 118.
Glossy, Dr. Karl, 55*.
Göchhausen, Luise von, 388.
Godoy, Manuel, Herzog von Alcudia, 151, 369.
Goethe, 38 bis 40, 51 bis 53, 63, 326, 327, 349, 352, 388, 391.
Görlitz, 10.
Graeffer, Franz, 62.
Gramont-Guiche, Beatrix, Herzogin von, 110, 363.

Grasset, Pater, 184.
Grégoire, Tänzerin, 73.
Greiner, s. Pichler.
Grenville, Thomas, Lord, 148, 368.
Grétry, André, 17, 367.
Griffet, Henri, Abbé, 139, 366.
Grimm, Melchior, Baron, 14, 387.
Grünne, Graf, Feldmarschalleutnant, 47, 48, 49, 56, 343.
Guillotin, Joseph, 15.
Guines, Adrien-Louis (Graf de Bonnière), Herzog von, 109, 363.
Gustav I., s. Schweden.
Gustav III., s. Schweden.
Gustav Adolf, s. Schweden.
Gustav II., Adolf, s. Schweden.
Gustav IV., Adolf, s. Schweden.

H.

Hadik, Marschall, 197, 274, 375.
Hagen, Klara von, 366.
Hager, Franz, Freiherr von, 49, 50, 56.
Hallewyl-Esterházy, Valentin Joseph, Graf, 102, 109, 362.
Hallwyl, Ferdinand, Graf von, 373.
Hamburg, 48.
Hanauska, Johann, 33.
d'Hannetaire, Angélique, 14, 17, 166, 372.
d'Hannetaire, s. Servandroni.
Hannover, 371.
Hardegg, Franz de Paula, auf Glatz und im Machlande, Graf von, 366.
Hardegg, Maria Ludowika (Louise) auf Glatz und im Machlande, Gräfin von, 136, 366.
Hardenberg, Karl August, Fürst von, 160, 371.
Harrach, Ferdinand, Graf, 9.
Haugwitz, Christian August Heinrich Kurt, Graf von, 329, 388.
Hayden, Freiherren von, zwei, 69.
Hayez, Verleger, 21.
Heigendorf, s. Jagemann.
Heinrich, s. Preußen, Friedrich Heinrich Ludwig.
Heinrich IV., s. Frankreich.
Heinrich XIV., s. Reuß.
Heinrich Friedrich Karl, siehe Preußen.
Henrion, Bildhauer, 4.
Hertzberg, Ewald Friedrich, Graf von, 248, 379.
Hessen-Darmstadt, Georg (Karl), Prinz von, 101, 361.
Hessen-Rheinfels-Rothenburg, Marie Hedwig Eleonore von, 364.
Hetzendorf, 81, 358.
Hietzing, 56.
Hochkirch, 10, 373.
Hohenlinden, 156, 370.
Hohenlohe-Ingelfingen, Friedrich Ludwig, Fürst von, 329, 388.
Hormayr, Joseph von, 370.
Horn, Prinzessin von, 72.
Howden, Lord, 388.
Hubertusburg, 12.
Huchet, Frau, 190.
Hume, David, 97, 361.

I.

I., Prinz, 89.
Ibrahim Nazir (Pascha), 263, 283, 381.

Isle-Adam, 144, 368.
Ismail, 306, 316, 386.
Iwan VII., s. Rußland.

J.

Jaennicke, Friedrich, 374.
Jagemann, Ferdinand, 330, 388.
Jagemann, Henriette Karoline Friederike (Frau von Heigendorf), 391.
Jakobiska, Hauptmann, 276.
Jansen, Cornelis, 356.
Jassy, 263, 264, 266, 267, 268.
Jemappes, 142.
Jena, 41.
Jermolow, Alexander Petrowitsch, 127, 365.
Jérôme Bonaparte, s. Westphalen.
Johann, s. Österreich.
Johann Theodor, s. Bayern.
Jordan, Charles Etienne, 186, 300, 373.
Josephsdorf auf dem Kahlenberg, 34.
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, 14, 18, 22, 23, 25 bis 28, 31, 123, 124, 128 bis 135, 174, 181, 182, 184, 185, 187, 188, 194, 203, 208, 209, 213, 235, 237 bis 240, 241 bis 246, 248 bis 250, 252, 253, 274, 276, 294 bis 296, 302, 308, 364, 369, 374, 378, 385, 392.
Jules, Gräfin, s. Polignac.
Jussuf Pascha, 319, 387.
Jussupow, Tatjana Wassilijewna, Fürstin, geb. von Engelhardt, 382.

K.

Kaffa (Theodosia), 223.
Kahlenberg, 34, 35, 47, 56, 58 bis 60, 62, 64, 167, 168, 345, 352.
Kaminiecz (Kamenetz-Podolsk), 272, 273, 380.
Kampmüller, P. Ignatius, 373.
Kanew, 203.
Kapudan-Pascha, 241, 248, 250, 260, 262.
Karas basar, 220.
Karl I., s. Braunschweig-Wolfenbüttel.
Karl V., römisch-deutscher Kaiser, 194, 374.
Karl VI., römisch-deutscher Kaiser, 3, 7, 90, 359.
Karl X., s. Artois.
Karl XII., s. Schweden.
Karl, s. Österreich.
Karl August, s. Sachsen-Weimar.
Karl Bernhard, s. Sachsen-Weimar.
Karl Eugen, s. Württemberg.
Karl der Große, Kaiser, 2, 65, 355.
Karl Wilhelm Ferdinand, s. Braunschweig.
Karlsbad, 39, 77.
Kastriota, Georg (Skanderbeg), 186, 373.
Katharina II., s. Rußland.
Katharina Alexeijewna, s. Rußland.
Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton, Fürst von, 27, 145, 153, 268, 284, 286, 368 bis 370.
Keith, James, 187, 373.

Keller, Dorotheus Ludwig Christoph, Graf von, 377.
Kheul, Karl, Freiherr von, 384.
Khevenhüller-Metsch, Johann Joseph, Fürst, 8, 9, 357.
Khevenhüller-Metsch, Rudolf, Graf, 357.
Kienast, Anton, 33.
Kiew, 198, 202.
Kilija, 306, 386.
Kinburn, 126, 205, 236, 239, 241, 262, 364.
Kinsky, Maria Theresia, Gräfin, 31.
Kinsky, Marie Sidonie, Fürstin, 31.
Kleist, von, Oberst, 371.
Klenak, 252.
Knebel (Karl Ludwig von), 51.
Knobelsdorf, Friedrich Wilhelm, von, 329, 388.
Koburg, Josias, Prinz von, 367, 390.
Koburg-Saalfeld, Friedrich Josias, Prinz von, 238, 254, 269, 290, 380.
Kolin, 10, 92, 370, 391.
Königsmarck, Aurora, Gräfin von, 381.
Kosciuszko, Thaddäus, 331, 389.
Králova Lhota, 24.
Kremenczuk, 202, 203.
Krim, 37, 123, 124.
Kudak, 203.
Kunersdorf, 10.
Kurland, Ferdinand, Herzog von, 357.
Kutusow, Michael Ilarionowitsch, Bolenischtschew, Fürst von Smolensk, 247, 366, 379.

L.

L..., Frau von, 207.
L., Herzogin von, 210.
Lacombe, Herr von, 140.
Lacy, Franz Moriz, Graf von, 27, 80, 81, 88, 92, 134, 143, 174, 182, 192, 193, 253, 262, 288, 291, 319, 358.
Laffite-Clavé, französischer Gardeoffizier, 231, 378.
La Garde, Graf de, 57.
Lamballe, Marie-Thérèse Louise, Prinzessin von, 17, 107, 362.
Lamballe, s. Bourbon.
Lambertye, Herr von, französischer Gardeoffizier, 101, 361.
Lambesc, s. Lothringen.
La Mettrie, Julien, Offroy de, 186, 373.
Langeron, Alexander, Graf, 57, 319, 387.
Lanius, Graf, 49.
Lanskoi, Alexander Dimitriewitsch, Reichsgraf, 127, 365.
Laroche, französischer Agent, 36.
La Rochefoucauld - Liancourt, François - Alexandre - Frédéric, Duc de, 228, 378.
Laskasow, 248.
La Tour, Prinz von (Karl Anselm Fürst von Thurn und Taxis), 145, 368.
Latour d'Auvergne, Henry de, Vicomte de Turenne, 73, 356.
Laudon, Gideon Ernst, Freiherr von, 135, 174, 177, 182, 185, 187, 277, 290, 295, 300, 365.
Lauzun, s. Biron.

Laxenburg, 43.
Lecouvreur, Adrienne, 381.
Lefebvre, François-Joseph, Herzog von Danzig, 340, 390.
Legros, Sauveur, 33, 347, 392.
Lemberg, 42.
Lenoir, Maria Franziska, 30.
Leo X., Papst, 191, 374.
Leoben, 369.
Leopold II., römisch-deutscher Kaiser, 28, 136, 137, 366, 386.
Leopoldsberg, 34.
Lesage, Alain René, 358.
Leszczynska, Maria, s. Frankreich.
Leszczynski, s. Polen.
Letorières, 85.
Leuthen, 10.
Levasseur, Therese, 361.
Lewtschin, s. Platon.
Leygeb, Sekretär des Fürsten von Ligne, 65, 146.
Liechtenstein, Emmanuel, Fürst von und zu, 9, 357.
Liechtenstein, Franz Joseph, Fürst von, 9.
Liechtenstein, Johann, Fürst von und zu, 390.
Liechtenstein, Joseph Wenzel, Fürst von und zu, 9, 92, 357, 360.
Liechtenstein, Karl Borromäus Joseph, Fürst von und zu, 380.
Liechtenstein, Karl Johann Nepomuk Anton, Fürst von und zu, 338, 390.
Liechtenstein, Maria Franziska, Prinzessin von, 9, 357.
Ligne, Adalbert Xaver, Prinz von, 10.
Ligne, Anton Joseph Ghislain, Prinz von, 355.
Ligne, Claudius Lamoral, Fürst von, 3, 4, 28, 355.
Ligne, Dorf, 2.
Ligne, Elisabeth Alexandrine Maria, Fürstin von, 7, 7*.
Ligne, Euphemie Christine Philippine Therese, Prinzessin von, 10, 358.
Ligne, de, Fanni Christine Claudine (Titine), 30, 35, 42, 50 bis 53, 55, 62, 330.
Ligne, Ferdinand, Prinz von, 67, 68, 355.
Ligne, Flora, Prinzessin von, 10, 37, 60.
Ligne, Franziska, Fürstin von, 19, 23, 43, 60, 293, 334, 335, 337, 366.
Ligne, Franziska Leopoldine, Prinzessin von, 10.
Ligne, Heinrich Ludwig Ernst, Fürst von, 3.
Ligne, Helene, Prinzessin, 29, 30 bis 32, 42, 43, 309, 336.
Ligne, Heribrand von, 2.
Ligne, Hôtel de, 347.
Ligne, Hôtel de, s. Brüssel; Wien.
Ligne, Johannes, Baron von, 355.
Ligne, Karl Joseph, Prinz von, 10, 18 bis 20, 29 bis 32, 35, 42, 50, 143, 174, 176 bis 178, 189, 190, 214, 219, 239, 240, 252, 253, 271 bis 274, 289, 305, 306, 308, 309, 316, 336.
Ligne, Lamoral, Graf von, 3, 355.
Ligne, Louise Marie Christine, Prinzessin von, 355.

Ligne, Ludwig Eugen Lamoral, Prinz von, 10, 28, 36, 38, 60, 392.
Ligne, Maria Josephine, Prinzessin von, 355.
Ligne, Maria Leopoldine Christine, Prinzessin von, 10.
Ligne, Michael, Baron von, 355.
Ligne, Mont de, 43, 51.
Ligne, Sidonie, Prinzessin von, 30 bis 33, 35, 42, 43, 309, 334 bis 337, 342.
Ligne, Walter von, 2.
Lille, 141, 367.
Lislebonne, Graf, 359.
Lissa in Böhmen, 21.
Lobkowitz, Fürst, 41, 49.
Lobkowitz, Karl, Fürst von, 9.
Lodi, 368.
Lolo, s. Clary.
Lomenie de Brienne, Etienne Charles de, Erzbischof von Toulouse, 98, 361.
Lothringen und Bar, Anton, Herzog von, 3.
Lothringen, Karl, Herzog (Prinz), von, 8, 13, 15, 17, 77, 78, 91, 119, 145, 192, 193, 357, 370.
Lothringen, Karl Eugen, Prinz von (Prinz von Lambesc), 44.
Lothringen, Luise von, 3.
Lothringen, s. Vaudemont.
Louis Ferdinand, s. Preußen, Ludwig Friedrich Christian.
Louveciennes, 13, 95, 360.
Louvois, François-Michel, Letellier, Marquis de, 268, 381.
Löwenstein-Wertheim, Leopold, Fürst von, 9.
Lubomirski, Franz Xaver, Fürst, 251, 380.
Lucchesini, Girolamo, Marchese, 191, 194, 195, 374.
Ludwig XIV., s. Frankreich.
Ludwig XV., s. Frankreich.
Ludwig XVI., s. Frankreich.
Ludwig XVII., s. Frankreich.
Ludwig XVIII., s. Frankreich, s. Monsieur.
Ludwig Eugen, s. Württemberg.
Ludwig Friedrich Christian, siehe Preußen.
Lulli, Giovanni Battista, 202, 377.
Lunéville, 38.
Luther, Martin, 345.
Lüttich, 91.
Lützow, Graf, 49.
Luxembourg Charles François Frédéric II. de Montmorency, Duc de, 117, 118, 363.
Luxembourg, Chevalier von, 102, 115.
Luxembourg, Marschallin von, 13.
Luxemburg, 384.
Luzzara, 359.
Lyon, 139.

M.

M., Marschallin von, 210.
Mack, Karl, Freiherr von Leiberich, 153, 369.
Mâcon, 140.
Mahmud, Pascha von Skutari, 238.
Mährisch-Neustadt, 18.
Maisonfort, Louis, Dubois-Descourt, Marquis de, 389.
Maisonfort, Marquise, 332.

Małachovski, Gustav, Graf, 340, 390.
Malfatti, Arzt, 59.
Malmesburry, James Harris, Graf von, 128, 365.
Malplaquet, 67.
Marassé, Aurora, Gräfin, 388.
Marck, Graf de la (August Prinz von Arenberg), 386, 390.
Marck, Louis Engelbert, Graf de la, 390.
Maria Christine, s. Österreich.
Maria Elisabeth, s. Österreich.
Maria Feodorowna, s. Rußland.
Maria Ludovika, s. Österreich.
Maria Paulowna, s. Sachsen-Weimar.
Mariaschein bei Töplitz, 43.
Maria Theresia, römisch-deutsche Kaiserin, 3, 4, 5, 22, 23, 82, 83, 87, 92, 123, 153, 296, 356 bis 359, 363, 364, 369, 385, 390.
Maria Antoinette, s. Frankreich.
Marie Louise, s. Österreich.
Marivaux, Pierre de, 357.
Marlborough, Herzog von, 45.
Marli in Belgien, 119.
Marmontel, 13.
Massalska, Helene, Prinzessin, 19, 22, 30, 190.
Masson, Advokat, 137.
Maubeuge, 320.
Maupertuis, Pierre-Louis, Moreau de, 186, 373.
Maurepas, Jean-Frédéric Phélippeaux, Graf von, 114, 363.
Max, s. Bayern.
Maxen, 10, 11, 84.
Maximilian Franz Xaver Joseph, s. Österreich.
Mayer, Anton, Freiherr von Heldenfeld, 48, 370.
Mazarin, Kardinal, 155.
Mehmet Pascha, 379, 386.
Meilhan, Gabriel, Sénac de, 302, 303, 386.
Melun, Maria von, 3.
Menou, General, 366.
Mercy-Argenteau, Florimond, Graf, 13, 16, 360, 390.
Mersch, Johann Andreas, van der, 293, 384, 386.
Mésengui, François Philippe, 70, 356.
Metternich, Klemens Lothar, Fürst, Staatskanzler, 62.
Meydinger, Christine, 34.
Meydinger, Johann, 34.
Meyer, Berliner Kaufmann, 38.
Michaud, Frères, 50.
Micielska, Gräfin, 31.
Migazzi, Christoph Bartolomäus Anton, zu Wall und Sonnenthurm, Graf, 373.
Mihaljewič, Stephan, Freiherr von, 287, 383.
Mirabeau, 390.
Mirepoix, Anne-Gabrièle, Marquise (Herzogin) von, 13, 199, 376.
Mirepoix, Pierre-Gaston François, Herzog von, 376.
Mithridates VI., der Große, Eupator, König von Pontus, 377.
Mitis, Dr. Oskar, Baron, 366.
Mitrowsky, Graf, Feldzeugmeister, 43.
Molinos, Miguel de, 356.

Möllendorf, Richard Joachim Heinrich, Graf von, 161, 371.
Mollinary, Anton, Freiherr von, 383.
Mons, 14, 29, 30, 312, 347, 367, 386.
Monsieur (Ludwig XVIII.), 104, 139, 362.
Montansier, Fräulein (Marguerite Brunet), 106, 362.
Montbazon, Mme. de, 375.
Montecuccoli, Anton, Graf, 89, 359.
Montespan, Françoise Athenaïs, Marquise von, 144, 367.
Montesquieu, Charles, de Secondat, Baron de Labrède et de, 268, 381.
Montmorency-Laval, André Pierre, Duc de, 319, 387.
Montmorency-Laval, Guy André Pierre de, 103, 362.
Montmorency - Laval, Mathieu-Jean-Félicité, Duc de, 319, 387.
Montmorin-Saint-Hérem, Armand-Marc, Comte de, 231, 378.
Montolieu, Jeanne-Isabelle-Pauline, Polier de Bottens, Baronin de, 351, 392.
Moreau, französischer Heerführer, 370.
Morel, Mme., 58.
Moskau, 227.
Motte-Guyon, Jeanne-Marie, de la, 70, 356.
Müller, Johannes von, 334, 389.
Münnich, Burckhardt Christoph, Graf von, 255, 374, 381.
Murat, Joachim, 331, 389.
Murray, Joseph Jakob, de Melgum, Graf, 365, 392.
Mustapha, Aga, 278, 279.

N.

Nádasdy-Fogáras, Franz Leopold, Graf, 193, 374.
Napoleon I. Bonaparte, s. Frankreich.
Narbonne-Lara, Louis, Graf, 13, 55, 56.
Narischkin, Ljew Alexandrowitsch Graf, 127, 364.
Narischkin, Oberststallmeister, 204.
Nassau, s. Oranien.
Nassau-Siegen, Clara Maria, Gräfin von, 355.
Nassau-Siegen, Karl Heinrich Nikolaus Otto, Prinz von, 80, 117, 204, 205, 231, 241, 247, 249, 251, 253, 258, 260, 261, 264, 270, 358, 363.
Necker, Jacques, 241, 379.
Neipperg, Maria Wilhelmine, Gräfin von, 81, 358.
Neipperg, Wilhelm Reinhard, Graf, 90, 236, 359, 379.
Neisse, 277.
Nény, Patrick Franz, Graf, 83, 91, 359.
Neustadt in Mähren, 181.
Neustädter, Michael von, 55*.
Nevers, Philipp-Julien, Mancini-Mazarin, Duc de, 321, 387.
Niemirow, 335.
Nigrelli, Maria, Gräfin, 362.
Nikita, 216.
Nikopoli, 261.
Noailles, Emanuel - Marie - Louis, Marquis de, 276, 382.
Noailles, Henriette Philippine de, 362.

Nogai, Tatarenfürst, 378.
Noot, Heinrich Karl Nikolaus, van der, 291, 293, 383, 385.
Normand & Cie., 20.
Nostitz-Rieneck, Friedrich Moriz, Graf, 370.
Novo-Georgiewsk, 241.
Nußdorf bei Wien, 151, 369.

O.

Ober-Sievering bei Wien, 34.
O'Donell, Joseph, Graf, 52 bis 53.
O'Donell, Moriz, Graf, 52, 62.
O'Donell, Titine, 53, 55.
Ofen, 47, 48.
Oranien, Friedrich Heinrich, Prinz von, 294, 385.
Oranien, Wilhelm I., Prinz von, Graf von Nassau, 294, 385.
Orléans, Elisabeth Charlotte, von, 363.
Orléans, Herzog von, 116.
Orléans, Louis-Philippe, Herzog von (Herzog von Chartres), 115, 297, 363, 385.
Orléans, Louis-Philippe Joseph, Herzog von (Herzog von Chartres, Philipp Egalité), 13, 115, 363.
Orléans, Ludwig, Herzog von, 363.
Orléans, Philipp II., von, 363.
Orlow, Alexis, 228, 378.
Orlow, Grigorij Grigorjewitsch, 127, 364.
Osman Pascha, 275, 278, 279, 281, 288 bis 290.
Osterode, 340, 390.
Österreich, Elisabeth Wilhelmine, Erzherzogin, 385.
Österreich, Ferdinand, Erzherzog von, 141, 367.
Österreich, Franz, Erzherzog von (Kaiser Franz I. von Österreich), 137, 366.
Österreich, Franz I., Kaiser von, 327, 343, 365, 388.
Österreich, Johann, Erzherzog von, 156, 370.
Österreich, Karl Ludwig Johann, Erzherzog von, 47, 50, 56, 153, 156, 370.
Österreich, Maria Christine, Erzherzogin von, 28, 141, 142, 367.
Österreich, Maria Elisabeth, Erzherzogin von, 7.
Österreich, Maria Ludowika, Kaiserin von, 53, 327, 388, 391.
Österreich, Marie Louise, Erzherzogin von, 53, 366.
Österreich, Maximilian Franz Xaver Joseph, Erzherzog von, 368.
Otaheiti (Tahiti), Königin von, 257, 381.
Otschakow, 205, 235, 236, 239, 242, 244 bis 246, 248 bis 250, 255, 257, 261, 263, 273, 303, 308, 381.
d'Oubril, Peter, 341, 391.
Oudenarde, 67.
Oxford, Horace, Walpole, Graf von, 13, 181, 372.

P.

Pahlen, Peter Ludwig, von der 246, 379.
Pálffy von Erdöd, Johann Baptist, Graf, 10, 358.

Pálffy von Erdöd, Johann Leopold, Graf, 80, 81, 358.
Panin, Nikita Iwanowitsch, Graf, 127, 364.
Parientos, Moriz Gomez de, 50.
Parma, Margarethe von, 384.
Parthenizza, 211, 215, 216, 319.
Pascal, Blaise, 70, 356.
Paul I., s. Rußland.
Pellegrini, Karl Klemens, Graf, 185, 373.
Perekop, 124.
Perewolotscha, 202, 377.
Pergen, Johann, Graf, 34, 35.
Pest, 343.
Peter I., s. Rußland.
Peter III., s. Rußland.
St. Petersburg, 364.
Peterwardein, 286.
Pfalz, Karl Ludwig, Kurfürst von der, 363.
Phaedrus, 356.
Philipp V., s. Spanien.
Philipp Egalité, s. Orléans.
Philippine Charlotte, s. Preußen.
Philosophopolis (Belœil), 25.
Pichler, Caroline, geb. von Greiner, 46, 350, 392.
Pillgramm, Agent, 60.
Pimodan, Comte de, 366.
Pinto, Major, 194, 195.
Platon (Lewtschin), Metropolit, 228, 378.
Polastron, Mme., 110.
Polastron, Jolanthe-Martine-Gabrièle de, 361.
Polen, Stanislaus I., Leszczynski, König von, 144, 368, 374.
Polen, Stanislaus II. August, Poniatowski, König von, 79, 127, 180, 188, 203, 204, 249, 340, 358, 366.
Polignac, Armand-Jules-François, Herzog (Graf) von, 102, 109, 361.
Polignac, Auguste Jules Armand Marie, Fürst (Graf), 364.
Polignac, Diana, Gräfin, 102, 109, 362.
Polignac, Herzogin von, 17, 102, 103, 110, 117, 123.
Poltawa, 341, 377.
Polybios, 71, 356.
Pompadour, Jeanette Antoinette Poisson, Marquise de, 84, 144, 359.
Poniatowski, s. Polen.
Poniatowski, Joseph Anton, Fürst, 252, 272, 380.
Ponte, da, Komponist, 383.
Portail, Jeanne-Antoinette, 375.
Porte, Herr de la, 68, 72, 73, 74.
Port-Royal des Champs, 70, 197, 356.
Potemkin, Georg Alexandrowitsch, Fürst von Taurien, 26, 27, 127, 162, 200, 203, 205, 236, 237, 239, 241 bis 251, 253, 255, 256, 269, 273, 274, 292, 301, 308, 317, 364, 378 bis 382.
Potemkin, Michael, Fürst, 382.
Potemkin, Tatjana Wassilijewna, Fürstin, 274.
Potocki, Franz, Graf, 42, 43, 334, 342.
Potocka, Helene, Gräfin, 42, 43, 336.

Potocki, Ignaz, Graf, 139, 366.
Potocka, Sidonie, Gräfin, 64.
Potocki, Stanislaus Felix, Graf, 340, 381, 390.
Potocki, Vinzenz, Graf, 31, 32, 33, 42, 309, 334, 335, 338, 342.
Prades, Jean-Martin, de, Abbé, 186, 373.
Prag, 355, 373.
Preßburg, 369, 379.
Preußen, Auguste Wilhelmine Amalie Louise, Königin von, 371.
Preußen, Friederike, Prinzessin von, 371.
Preußen, Friedrich, Prinz von, 15.
Preußen, Friedrich der Große, König von, 4, 5, 11, 14, 18, 22, 153, 173, 176, 180 bis 198, 213, 243, 284, 286, 333, 369, 372, 373, 374, 386.
Preußen, Friedrich Heinrich Ludwig (Heinrich), Prinz von, 15, 87, 177, 213, 359, 373.
Preußen, Friedrich Wilhelm II., König von, 377.
Preußen, Friedrich Wilhelm III., König von, 158, 161, 341, 342, 371.
Preußen, Friedrich Wilhelm Karl, Prinz von, 159, 371.
Preußen, Heinrich Friedrich Karl, Prinz von, 371.
Preußen, Ludwig Friedrich Christian (Louis Ferdinand), Prinz von, 41, 42, 159, 329, 371, 388.
Preußen, Philippine Charlotte, Prinzessin von, 391.
Pugatschew, Jemelian, 229, 304, 378.
Pully, Frau von, 114, 115.
Puttermans, Arzt, 57.
Pyrrhus, König von Epirus, 386.

Qu.

Quarin, Josef, Freiherr von, 385.
Quiré, Maria Josephine Claudine de, 7, 7*.
Quosdanowitsch, Peter Vitus von, 368.

R.

Radměřitz, 171.
Radziwill, Familie, 20.
Rameau, Jean-Philippe, 202, 377.
Ramillies, 67.
Rayan (Ruda?), 238, 379.
Razumowski, Andreas Kyrillowitsch, Graf (Fürst), 89, 148, 332, 359, 391.
Reichenbach, 307, 386.
Remiremont, 355.
Repnin, Nikolai Wassilijewitsch, Fürst, 248, 379.
Reuß, Heinrich XIV., Fürst von, Graf und Herr von Plauen, 39.
Ribas, Joseph de, 306, 386.
Ribblesdale (Riversdale?) of Gisburn-Park, Thomas, Lister, Esqu., 77, 357.
Richelieu, Armand Emmanuel, Duplessis, Herzog von, 319, 387.
Richelieu, Armand Jean, Duplessis, Herzog von, 155.
Ried, Josef Heinrich, Freiherr von, 197, 375.
Rimskoi-Korssakow, Michael, 127, 365.

Ripuarien, s. d'Enfer.
Rivarol, 13.
Riversdale, s. Ribblesdale.
Rivoli, 368.
Robinson Crusoe (Napoleon I.), 57.
Roche-Valain, Renauld, de la, 70.
Rocroy, 109, 110.
Rogerson, Leibarzt der Kaiserin Katharina II., 210.
Rohan-Guéménée, Fürst, 375.
Roland, J. J., 30.
Rolin, Oberst, 370.
Roman a. d. Moldawa, 263, 381.
Rond, Le, s. d'Alembert.
Rosenberg-Orsini, Franz Xaver Wolf, Fürst, 153, 365.
Rösler, Fräulein von, 324.
Rousseau, Jean-Baptiste, 100, 205, 361.
Rousseau, Jean-Jacques, 14, 24, 95, 96, 98 bis 100, 181, 360.
Rousseau, Pierre, 96, 360.
Rouvroy, Johann Theodor, Freiherr von, 252, 272, 380.
Ruda, s. Rayan.
Rudolph II., römisch-deutscher Kaiser, 3.
Rumbold, George Berriman, Sir, 161, 371.
Rumjanzow - Sadunaiskij, Peter Alexandrowitsch, Graf, 252, 254, 262, 269, 272, 380.
Rußland, Alexander, Großfürst von, 270.
Rußland, Alexander I., Kaiser von, 156, 341, 370, 391.
Rußland, Anna Iwanowna, Kaiserin von, 232, 364, 378.
Rußland, Anna Leopoldowna, Großfürstin von, 364.
Rußland, Elisabeth Petrowna, Kaiserin von, 232, 379.
Rußland, Iwan, Großfürst von (Iwan VII.), 127.
Rußland, Katharina II., Kaiserin von, 14, 22, 24, 26, 27, 37, 125, 144, 200, 204, 205, 209, 214, 221 bis 228, 230, 232 bis 236, 243, 248, 270, 285, 292, 294, 297, 299, 300, 301, 304, 306, 309, 316, 317, 319, 320, 362, 364, 374, 378, 379, 381, 385, 386.
Rußland, Katharina Alexeijewna, Kaiserin von, 377.
Rußland, Maria Feodorowna, Großfürstin von, 128, 365.
Rußland, Paul I., Kaiser von, 58, 60, 128, 162, 270, 365, 369, 379.
Rußland, Peter I., Kaiser von, 268, 304, 316, 317, 376, 379.
Rußland, Peter III., Kaiser von, 127, 364.
Rzewuska, Rosalie, Gräfin, 55.

S.

Sachsen, s. Saxe.
Sachsen, Franz Xaver, Prinz von, 36.
Sachsen, Friedrich August I., (August der Starke), Kurfürst von, 78, 79, 172, 357.
Sachsen, Moriz, Graf von (Marschall von Sachsen), 186, 381.
Sachsen - Hildburghausen, Charlotte, Herzogin von, 371.

Sachsen-Teschen, Albrecht (Albert), Herzog von, 27, 141, 142, 367.
Sachsen-Weimar, Anna Amalie, Herzogin von, 391.
Sachsen-Weimar, Karl August, Herzog von, 41, 43, 51, 52, 58, 328, 344, 345, 391.
Sachsen-Weimar, Karl Bernhard, Herzog von, 330, 389.
Sachsen-Weimar, Maria Paulowna, Herzogin von, 391.
Sachsen - Weißenfels, Johanna Magdalena, Herzogin von, 75, 357.
Saiffert, s. Seiffert.
Saint-Julien, Joseph, von Guyard, Graf von, 358.
Saint-Simon, Louis de Rouvray, Herzog von, 109, 363.
Salm-Kyrburg, Fürst, 19.
Salm-Kyrburg, Johannes, Fürst, 9.
Salm-Reifferscheid, Leopold, Graf, 9.
Salm-Salm, Alexandrine, Prinzessin zu, 6.
Salm-Salm, Ludwig Otto, Fürst zu, 6.
Samoïlow, Alexander Nikolajewitsch, Graf, 382.
Samoïlow, Katharina Sergeijewna, Gräfin, geb. von Engelhardt, 274, 382.
Sans-Souci, 11.
Sardinien, Victor Amadeus III., König von, 148, 369.
Sarti, Guiseppe, 256, 273, 381.
Saudrouin, Vicomte de, 14.
Savary, Polizeiminister, 54.
Savoyen, Eugen, Prinz von, 3, 25, 50, 65, 90, 156, 196, 355, 375.
Savoyen-Carignan, Marie-Thérèse Louise von, 362.
Sawadowski, Peter, 127, 365.
Saxe, Chevalier de (Sohn des Prinzen Franz Xaver von Sachsen), 36, 37.
Schabatz, 29, 245, 252, 253, 280, 296, 316.
Schaffgotsche, Graf, 43.
Schalin-Ghirai, Khan, 221, 223, 263, 377.
Scherbatow, Fürst, 37.
Scherbatow, Prinzessin, 365.
Schlitter, Dr. Hans, 357.
Schlüsselburg, 364.
Schmid, Josef, 57.
Schneider, Johann, 34.
Schneider, Katharina, 34.
Schönbrunn, 369.
Schorlemmer, Karl Maximilian von, 91, 360.
Schrattenbach, Franz Ferdinand, Graf, 90, 359,
Schröck, P. Michael, 373.
Schröder, Gottfried, Freiherr von, 384.
Schulkow, Gräfin, 42.
Schuwalow, Graf, 378.
Schwarzenberg, Ernst, Fürst, 41.
Schwarzenberg, Karl, Fürst, 41, 56.
Schweden, Christine, Königin von, 304, 386.
Schweden, Gustav I., König von, 303, 386.
Schweden, Gustav III., König von, 15, 303, 304, 377, 386.

Schweden, Gustav Adolf, König von, 158, 303.
Schweden, Gustav II. Adolf, König von, 386.
Schweden, Gustav IV. Adolf, König von, 341, 391.
Schweden, Karl XII., König von, 71, 78, 79, 172, 202, 233, 303, 304, 324, 356, 377.
Schweidnitz, 10.
Schwerin, Kurt Christoph, Graf von, 186, 373.
Scudery, Madeleine de, 378.
Sebastiani, Horace-François, de la Porta, Graf, 376, 385.
Sebastopol, 205, 221, 302.
Sédaine, Dichter, 367.
Ségur, Louis-Philippe, Graf von, 13, 27, 102, 117, 125, 126, 202, 205 bis 209, 229, 252 bis 255, 257, 261, 263, 277, 280, 282, 362, 375, 378.
Seiffert (Saiffert), Andreas, 277, 382.
Selim III., Sultan, 298, 308, 320, 341, 385.
Semlin, 274, 275, 277, 288, 289.
Servandroni, s. d'Hannetaire.
Servandroni d'Hannetaire, Jean Nicolas, 14, 17.
Sganarelle, 96, 361.
Silly, Gräfin, 115.
Simiane, Frau von, 108.
Skanderbeg, s. Kastriota.
Skawronska, s. Bagration.
Skawronska, Katharina Wassilijewna, Gräfin, geb. von Engelhardt, 274, 382.
Skawronski, Paul, Graf, 382.
Soler, Vincente Martin y (Martini lo Spagnuolo), 383.
Sollogub, Iwan, Graf, 251, 380.
Soltykow, Nikolai Iwanowitsch, Fürst, 254, 380.
Soltykow, Peter Semenowitsch, Graf, 127, 364.
Sophie Dorothea, s. Württemberg.
Soritzch, Günstling Katharinas II., 127, 365.
Spa, 109, 111.
Spagnuolo, s. Soler.
Spanien, Philipp V., König von, 383.
Spiegel, Freiherr von, 10.
Spiegel, Herr von, weimarischer Kammerherr, 52.
Spork, Franz Anton, Graf, 21.
Stackelberg, Gustav, Graf, 55, 56.
Stackelberg, Otto Magnus, Reichsgraf von, 162, 372.
Stadion - Warthausen, Johann Philipp, Graf, 48.
Staël, Frau von, 46.
Stanislaus I. Leszczynski, siehe Polen.
Stanislaus II. August Poniatowski, s. Polen.
Starhemberg, Georg Adam, Fürst von, 84, 153, 359, 369.
Staroi Krim, 207.
Sternberg, Graf (Kaspar?), 49.
Stolpen, Schloß, 78, 171.
Straßburg im Elsaß, 18, 116.
Stuart, Maria, 3.
Subow, Platon, Graf (Fürst), 36, 37, 127, 365, 387.

Suwórow-Rimnikskij, Alexander Wasiljewitsch, Graf, 154, 370, 376.
Swieten, Gottfried van, 35.

T.

Tahiti, s. Otaheiti.
Talleyrand-Périgord, Charles-Maurice, Fürst von, Benevent, Prinz von, 58, 339, 340, 390.
Tarnów, 342.
Tauris, 162, 206.
Tempsky, Buchhändler, 49.
Terschitz, Oberstleutnant, 278, 279.
Theodosia, 220.
Theodosia, s. Kaffa.
Thugut, Johann Amadeus Franz de Paula, Freiherr von, Minister, 35, 36, 147, 148, 151, 154, 155, 368, 369.
Thürheim, Aloisia Franziska, Gräfin, 358.
Thürheim, Lulu, Gräfin, 30.
Thurn und Taxis, s. La Tour.
Tilsit, 340, 341, 391.
Titine, s. Ligne.
Töplitz, 35, 36, 41, 51, 52, 327, 330, 335 bis 338, 342, 344, 345, 349, 388, 392.
Torgau, 85.
Toscana, Sängerin, 168, 372.
Tournay, 140.
Trafalgar, 371.
Trauttmansdorff, Ferdinand, Graf (Fürst), 28, 158, 159, 293, 294, 371, 385.
Turenne, s. Latour.

U.

Ulm, 41, 369, 388.
Ursel und Hoboken, Wolfgang Wilhelm, Herzog von, 293, 384, 386.

V.

Valenciennes, 142, 143, 367.
Varennes, 361.
Vaudemont, Karl Thomas, Prinz, 90, 359.
Vaudemont, Prinz von (Prinz von Lothringen und Bar), 44.
Vaudreuil, Joseph Franz, Graf von, 102, 362.
Vaugemont, Graf, 56.
Verdier, Abbé, 69.
Versailles, 178, 377.
Victor Amadeus III., s. Sardinien.
Vigée-Lebrun, Mme., 207, 377.
Villeroy, Madeleine Angélique, de Neufville, de, 364.
Villers-Cotterêts, 144, 367.
Vincennes, 370.
Vincent, Karl, Freiherr von, 340, 390.
Vitzthumb, Ignaz, 17.
Voghera, August, Marquis de, 193, 194, 374.
Voltaire, 12, 13, 22, 190, 298 bis 300, 321, 363, 373, 385, 388.
Vonck, François, 384, 386.

W.

W..(a), Frau (Fräulein Wolters?), 58, 168, 372.
Wachtendonk, Besitztum, 5, 373.

Wallis, Gräfin, 131, 365.
Wallis, Patrick Olivier, Graf, 49, 365.
Walpole, s. Oxford.
Warschau, 342.
Wartensleben, Wilhelm Ludwig Gustav, Graf, 380.
Wassiltschikow, Alexander Semenowitsch, 127, 364.
Weerth, Johann von, 11.
Wegstädtl, 372.
Weimar, 51, 52.
Weishaupt, Adam, 387.
Werky, Klosterkirche bei, 32.
Westphalen, Jérôme Bonaparte, König von, 340, 390.
Wieland, 52, 352.
Wien, 293, 304 bis 306, 309, 311 bis 313, 326, 330, 334 bis 336, 338, 345, 347, 350, 390.
Wien, Hôtel de Ligne, in, 33, 46.
Wien, Mölkerbastei, 8, 33, 44, 46, 58.
Wimpffen, Maximilian Freiherr von, 370.
Witt, Joseph von, 380.
Witt, Sophie von, 255, 272, 380.
Wittekind, Herzog, 2, 65.
Wolf, Oberleutnant, 178.
Wolkonsky, Generaladjutant, 59.
Wolters, s. W..(a).
Wörlitz, 320, 321, 387.
Wrbna-Freudenthal, Karl Wenzel, Graf, 77, 357.
Wurmser, Dagobert, Sigmund, Graf, 368.
Württemberg, Elisabeth Wilhelmine Ludowika, Prinzessin von, 365.
Württemberg, Ferdinand, Prinz von, 59.
Württemberg, Karl Eugen, Prinz von, 357.
Württemberg, Ludwig Eugen, Prinz von, 76, 157, 357.
Württemberg, Sophie Dorothea, Prinzessin von, 365.
Wynn, Henry Watkin Williams, Sir, 332, 389.

Y.

York, Frederick, Herzog von, 141, 367.
Ypsilantis, Alexander I., Fürst, 380.

Z.

Zamoiska, Gräfin, 46.
Zamoiska, Ursula, Gräfin, 31.
Zarskoje Selo, 232, 296, 316, 321, 387.

Inhalt

Die Zahlen nach dem Text bedeuten die Seite, die Zahlen in Klammern geben die Nummer des betreffenden Briefes an

VORWORT . . . . . Seite XIII bis XVII.

BIOGRAPHISCHE EINLEITUNG . . . . . Seite 1 bis 64.

ERINNERUNGEN . . . . . Seite 65 bis 170.

BRIEFE . . . . . Seite 171 bis 352.

An die Gräfin Cosel: 171 (1).

An den Prinzen Karl: 174 (2), 176 (3, 4), 177 (5), 178 (6), 271 (39), 272 (40), 273 (41), 305 (56, 57).

An den König von Polen: 180 (7), 188 (8).

An die Marquise von Coigny: 198 (9), 201 (10), 202 (11), 206 (12), 211 (13), 220 (14), 223 (15), 224 (16), 227 (17).

An den Grafen Ségur: 229 (18), 252 (31), 253 (32), 254 (33), 255 (34), 257 (35), 261 (36), 263 (37), 277 (44), 280 (45), 282 (46).

An die Kaiserin Katharina II.: 232 (19), 294 (52), 297 (53, 54), 301 (55), 306 (58), 309 (60), 316 (63), 317 (64), 319 (65), 320 (66).

An Kaiser Joseph II.: 235 (20), 238 (21), 240 (22), 241 (23), 242 (24), 243 (25), 245 (26), 246 (27), 248 (28), 249 (29), 250 (30), 274 (42), 276 (43).

An den Fürsten Kaunitz: 268 (38), 284 (47), 286 (48).

An den Feldmarschall Lacy: 288 (49), 291 (50).

An die Fürstin von Ligne: 293 (51).

An die Prinzessin Ligne-Potocka: 309 (59), 336 (76).

An den Grafen Franz Colloredo: 311 (61), 313 (62).

An die Fürstin Christine Clary: 322 (67), 323 (68), 325 (69).

An Goethe: 326 (70), 349 (85, 86).

An Kaiser Franz I.: 327 (71), 343 (81).

An Herzog Karl August von Sachsen-Weimar: 328 (72), 344 (82), 345 (83).
An Friedrich von Gentz: 330 (73).
An den Grafen Vinzenz Potocki: 334 (74), 335 (75), 338 (77), 342 (80).
An den Fürsten August von Arenberg: 338 (78).
An den Grafen Franz Potocki: 342 (79).
An den Sekretär Legros: 347 (84).
An Caroline Pichler: 350 (87).

ANMERKUNGEN . . . . . Seite 353 bis 391.
ANHANG . . . . . Seite 393 bis 400.
ALPHABETISCHES ORTE- UND PERSONENREGISTER Seite 403 bis 424.

Bilder

Die mit * bezeichneten Bilder sind mehrfarbig

*Titelbild: Der Fürst von Ligne als Gardekapitän. Anonymes Pastellbild aus den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts.

1. Schloß Belœil in Flandern. Lithographie aus den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts. Nach Seite 4.
2. Prinz Karl von Ligne. Schabkunstblatt von Clarot, nach einem Gemälde von Grassi (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 18.
3. La Dame du Palais de la Reine. Kupferstich von Martini nach Moreau le Jeune (Albertina, Wien). Nach Seite 24.
4. Therese Gräfin Kinsky-Dietrichstein. Schabkunstblatt von Bernard nach Grassi. Nach Seite 30.

*5. Gräfin Pálffy und Baronin Spiegel, die Töchter des Fürsten von Ligne. Albumblatt von Gräfin Lulu Thürheim. Nach Seite 36.

6. Das Ligne-Zimmer im Fürstlich Claryschen Schlosse zu Töplitz. Nach Seite 50.
7. Kaiserin Maria Theresia. Kreidezeichnung von Gabriel Mathieu (Albertina, Wien). Nach Seite 72.
8. Franz I., Römisch-Deutscher Kaiser. Kupferstich von Ridinger (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 80.

*9. Die Marquise von Pompadour. Crayonzeichnung von Maurice Quentin de la Tour (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 84.

10. Der Fürst von Ligne in seiner Equipage vor dem Augarten in Wien. Kupferstich von Ziegler (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 90.
11. Gräfin du Barry. Kupferstich von Beauvarlet (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 94.
12. Königin Maria Antoinette. Schabkunstblatt von Haid (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 102.
13. Die Herzogin von Polignac. Kupferstich von Fischer nach Vigée-Lebrun (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 110.

14. König Ludwig XVI. Kupferstich von Müller nach dem Gemälde von Duplessis (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 118.
15. Die Prinzessin von Lamballe. Schabkunstblatt von Malgot nach dem Gemälde von Hickel (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 112.
16. Erzherzogin Maria Christine. Anonymes Gouachebildnis. Nach Seite 142.
17. Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Miniature von H. F. Füger. Nach Seite 150.

*18. Der Fürst von Ligne in jüngeren Jahren. Anonyme französische Miniature. Nach Seite 172.

19. Prinzessin Helene von Ligne-Potocka. Schabkunstblatt von Bernard (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 190.
20. Die Marquise von Coigny. Radierung von Lalauze nach Thomas Lawrence (Bibliothèque Nationale, Paris). Nach Seite 198.
21. Russische Sänger. Kupferstich von Gaillard nach Le Prince (Albertina, Wien). Nach Seite 204.
22. Nogaische Frauen. Kupferstich von Geisler (Nationalbibliothek, Wien). Nach Seite 210.
23. Tscherkessischer Edler zu Pferde. Kupferstich von Geisler (Nationalbibliothek, Wien). Nach Seite 226.
24. Die Einnahme von Akjerman durch die Russen. Kupferstich von Loeschenkohl. Nach Seite 236.
25. Die Belagerung von Otschakow. Kupferstich von Loeschenkohl. (In dem Erdwerke rechts die erste Figur von links: Der Fürst von Ligne, neben ihm Potemkin). Nach Seite 246.
26. Fürst Potemkin. Schabkunstblatt von Walker (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 250.
27. Ansicht der Stadt Jassy. Kupferstich von Balzer. Nach Seite 262.
28. Sophie de Witt-Potocka (Die schöne Fanariotin). Nach einem Gemälde von Lampi. Nach Seite 272.
29. Die Eroberung von Belgrad durch die österreichischen Truppen. Fächerblatt von Kreutzenfeld (?). Nach Seite 276.
30. Staatskanzler Fürst Kaunitz. Kohlezeichnung von Jakob Schmutzer (Albertina, Wien). Nach Seite 284.
31. Spottbild auf die belgische Revolution. Kupferstich von Loeschenkohl. Nach Seite 292.

*32. Kaiser Joseph besichtigt in der Nähe von Brüssel die Grenadier-Division von Ligne-Infanterie. (Links vom Kaiser General Graf Murray, rechts der Fürst von Ligne.) Aquarell von Sauveur Legros (Albertina, Wien). Nach Seite 294.
33. Kaiserin Katharina II. Schabkunstblatt von Walker (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 298.
34. Tatarische Mursen. Kupferstich von Geisler (Nationalbibliothek, Wien). Nach Seite 318.
35. Fürstin Christine Clary. Handzeichnung des Fürsten Anton Radziwill. Nach Seite 324.
*36. Gräfin Titine O'Donell-Ligne. Anonyme französische Miniature. Nach Seite 328.
*37. Gräfin Sidonie Potocka-Ligne. Aquarell von Bruloff. Nach Seite 334.
38. Ansicht der Stadt Töplitz in Böhmen. Aquarell von Venuto (Fideikommißbibliothek, Wien). Nach Seite 338.
*39. Graf Franz Potocki. Aquarell von Bruloff. Nach Seite 342.

Beilagen

Albumblatt Goethes für Gräfin Titine O'Donell-Ligne. Nach Seite 64.
Ein Billett des Fürsten von Ligne. Nach Seite 170.
Die von der Kanzlei des Ordens vom Goldenen Vließe ausgegebene Todesanzeige nach dem Fürsten von Ligne. Nach Seite 400.

Gedruckt bei Manz in Wien im Jahre Neunzehnhundertzwanzig - Die Herstellung der Bilder besorgte die Wiener Kunstdruck-Gesellschaft m. b. H. vormals Kunstanstalt J. Löwy - Die Einbände wurden in der kunstgewerblichen Werkstätte von Albert Günther in Wien ausgeführt

University of
Connecticut
Libraries